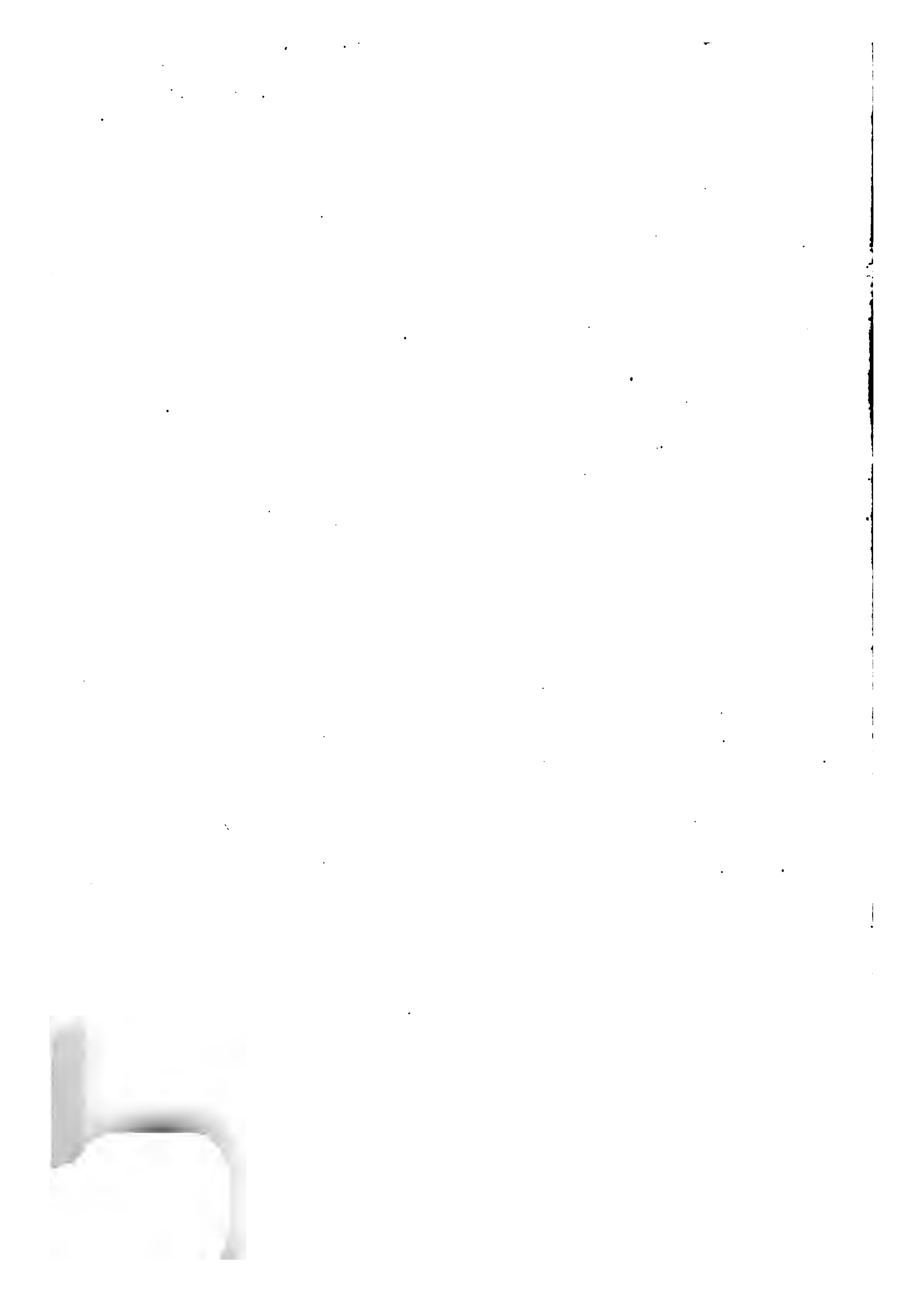
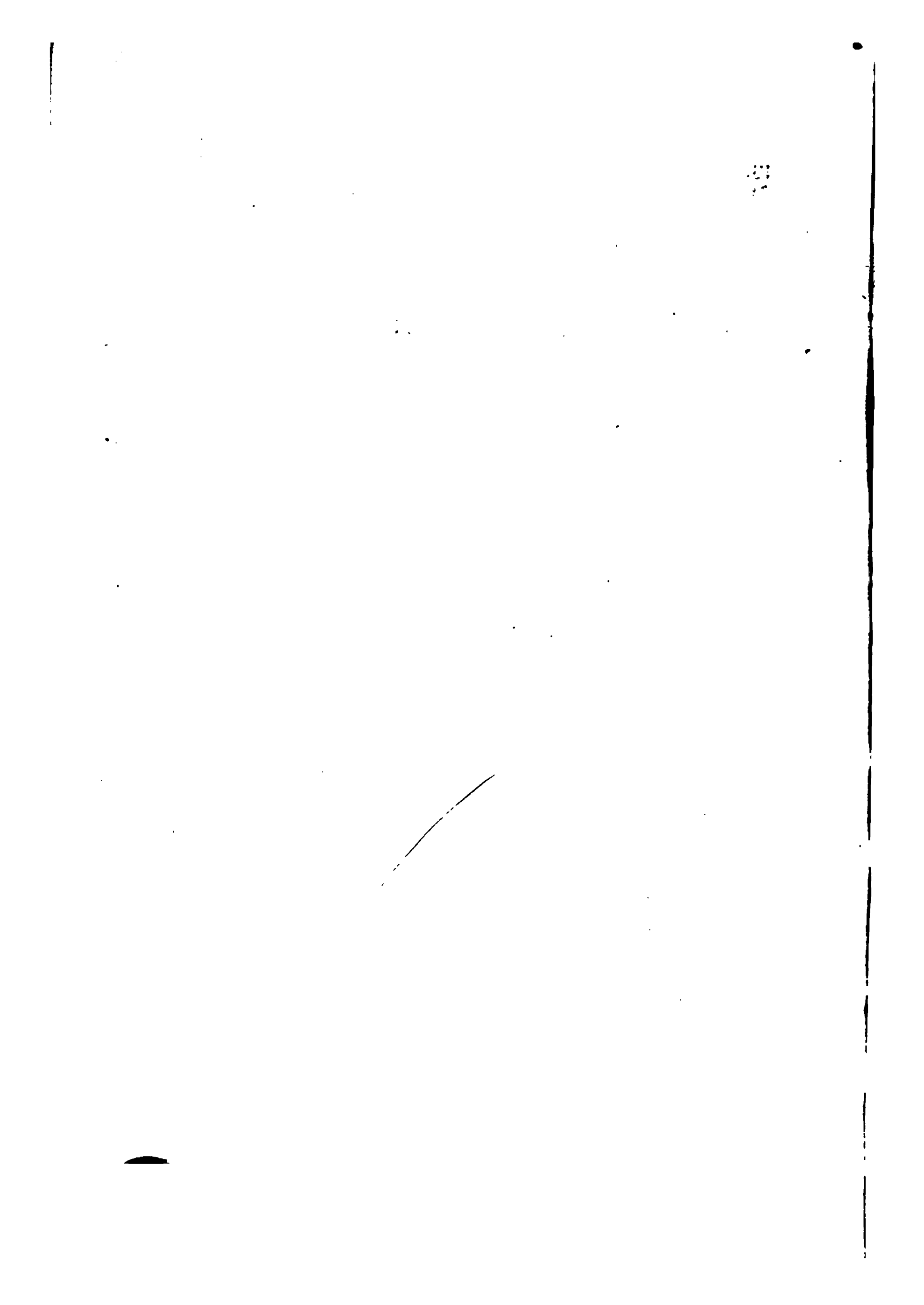



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE







Studien zur französischen Cultur- und Literaturgeschichte

von

Fr. Kreyßig.

Berlin.
Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung.
(G. Parthey.)
1865.



Inhalt.

Vorbemerkung.

Wer gegenwärtig über zeitgenössische französische Zustände und Personen das Wort ergreift, thut immer wohl, zu dem großen geschichtlichen Räthsel, welches wir die französische Revolution zu nennen gewöhnt sind, so unumwunden als möglich, und wäre es vorläufig auch nur in kurzer Andeutung, seine Stellung zu nehmen. Denn was jenseit des Rheins seit siebenzig Jahren im Guten und Bösen geschieht und besteht: wenn es nicht unmittelbar und ausdrücklich dem Anstoße von 1789 seine Entstehung verdankt, so vollzieht es sich doch unter dessen unentrinnbarem, im Aufbauen und Zerstören gleich mächtigem Einflusse, dessen Reflex sich ebensowenig irgend ein auf dieses Gebiet sich hinauswagendes Urtheil entzieht. Man berichtet uns von der unheimlich-majestätischen Gewalt des Niagara-Stroms, der die ihm verfallenden lebendigen Wesen meilenweit oberhalb seines Sturzes unmerklich, aber unwiderstehlich erfaßt, und die Duldenden, wie die sich Sträubenden mit gleicher Unfehl-

barkeit dem gemeinsamen Ziele entgegenführt. Ohne hier in unziemlicher Weise den Propheten spielen zu wollen, gestehen wir, daß bei Betrachtung der politisch-socialen Kämpfe unserer liebenswürdigen und interessanten Nachbarn uns dies störende Bild oft nicht recht aus dem Sinne will. Ob der Strom dem Abgrunde zubraust, oder ob es ihm bestimmt ist, den „Cäsar und sein Glück“ an allen Klippen vorüber in sicheres Fahrwasser zu tragen: wer möchte sich, nach Allem, was wir erlebt und gesehen, darüber ohne Anmaßung auch nur eine Vermuthung erlauben? Und dennoch hat nicht ohne reellen Erfolg seit einem Menschenalter die philosophische, literarhistorische und vor Allem die historische Betrachtung ihre besten Kräfte an die Erforschung der ungeheuern Erscheinung gewandt. Aus dem Chaos der persönlichen, unter den Illusionen des Erfolges oder in den Paroxysmen des Zornes und der Enttäuschung abgegebenen Zeugnisse, aus dem Labyrinth der tendenziösen Darstellungen fangen Ergebnisse aufzutauchen an, welche die fortschreitende Untersuchung wohl vervollständigen und ausführen, aber schwerlich in ihren Grundvesten erschüttern wird. In erster Linie rechnen wir dahin die Erkenntniß, daß die französische Revolution nicht sowohl einen Kampf um Staatsformen, als vielmehr den socialen Sieg des Mittelstandes, die Entfesselung aller individuellen, aufwärts strebenden Kraft bedeutet. Zwei Umstände vornämlich gaben der Bewegung ihre ungeheuere Expansivkraft und verhinderten gleichzeitig, daß sie die politischen Ergebnisse erreichte, welche sich ihre ersten Führer in nur zu verzeihlicher

Selbsttäuschung versprachen und um welche wir jetzt bereits das dritte Geschlecht nach ihnen in wechselnden Versuchungen und Wagnissen sich abmühen sehen. Der französische Mittelstand sah sich beim Eintritte der Katastrophe, ohne lebensfähige, eigene Organisation einer bereits mächtig entwickelten Staatsmaschine gegenüber: sein Streben ging also naturgemäß darauf hin, diese letztere in seine Gewalt zu bringen und seinerseits als Vertheidigungs- und Herrschafts-Werkzeug zu vervollkommnen und zu benutzen. Das war die erste Gefahr. Sie erlangte aber ihre volle Bedeutung erst durch das Hinzutreten der zweiten, welche um so verhängnißvoller wirken mußte, da sie aus der eigentlichen Triebkraft der Umwälzung erwuchs. Der gegen die bevorrechteten Inhaber der Gewalt heranstürmende Rechtsgedanke, da er keine Organe vorfand, welche seine concrete Erscheinung hätten vermitteln und mäßigen können, trat nämlich als nackte, rücksichtslose Abstraction der Welt der Thatsachen gegenüber und fiel mit der Gewalt der entfesselten Naturkraft über sie her. Die Lehre von den Menschenrechten ergriff die Gemüther wie der Sturm das Meer und thürmte aus den Tiefen der Gesellschaft in einem Nu die Wogen in die Höhe, deren erstem Anprall die Bollwerke der bevorrechteten Stände erlagen. Und als dann, am Tage nach dem Siege, das Princip, welches ihn erfochten hatte, naturgemäß zu wirken fortfuhr, als der „vierte Stand", d. h. die Masse der Einzelnen, deren Kraft sich nicht hinlänglich entwickelt erwies, um die ihnen gewährte theoretische Rechtsgleichheit wenigstens annähernd in eine thatsächliche Gleichheit der

Lebensbedingungen zu übersetzen, sich gegen die Grundlagen auch des neuen Zustandes wandte, als die pulverisirten Massen in die bedenklichen Kategorieen der „Befriedigten“ und der „Unbefriedigten“ sich naturgemäß theilten, mußte wohl die centrale Staatsgewalt, das einzige unversehrt gebliebene Organ der Gesellschaft, sich als letzten Rettungsanker erweisen, mußte jede neue Phase der Bewegung nur dazu dienen, ihre Uebermacht wachsen zu lassen und die Heranbildung eines selbstständig von unten auf wachsenden politischen Lebens mehr und mehr zu erschweren. Hierzu rechne man die adlig-chevalereske Grundanlage des gesammten französischen Volks, die Freude am Wagniß, das Bedürfniß der Aufregung, den Durst nach äußerer Anerkennung und Geltung, endlich den nicht hoch genug anzuschlagenden Einfluß einer jahrtausende alten katholischen Erziehung und Gewöhnung, und man wird einen sichern Leitfaden in Händen haben, um sich in den scheinbar chaotischen Wirren der neuesten französischen Geschichte zurecht zu finden. Diese jähen Uebergänge vom Massen- zum Militär-Despotismus, die vergeblichen Anstrengungen der um die Begründung des Rechts- und Verfassungsstaates ringenden Mittelparteien, die abwechselnde Herrschaft eines hochfliegenden Idealismus und der leidenschaftlichen, jede Rücksicht abwerfenden Selbstsucht, — und auf rein geistigem Gebiet das nur allmähliche und mühsame Aufkommen einer von gründlicher Erfassung und allseitiger Verarbeitung des Wirklichen ausgehenden Weltbetrachtung gegen die Einseitigkeit der Ueberlieferung und gegen die der phantastischen

Systeme: alle diese Erscheinungen des überrheinischen Lebens verlieren, so gesehen, Vieles von ihrer blendenden, das Urtheil verwirrenden Wirkung. Sie verwandeln sich aus Gegenständen der Bewunderung oder des Abscheues in eine Reihe von ermunternden oder warnenden, immer aber belehrenden und in hohem Maaße anziehenden Vorgängen, in ein historisches Drama, das uns um so mehr fesselt, da wir keineswegs nur als unbetheiligte Zuschauer ihm beiwohnen. Dasselbe in seiner Gesammtheit wissenschaftlich zu erfassen und künstlerisch zu fixiren wird die lohnende Aufgabe eines nach uns kommenden Geschlechtes sein. Wir Mitlebende können nur Grundrisse zeichnen und Bausteine herbeitragen und zurichten, und je sorgfältiger und bescheidener wir dabei verfahren, um so weniger werden wir Gefahr laufen, vergeblich zu arbeiten. Damit wäre denn auch der Standpunkt bezeichnet, welchen diese Skizzen einnehmen möchten. Wenn sie es versuchen, die oben angedeuteten Grundzüge der neuesten französischen Entwickelung in den Arbeiten und Erfolgen einer Anzahl hervorragender Träger des französischen Geistes nachzuweisen, so hoffen sie, das nicht ganz zu vermeidende Fragmentarische dieser Darstellungsweise durch die Bestimmtheit und scharfe Abgrenzung der einzelnen Bilder und durch die greifbare und leicht zu controlirende Gegenständlichkeit des für sie verwandten Materials wenigstens theilweise einzubringen. Die Auswahl, welche wir getroffen haben, wird sich natürlich im Laufe der Darstellung selbst rechtfertigen müssen. Hier nur ein Wort darüber: Béranger

und Scribe eröffnen die Reihe, weil ihr Studium uns vorzugsweise geeignet erscheint, von den Grundinstincten und der Durchschnittsbildung der aus der Revolution hervorgegangenen Mittelklassen (dies Wort in der allerweitesten Ausdehnung, bis zur Corporalsuniform und der reinlichen und anständigen Blouse hinab, genommen) eine deutliche Vorstellung zu geben. Demnächst vertreten Joseph de Maistre, Lamennais (vor seinem Abfall) und Châteaubriand die letzten großen Geisteskämpfe des alten Frankreich, oder doch seiner Ueberlieferungen, gegen die revolutionäre Idee. In Frau von Staël und Guizot sehen wir, von anderer Seite her, den germanisch-protestantischen Rechtsgedanken mit demselben Gegner sich messen. Lamartine versinnlicht uns die traurige und gefährliche Rolle eines von unklaren Stimmungen hin und her geworfenen, zwischen Gestern und Morgen schwankenden, nach Aufregungen lüsternen und doch ernster Kämpfe nicht fähigen Dilettantismus in einer ihm gleichenden Epoche. In George Sand begrüßen wir eine von der krankhaft demokratischen Strömung der Zeit wohl berührte, aber nicht im innersten Kern verdorbene ächt poetische Offenbarung des neufranzösischen, von germanischen Bildungselementen befruchteten, aber selbstständig und national gebliebenen Geistes. Dann lassen wir Victor Hugo, den verbannten, politischen Dichter (nicht den abstracten Romantiker der zwanziger und dreißiger Jahre), für die Utopien der demokratischen Revolution das Wort ergreifen, um schließlich im

Studium der Werke Ludwig Napoleon's, des Schriftstellers, die geschichtlich nothwendige wirkliche Erscheinung derselben verstehen zu lernen. Fragt man uns, warum wir unsere Nachweise nur an Schriftstellern ersten Ranges führen (wir rechnen Napoleon III. aus vollster Ueberzeugung zu ihnen), obwohl der Genius immer seine wesentlich individuelle Seite hat und die bestimmenden Gewalten seiner Zeit selten in gleichmäßiger Vollständigkeit in ihm sich ausprägen: so antworten wir, daß wir eben keine vollständige Culturgeschichte, sondern nur Studien zu einer solchen veröffentlichen, und zwar Studien, welche das literarhistorisch-ästhetische Interesse, von welchem sie ursprünglich ausgingen, mit nichten verleugnen. Die neueste Wandlung der französischen Geistes-Bewegung, wir meinen die unverkennbaren Anfänge einer Wiedergeburt und kräftigenden Läuterung des nicht-revolutionären liberalen Geistes, sind uns natürlich nicht verborgen geblieben, noch halten wir sie für aussichtslos und gering. Wir behalten dieselben im Gegentheil, als uns besonders anziehend, einer späteren, ausführlichen Darstellung vor. Wie das hier Gebotene und vorläufig Abgeschlossene vorliegt, wird es, wenn auch nicht mannigfaltigem Widerspruche entgehen, so doch hoffentlich für Freund und Feind den Beweis liefern, daß wir die Einzeldarstellungen nicht vorgefaßten Meinungen angepaßt, sondern unsere Anschauung des Ganzen in gewissenhafter Durchforschung des Einzelnen uns erarbeitet haben. Die Absicht dieser Veröffentlichung aber wäre erreicht,

wenn es ihr gelänge, eine gründliche und selbstständige, von wahrer Achtung und Theilnahme durchdrungene, aber von dem Bewußtsein unsers eigenen Werthes und unserer eigenen Aufgaben niemals sich lösende Würdigung unserer Nachbarn an ihrem Theile zu fördern.

I. Béranger.

„Béranger angreifen," rief Emil Montégut vor 5 Jahren dem großen Chansonnier nach, „war in Frankreich in der That der pure Wahnsinn, denn alle Fehler und Mängel, die man ihm vorwerfen konnte, waren durch seine Bewunderer längst in Vorzüge, in Tugenden umgewandelt. Hätte man behauptet, es seien ihm mitunter Gemeinplätze entschlüpft, man hätte die Antwort bekommen: Sprache des gesunden Menschenverstandes, praktischer Geist! Hätte man gesagt: Er ist allzuoft obscön und minder anständig. Antwort: Französische Lustigkeit, schweigt, ihr Scheinheiligen! Hätte man die Bemerkung gemacht, diese ausgezeichneten Oden und nationalen Lieder, die mit Recht so berühmt sind, die durch Schönheiten ersten Ranges glänzen, seien gar zu häufig schwerathmig, asthmatisch, gestopft mit Flickwörtern und platten, farblosen Reimen — es wäre entgegnet worden: Nieder mit dem Sykophanten! Schweig, schlechter Franzose!"

Mit geringen Veränderungen hatten diese Bemerkungen vor noch nicht gar langer Zeit auch für Deutschland ihre Richtigkeit. Uebersetzer, Kritiker, Correspondenten, Touristen wetteiferten, das Lob des französischen „Frei-

heitsdichters" zu verkünden. Seit Börne ihn „die Nachtigall mit der Adlerklaue" nannte und ihn in einem seiner besten Aufsätze mit Uhland verglich, seit Chamisso die „Weissagung des Nostradamus" übersetzte, seit den Huldigungen Goethe's, Rückert's, Herwegh's, Heine's war Béranger der poetische „infallible Papst" der deutschen liberalen Jugend kaum weniger, als der französischen. Wir wollen dem Dichter und dem Menschen diese reinen und schönen Triumphe durchaus nicht bemängeln. Es ist wirklich nicht möglich, Béranger zu lesen, ohne ihn lieb zu gewinnen. Wenn irgendwo, so unterschreiben wir hier die Bemerkung, die Schmidt in der Vorrede seiner französischen Literaturgeschichte macht: „es sei nicht schwer, die Fehler der Franzosen heraus zu finden, ebenso schwer aber sei es, sie nicht zu lieben, wenn man sich etwas ernstlicher mit ihnen beschäftigt habe." Dennoch ist es nicht zu wünschen, daß diese Liebe zu dem Dichter fortfahre, mit ihrem versöhnenden und bezaubernden Nimbus den ganzen, namentlich politischen Inhalt zu umgeben, mit welchem „Béranger's Muse" — das französische, oder vielmehr das Pariser Volk, — diese Dichtungen erfüllt hat.

Béranger ist vor Allem ein ächtes Pariser Kind, wie Villon, Molière, Voltaire, Beaumarchais und Scribe. Wie sie Alle, und vollendeter als die meisten von ihnen, vertritt er die heitere Energie, den mehr muthwilligen als boshaften Witz, die frivole Lustigkeit neben hell aufglühendem Enthusiasmus, vor Allem das feine Gefühl für das Anmuthige, einfach Geschmackvolle,

diese Glanzseiten des Pariser Charakters, welchen jene merkwürdige Stadt kaum weniger als ihrer Lage und der Politik ihrer Könige ihren Platz an der Spitze Frankreichs und der europäischen weltmännischen Bildung verdankt. Aber seinen Schliff empfing er bekanntlich nicht in den Salons, wie Beaumarchais, Voltaire und Scribe. Mit Molière und Villon vertritt er in der Literatur seiner Vaterstadt jene freien, elastischen, unabhängigen Existenzen, wie sie nur in der Weltstadt gedeihen: das ächt französische, aus den Tiefen der Gesellschaft aufsprudelnde Kraftgefühl der nach Unabhängigkeit und Bethätigung dürstenden, aber durch die öffentliche Meinung, den Geist der Gesellschaft disciplinirten Persönlichkeit. „Könnte man seine Wiege wählen, ich hätte Paris gewählt, das nicht unsere große Revolution abgewartet hat, um die Stadt der Freiheit zu werden!“ so ruft er in seiner Lebensbeschreibung aus. Und doch waren es nichts weniger als glänzende Erinnerungen, welche diese „Wiege“ ihm zurückrief: die ärmliche Stube des Großvaters, des philosophischen Schneiders Champy, dann die Pension in der Vorstadt St. Antoine, wo er den „Tugendpreis“ gewann und dafür von den Kameraden unter „die Esel“ degradirt wurde, als passender Schlußeffect des Cursus der Sturm der Bastille, den der neunjährige Knabe vom Dache aus mit ansehen durfte. Die Eltern waren ein ächtes Pariser Paar, wie Béranger deren später so manche in einer doch nur für Franzosen recht genießbaren Laune besungen: der Vater ein ziemlich arbeitscheuer, aber nobler und galanter Commis, der sich hartnäckig de Béranger

schrieb und aus Respect vor seinem Range ein Royalist ward, obgleich alle seine Bekannten wußten, daß er in einer Dorfschenke bei Péronne armselig genug geboren war; die Mutter eine elegante Pariser Modistin. Schon nach sechs Monaten trennte sie sich von ihrem würdigen Gatten, nicht aber von der magischen, durch ihn erheiratheten Partikel. Ihren Sohn schickte man nach Pariser Sitte zu einer Amme auf's Land. Dann wurde er in Paris vom Großvater verhätschelt und bald genug wiederum fortgeschickt. „Die Verwandten schoben ihn Einer dem Andern zu, wie eine Last," bis sein freundliches, damals recht anmuthiges Gesicht ihm das Herz seiner Tante in Péronne gewann. In der kleinen Provinzialstadt blieben ihm die Gräuel der Schreckensherrschaft so ziemlich fern, denn der Conventsdeputirte der Stadt, Ballue de Bellanglis, wachte treulich und geschickt über seine Heimath. Um so stärker berührte der hochgehende patriotische Wellenschlag der Zeit das Herz des Knaben. Zuerst die fast unmittelbare Nähe des Krieges, dann die Siegesfeste entzündeten in ihm jene Flamme eines persönlichen Vaterlandsstolzes, die zwar später den Jüngling nicht abhielt, sich der Conscription zu entziehen, auch während der Einnahme von Paris ihm zu keiner Flinte verhalf, darum aber nicht weniger glühend in seinen Versen alle Herzenssachen des französischen Volkes behandelte und noch den Greis zu seinen schönsten Liedern erwärmte. Man weiß, wie die kurze Schulzeit in Péronne dieses Feuer schürte und nährte, wie Béranger in der von Ballue gegründeten, philanthropisch-republicanischen Musterschule mit

seinen Kameraden exercirte, debattirte, Wahlumtriebe leitete, zu Gericht saß und Adressen an den Convent verfaßte. Die Anstalt war eine französische Republik im Kleinen. Man hatte nicht nur Jäger, Grenadiere, Artilleristen, Nationalgarde, sondern auch Maires, Districtsräthe, Richter, die ganze Robespierre'sche Beglückungsmaschine en miniature, und die lateinischen Exercitien räumten den patriotischen Liedern den Ehrenplatz ein. So hielt die soldatische, centralisirte Gleichheitsrepublik in das Herz des jungen Dichters ihren Einzug, umgeben von allen strahlenden Genien der Jugendfreundschaft, des ersten Erwachens zum Wissen und Können. Sie nahm ihren Platz fest und dauernd ein im Mittelpunkt seines Wesens. Keine Enttäuschung ist nachher im Stande gewesen, diese Stimmung zu ändern: und wie alle Welt erlebte Béranger bald genug deren recht böse. Das Schicksal warf ihn fast unmittelbar aus den Idealen der Schule in den widerlichen Schlamm, welchen die sinkende Hochfluth der Revolution in allen Schichten der Pariser Gesellschaft zurückließ. Es ereignete sich bekanntlich bald nach Robespierre's Sturz, was wir Alle vor einem Jahrzehnt, freilich in kleinerem Maaßstabe, mit Ekel erlebt haben. Die Genußgier und die Gewinnsucht feierten ihre Orgien auf den Trümmern der Freiheitsideale, und Béranger, kaum 15 Jahre alt, wurde genöthigt, dies Treiben nicht nur in der Nähe zu sehen, sondern seine schlimmsten Lockungen täglich und stündlich an sich zu erfahren. Sein Vater, eifriger Royalist und auf baldige Wiederkehr der alten Zustände hoffend, hatte ihn zum Pagen am Hofe

Ludwig's XVIII. — man denke! — bestimmt. Einstweilen aber theilte er in Paris seine Zeit unter Wuchergeschäfte und royalistische Verschwörungen, und nach beiden Richtungen hin wurde seines Sohnes Mitwirkung in Anspruch genommen. Nebenbei war Béranger's Mutter darauf versessen, ihn zu einem Muscadin herauszucultiviren, und von einem leidlich gesunden Familienleben war daheim ebensowenig als jemals früher die Rede. Béranger sah das Alles mit sehr offnen Augen (seine Jugendlieder wissen davon zu erzählen): er war auch weit davon entfernt, den weinenden Philosophen zu spielen und ging seinem Vater im Geschäft lustig und treulich zur Hand. Um so bewundernswerther ist die kindliche Reinheit des Gemüths, die mehr als altrömische Uneigennützigkeit, die er aus dieser Schule der Agiotage und des Schwindels gerettet und zeitlebens bewahrt hat: ein sprechendes und wahrhaft auferbauendes Zeugniß für die Ueberlegenheit der Herzens über die Welt. — Es mag hier gleich auch der Zug seines Bildes beleuchtet werden, welcher uns Deutschen die richtige Würdigung des französischen Chansonniers am meisten erschwert. Als Béranger's junge Verehrer nach der Julirevolution ihn durchaus zum Minister machen wollten, und zwar zum Minister des Unterrichts, antwortete ihnen der Sänger nach anfänglichem Sträuben: Da habt ihr Recht; so kann ich doch meine Lieder gleich in die höheren Töchterschulen einführen lassen! Ein homerisches Gelächter erledigte auf der Stelle die Candidatur-Frage. Es war nur zu begründet. Die deutsche Kritik wird es nie unternehmen dürfen, viele der cynischen

Jugendgedichte Béranger's auch nur ästhetisch rechtfertigen zu wollen. Wir haben im Princip nichts dawider, wenn Schmidt hier die Privilegien der komischen Dichtkunst gegen eine engherzige Prüderie energisch in Schutz nimmt. Es ist treffend und wahr, was er dabei über die Natur dieser Gattung bemerkt: „Man darf nie vergessen, daß die Chanson für eine heitere Gesellschaft bestimmt ist und daher jede einsame Träumerei, jedes individuelle Gefühl ausschließt. Wenn Béranger in seinen zahlreichen Liebesgedichten nichts Anderes verherrlicht, als das sinnliche Vergnügen, so ist das freilich die natürliche Gemüthsstimmung des Voltairianers; aber es liegt auch in der Natur der Dichtungsart. In einer lustigen Gesellschaft giebt man die tieferen Geheimnisse seines Herzens nicht Preis, eher stellt man sich etwas liederlich und sucht die Figuren auf, die aller Welt bekannt sind und allgemeine Theilnahme erwecken.“ — Hier ist nur Eins nicht zu übersehen. Wir verzeihen der komischen Poesie jede Tollheit, jeden übermüthigen Einfall, in denen das unreflectirte Behagen der aufbrausenden Lebens- und Jugendlust sich mit Selbstgewißheit ergeht. Aber sie wird uns unbedingt widerlich, und sie verwirkt ihre Vorrechte nicht nur da, wo der Dichter aus seinen Bildern Maximen macht, sondern noch vielmehr da, wo die cynische, kalte Reflexion sich den Bildern der Lust gegenüberstellt, oder wo gar der Appetit dargestellt wird, der die Kraft überlebt. Wir können es nicht mehr poetisch finden, wenn das Gedicht „die fünf Etagen“ nicht die Ausgelassenheit selbst, sondern ihre für die Betheiligten gar nicht komischen Folgen zum Gegen-

stand des Scherzes macht; ein Gedicht vollends wie das: „meine Großmutter“ wird geradezu ekelhaft. Man erinnert sich dabei an Lessing's Wort im Laokoon über die lüsternen Greise, aus deren Blicken Graf Caylus dem Maler anräthig ist, auf seinem nach Homer zu malenden Bilde die Schönheit der verschleierten Helena errathen zu lassen. Béranger selbst entschuldigt seine Obscönitäten mit der Bemerkung: „Sie waren für die ernsten und politischen Gedichte sehr nützliche Begleiter. Ohne sie wären dieselben weder so tief hinab noch so hoch hinaufgestiegen. Ueber das letzte Wort mögen sich die Salontugenden ärgern. Freiheit und Vaterland sind keine so hochmüthigen Wesen, als man glaubt. Sie verschmähen keine Hülfsleistung, wenn sie nur populär ist.“ Wir haben nicht das Recht, dem populärsten Dichter des modernen Frankreich hier zu widersprechen. Er hat gezeigt, daß er den Geschmack seiner Landsleute kannte. Aber wir beneiden das Volk nicht, dessen Gunst man durch Zotenlieder über untreue Weiber, gutmüthige, von ihren Liebhabern geplünderte Mädchen und lüsterne Großmütter gewinnen muß, um sich das Recht zu erwerben, ihm das Lob der Freiheit und des Vaterlandes zu singen.

Was die Gesammtheit angeht, so ist das unsere wohlerwogene Meinung und wir sprechen sie aus, auf die Gefahr hin, einer philisterhaften Moral geziehen zu werden; nur sehe man in dieser Verwerfung einer poetischen Gattung nicht ein anmaaßendes und liebloses Urtheil über den persönlichen Charakter des in jener Atmosphäre erwachsenen Dichters. Béranger spricht sich in seiner Lebens-

beschreibung unumwunden über sein Verhältniß zur Frauenwelt aus: „Vielleicht," sagt er, „habe ich das nie gekannt, was unsere alten und neuen Romanschreiber Liebe nennen; denn ich habe das Weib immer angesehen, nicht wie eine Gattin oder wie eine Maitresse, Verhältnisse, in denen man nur zu oft einen Sclaven oder einen Tyrannen aus ihr macht. Immer sah ich in ihr eine Freundin, die Gott uns geschenkt hat. So triumphirte ich über eine geheime Anlage zu trüber Stimmung, Dank den Frauen und der Poesie! Eigentlich sollte ich bloß sagen: Dank den Frauen! denn die Poesie kam mir von ihnen." Es wird dem Deutschen nicht leicht, dieses Geständniß zu begreifen, denn es berührt unmittelbar eine Grundverschiedenheit der beiden Nationen. Was in der französischen Auffassung erotischer Verhältnisse, selbst bei edleren Naturen (von dem überall gleich schlechten Bodensatz ist hier nicht die Rede) uns nicht selten als verletzende Frivolität erscheint, steht zu unserer Behandlung von dergleichen Dingen in einem ähnlichen Gegensatz, wie die Natur des männlichen zu der des weiblichen Zartgefühls. Der rechtschaffenste und sittlichste Mann schlägt über gewisse Dinge je zuweilen einen Ton an, der bei dem andern Geschlecht nicht vorkommt, es sei denn als Echo der tiefsten Entartung. So darf man auch den Franzosen bei seinen Scherzen über Treulosigkeit und nichts achtende, selbstsüchtige Sinnlichkeit vom moralischen Standpunkte aus nicht gar zu ängstlich beim Worte nehmen. Béranger ist nicht der einzige Franzose, bei welchem das redlichste Herz und ein, wenn nicht enthusiastisches, so doch warmes und in glück-

lichen Momenten selbst zartes Gefühl sich hinter den Zügen des Satyrs versteckt. Man kann dem durchtriebenen Chansonnier nicht mehr böse sein, wenn man ihn die Freundin seiner Jugend und seines Alters, die holde Muse seines glücklichen Dachstübchens besingen hört: *)

Wie wunderhübsch sie ist, die Kleine,
Die ich auf ewig mir erkor!
Wie träumt sich's hold im Dämmerscheine,
Der diese Augen hält in Flor!
Frisch, aus des Himmels klarster Reine
Zog ihre Brust den Athem ein.
Wie wunderhübsch sie ist, die Kleine,
Und ich muß, ach, so häßlich sein!

Noch herziger sind die Strophen, in denen der Dichter der Tage gedenkt, wo die Freundin, ihn überlebend, in seinen Liedern das Bild des dahingegangenen Freundes sich erneuern wird:

Wenn unter dieses Angesichtes Falten
Sie nach den Reizen späh'n, die mich entzückt,

*) Wir ergreifen gern diese Gelegenheit, um dem trefflichen, uns leider so eben durch einen frühzeitigen Tod entrissenen Ludwig Seeger für seine Uebersetzung der vollständigen Werke Béranger's unsern Dank nachzurufen. Der Verfasser giebt in zwei Bändchen eine Einleitung, die manchen guten Gedanken enthält, sodann Béranger's Vorrede zu der Ausgabe von 1833, seine Widmung an Lucian Bonaparte, seine Biographie, eine sehr interessante Auswahl aus Béranger's Briefwechsel, sein Testament, eine Notiz über seinen Tod und sein Begräbniß, die Vorrede zu den nachgelassenen Liedern, die Uebersetzung sämmtlicher Gedichte und recht brauchbare sachliche Erläuterungen zu vielen derselben. Aus den Uebersetzungen geben wir im Text mehrere Proben. Mögen sie dazu beitragen, der verdienstlichen Leistung Freunde zu machen. Der „deutsche Béranger", den wir hier vor uns haben, hat sein Plätzchen auf dem Bücherbrette deutscher Literaturfreunde, neben den Uebersetzungen Byron's und anderer Neueren, in Ehren verdient.

Wenn junge Leutchen forschen nach dem Alten,
Dem Vielbeweinten, den Du einst beglückt:
Sag', wie mein treues Herz Dir heiß geschlagen,
Sag' Alles, Zweifel auch, die Dich beschwert.
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Die Lieder, die Dein Freund Dich einst gelehrt!

Und dann:

Geliebte, wenn bei meinem schlichten Namen
Du Dich dem Gram des Alters fühlst entrückt,
Wenn jeden Frühling meines Bildes Rahmen
Erzitternd Deine Hand mit Blumen schmückt:
Schau auf nach oben, wo die Sterne tagen,
Wo Keines je des Andern mehr entbehrt!
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Die Lieder, die Dein Freund Dich einst gelehrt!

Es ist bekanntlich dieselbe Freundin, welcher der Preis der blühenden Schönheit und die wehmüthig-herzliche Erinnerung an die entschwundene Lust gilt: Judith Foire, die blondhaarige und blauäugige, ebenso liebenswürdige als verständige Jüdin, welche einst bei einem Einkommen von 1200 Francs Béranger's Poeten-Haushalt führte, ihm Hemden und Strümpfe flickte und dann Sonntags, mit ein paar Bändern auf dem Häubchen mit ihm hinaus zog auf die Wiesen von St. Gervais oder des Abends in der Isle d'Amour ein Tänzchen mitmachte *). In dem Liede: „le Grénier", einer seiner besten poetischen Schöpfungen, hat Béranger diesem seinem ächt Pariser Poetenfrühling ein reizendes Denkmal gesetzt:

Je viens revoir l'asile où ma jeunesse
De la misère a subi les leçons etc. — bei Seeger:

*) Vergl. den trefflichen Aufsatz über Béranger in „Moritz Hartmann, Bilder und Büsten." —

So seh' ich Dich, mein armes Stübchen, wieder,
Wo sorgenfrei die Jugend mir verstrich.
Ich hatte zwanzig Jahre, Lust und Lieder,
Ein tolles Liebchen, Freunde, frei wie ich.
Der Welt zum Trotz und mein und ihrem Jammer
Und meiner Zukunft, die mir Nichts versprach,
Sechs Stock hoch stieg ich froh in meine Kammer.
Schön ist's mit zwanzig Jahren unter'm Dach!

Die „zwanzig Jahre" sind dabei nicht gerade buchstäblich zu nehmen. Judith blieb seine treue und hochgeachtete Gefährtin bis an's Ende. Der Dichter (seine einzige Schwester war Nonne geworden) hatte sie zur Universalerbin eingesetzt, und es war der letzte und schmerzlichste Schlag, der ihn traf, als sie am 7. April 1857 ihm nur um wenige Monate voranging.

Doch es ist Zeit, daß wir zu dem jungen und lebensfrischen Béranger zurückkehren, den wir als Gehülfen seines Vaters, als angehenden Fondsspeculanten, Pfandleiher und — als designirten royalistischen Verschwörer verließen. Wir dürfen ihm auf's Wort glauben, daß er seine Stellung benutzte, um so manches Elend zu lindern, daß er in seinen persönlichen Gewohnheiten den Rathschlägen seiner Mutter, der eleganten Modistin, keine Folge leistete, und daß seines Vaters royalistische Umtriebe ihm einfach lächerlich vorkamen. Eine Uneigennützigkeit, wie Béranger sie später mit wahrem Heroismus bewährt hat, ist nicht das Ergebniß einer in Habsucht und Ueppigkeit hingebrachten Jugend. Uebrigens hatte die ganze finanzielle Herrlichkeit bald genug ein betrübtes Ende, als die Firma 1798 fallirte. Es folgte nun für den Dichter eine Reihe

äußerlich ziemlich trüber Jahre, hingebracht in mühsamem Broderwerb in einem von seinem Vater gegründeten Lesekabinet und mit vergeblichen Versuchen in allen poetischen Gattungen, für welche die Natur ihn nicht ausgerüstet hatte. Der Chansonnier quälte sich bekanntlich in seinen schönsten Jahren mit Idyllen und Dramen, mit Epen über Chlodwig, über die Sündfluth und die Herstellung der Kirche, sowie mit gelehrten Arbeiten über griechische Antiquitäten, er, der kein Wort Griechisch und sehr wenig Latein verstand und fast ganz Autodidakt war! Leistungen in der seinem Talent am fernsten stehenden Gattung (den Gedichten über die Sündfluth und über die Herstellung des Cultus) verdankte er 1804 die Protection Lucian Bonaparte's, der ihm seine akademische Pension abtrat, und ein Gedicht „auf Nero's Tod" bei ihm bestellte. Es ist in Béranger's Selbstbiographie ergötzlich zu lesen, wie Judith am Vorabende des Glückstages dem Freunde die Karte schlägt und einen Brief prophezeit, wie dann die Portierfrau athemlos das Schreiben des Prinzen die sechs Treppen hinauf bringt, wie es dann an's Flicken, Putzen, Herausstaffiren geht, bis es den vereinigten Hülfsmitteln der Freunde und der Freundin gelingt, einen leidlich präsentablen Dichterjüngling in Scene zu setzen und nach dem prinzlichen Hotel unter Segel zu bringen. Es ist ungefähr die Situation des prächtigen Liedchens vom „Galakleid", das in Seeger's Uebersetzung so anfängt:

> Wer kann für Jemand stehn im Leben?
> Am Hofe geh' ich auf als Stern.
> Schnell, Trödler, gieb, ich brauch' ihn eben,

Den Nachlaß eines Kammerherrn.
Es frug nach mir ein Prinz, und schaden
Kann's nicht, pack' ich ihn gleich gescheut.
Das ist 'ne Freud'!
Ich geh' in's Schloß zu Dero Gnaden
Und kaufe mir ein Galakleid!

Zum Glück nahm die Expedition in der Wirklichkeit ein praktischeres Ende als in der Chanson. Bald darauf (1805) erlangte Béranger durch Arnault's Vermittelung von Fontanes das Secretär-Aemtchen bei der „Universität", welches er mit einem Gehalt von 250 bis 500 Thalern bis 1821 verwaltet hat. Seine Ansicht über diese Verhältnisse ist bezeichnend. Er war sehr von der Besorgniß gequält, daß er gezwungen werden könnte, „die Schriftstellerei als Gewerbe zu treiben." Es widerstrebte ihm, von der Muse das tägliche Brod zu verlangen. Er dachte darin wie Goethe, der bekanntlich auch jedem Künstler den goldenen Boden des Handwerks wünschte: eine Wahrheit, deren Nichtachtung so manches junge Talent mit sich und dem Leben entzweit hat! — Während der nun folgenden Zeit, bis zum Sturz des Kaiserthums, regte sich denn nun doch der Chansonnier, der nationale Liedersänger, mehr und mehr in dem auf seines Gönners Geheiß mit Alexandrinern und sterbenden Tyrannen sich plagenden Dichter. Ihre schönsten Töne fand seine Leier noch nicht unter dem Kaiserreich. Seine Muse, das französische Volk, war durch den Einen Mann, der für Frankreich dachte, sprach und handelte, zum Schweigen verurtheilt. „Die cynischen Lieder sind unter dem Kaiserreich entstanden. Es ist bemerkenswerth, daß es gewöhnlich

Perioden des Despotismus sind, in denen solche Erzeugnisse zu Tage kommen." So entschuldigt Béranger später seine Erstlingsleistungen auf dem Gebiete der Chanson. Es liegt viel Wahrheit in dem Wort. Das Napoleonische System drückte der geistigen Thätigkeit des Volks ein Brandmal auf, dem die volksthümliche Lyrik sich noch weniger entziehen konnte, als ihre vornehmeren Schwestern. Der großen, das Herz ergreifenden Gegenstände beraubt, und zwar nicht nur durch die Censur des Kaisers, sondern weit mehr noch durch die Erschlaffung des in der ausschließlichen Pflege der Privatinteressen verkümmernden öffentlichen Geistes, sank sie zur lustigen Gesellschafterin, zur Muse des leeren Zeitvertreibs, wenn nicht gar der Ausschweifung hinab und es darf nicht bemäntelt werden, daß dieser Vorwurf die Jugendgedichte Béranger's nicht weniger trifft, als Parny und die ganze sonstige Tradition der Lyrik des achtzehnten Jahrhunderts. Die Chansons dieser Epoche sind lustige Gelegenheits-Gedichte, veranlaßt durch einen Schmaus, einen Besuch, eine harmlose Klatschgeschichte, einen kleinen, pikanten Scandal u. dergl. Charakteristisch für die Stimmung des Dichters ist das Liedchen „die Bettler", — keine Phantasie zu Gunsten der Proletarier, sondern Schilderung des sorglosen Frohsinns armer, aber vergnügter und zufriedener Leute, die beim Glase Wein die Plagen des Lebens vergessen. Es wurde zuerst am Tische des guten Buchdruckers Laisnez in Péronne gesungen, bei dem Béranger nach Auflösung der republikanischen Musterschule eine kurze Zeit in der Lehre gewesen war. Auch die Satire, das Salz der

Chanson, wagt sich schon mehrfach hervor; aber sie jagt nur noch niederes Wild. Sie singt „Graumännchen's" und „Roger Bontemp's" muntere Sitten, sie leiht dem wonnigen Behagen des wohlgezogenen Ehemanns über seinen senatorischen Hausfreund einen heitern Refrain und giebt im Jahre 1813 den Klagen des Volkes über die furchtbaren Opfer des Krieges im König von Yvetot einen so bescheidenen Ausdruck, daß selbst Napoleon, der sonst in Literatur-Sachen keinen Scherz verstand, sich mit einem Lächeln begnügte. Das Liedchen bezeichnet den Anfang von Béranger's literarischer Berühmtheit. Aber erst der Umsturz des Kaiserreiches, die Einfälle der Fremden und die Regierung der wiederhergestellten Bourbons führten die Umstände herbei, deren, bezeichnend genug, das nationalste Dichtergenie des modernen Frankreichs bedurfte, um seiner Kraft vollständig froh zu werden.

Es hält für uns Deutsche schwer, von der ungeheuern Erschütterung uns eine richtige Vorstellung zu machen, welche der Sturz des Kaisers, das Erbleichen des französischen Waffenruhms, der zweimalige siegreiche Einmarsch der Fremden in die mit den Trophäen Europas gefüllte Hauptstadt über alle tieferen Naturen in Frankreich verhängte, besonders aber über die unter dem Lärm der Siegesfeste herangewachsene Jugend. Briefe, Memoiren, Biographien aus jener Epoche sind voll von dergleichen Geständnissen. Neuerdings faßte Edgar Quinet in der „Histoire de mes Idées" den Eindruck jener Tage in den Ausruf zusammen: „Seit diesem Augenblick hat man in Frankreich aufgehört, das Leben leicht zu nehmen.

Vorher bewahrte man eine gewisse Heiterkeit, selbst in der größten Gefahr. Sie ist verloren gegangen und wird sich nicht wieder finden." Es sei ihm zu Muthe gewesen, fügt er hinzu, als hätte plötzlich die Atmosphäre gewechselt. Damals, angesichts der Ströme blonder Männer, die sich über Frankreich ergossen, habe sich ihm das Verständniß der Völkerwanderung eröffnet. Auch für Béranger beginnt mit jenen Tagen ein neues Leben. Die erste Restauration fand ihn, wie einen großen Theil der Franzosen, noch unter dem Eindrucke des Ueberdrusses, welchen die unaufhörlichen Kriege des Kaiserreiches denn doch zu erzeugen begannen, besonders seit sie Niederlagen einbrachten, statt der Triumphe. Wohl spricht Béranger sich bitter genug aus über die Mattherzigkeit des Widerstandes, welchen Paris den Siegern entgegensetzte: „Ich war immer der Meinung," ruft er aus, „ich hätte mich an diesem Tage brav geschlagen. Wenigstens weiß ich gewiß, daß ich viele Dinge nicht gethan hätte. Ich hätte keinen treulosen Einflüsterungen Gehör geschenkt, ich hätte den Feinden unsres Landes die Hand nicht gereicht, keine Capitulation unterzeichnet — dazu hätte man mich nicht gebracht, und wenn man mich mit dem grausamsten Tode bedroht hätte." Man muß sich doch sehr lebhaft erinnern, daß hier der Franzose spricht, um das unmittelbar darauf berichtete Ergebniß dieses poetischen Heldenmuthes nicht komisch zu finden. Béranger schlug sich nicht auf den Höhen von Ménil-Montant, denn — die „dazu beauftragten Leute gaben ihm kein Gewehr!" Man befand sich eben in einer unklaren, unschlüssigen Stimmung; man sah

die Bourbons einziehen, ohne Freude, aber auch ohne lebhaften Haß. Erst die Anfänge ihrer Regierung, dann die Rückkehr des Kaisers, die Katastrophe von Waterloo und die ernste Züchtigung der „großen Nation" durch Wellington und besonders durch Blücher, sowie die alsdann lostobenden Bacchanalien der royalistischen Rache brachten die Gemüther zum Bewußtsein und umgaben die glänzenden Erinnerungen des Kaiserreiches mit jenem poetischen Dufte, dessen begeisternder Hauch das Lied des Pariser Bänkelsängers zur majestätischen Stimme eines um seinen Ruhm und seine Größe trauernden Volkes anschwellen machte. Seit 1815 verwandelt sich Béranger in den politischen Dichter par excellence, — und die Wirkung seiner Lieder ist weit über Frankreich hinaus gegangen, sie steht den Ereignissen jüngster Vergangenheit und vielleicht nahe bevorstehender Zukunft so wenig fern, daß die Frage nach des Dichters politischer Stellung und Bedeutung hier nicht zu umgehen ist.

Für die Generation, welche ihre bestimmenden Gemüthseindrücke in den dreißiger und vierziger Jahren dieses Jahrhunderts empfing, ist Béranger's Name mit dem Cultus der Freiheit, der Menschlichkeit, der Bruderliebe, jedes schönen und erhabenen Jugendtraumes unzertrennlich verknüpft. Es sei ferne von uns, diesen schönsten Lorbeerkranz des dahingeschiedenen Sängers anzutasten, sofern er den Anspruch des Mannes, des Menschen auf unsere Liebe und Verehrung bedeutet. Aber wo es um noch fortwirkende politische Meinungen sich

handelt, da hört, wie in Geldsachen, die Gemüthlichkeit auf, und es ist gut, vor Allem nach klaren Begriffen zu trachten.

Wir haben Béranger als Republikaner kennen gelernt, wenn auch nur als republikanischen Schüler, Buchdruckerlehrling und Wechsler-Commis. Zu thätiger Theilnahme an den öffentlichen Verhältnissen seines Landes hatte sich für den neunzehnjährigen jungen Mann noch keine Gelegenheit gefunden, als Bonaparte die Volksvertreter in St. Cloud durch seine Grenadiere beseitigte und den Franzosen den genialen, praktischen, erfolgreichen Despotismus eines ordnungsliebenden Soldaten für den thörichten, unpraktischen und unglücklichen Despotismus der aus Principreitern, Phrasenmachern und Intriguanten zusammengesetzten Versammlungen gab. Béranger war nicht blind gegen die sehr freiheitsfeindlichen Grundzüge der neuen Regierung. Die Knechtung der Presse, während der ganzen Revolution nur auf Augenblicke unterbrochen, sie wurde ihm erst jetzt fühlbar, als die ihm geläufigen Stichwörter nicht mehr die der Regierung waren. Er mußte es u. A. erleben, daß man am Schluß einer Ekloge ihm das Lob seines Wohlthäters Lucian strich, des „Republikaners" unter den Napoleoniden. Bei Gelegenheit der Erinnerung an 1814 findet er tadelnde Worte für diesen Geistesdruck, dem er die Erstarrung des öffentlichen Geistes am Tage des Unglücks auf die Rechnung setzte. Aber dieser Tadel kommt post festum. So lange der Kaiser siegreich war und Paris mit der Beute Europas schmückte, scheint Béranger mit der Masse der Franzosen

sich in der Betrachtung beruhigt zu haben, mit der er selbst über sein Verhalten sich ausspricht: „Fragt man mich, warum die Verletzung der Verfassung mich nicht mehr empörte, so antworte ich einfach, daß bei mir der Patriotismus immer die politische Doctrin beherrscht hat, und daß die Vorsehung den Völkern die Wahl ihrer Rettungsmittel nicht immer freistellt.“ Wir haben hier den Schlüssel in Händen. Béranger hat sehr Recht, wenn er der Ansicht ist, daß die politische Doctrin, der Glaube an die Berechtigung irgend einer bestimmten Form des gemeinen Wesens zurückweichen muß, wo die praktischen Fragen der Unabhängigkeit, der Existenz auf dem Spiele stehen. Wir werden, ohne seinem Andenken zu nahe zu treten, hinzufügen dürfen, daß er eine eigentliche, durchdachte Doctrin *niemals gehabt hat*, — für einen Chansonnier eben kein wesentliches Gebrechen. Der wesentliche und bedenkliche Mangel seiner politischen Anschauungen aber liegt in der *vollkommenen Gleichgültigkeit gegen den Rechtspunkt* in allen, die öffentlichen Verhältnisse betreffenden Fragen. Für Béranger, wie für die unendliche Mehrzahl seiner Landsleute, hat in politischen Dingen nur die Frage nach der augenblicklichen Zweckmäßigkeit einen Sinn, und die Vorstellung von dieser *Zweckmäßigkeit* wird ihm weit mehr durch seinen ritterlichen Instinct vermittelt, als durch irgend welche gründliche Betrachtung der Dinge. (Es ist das vielleicht der Hauptunterschied, welcher die politische Thätigkeit des französischen Volkes von der des englischen, so sehr zum Nachtheil des erstern, scheidet. Mit der uneigen-

nützigen Liebe zur Gerechtigkeit und dem gesetzlichen Sinn, sobald der Vortheil nicht auf der Seite des Gesetzes steht, ist es bekanntlich auch in England und in andern tugendhaften Ländern nicht weit her.) Eine billige Kritik ist weit entfernt, ihm daraus einen persönlichen Vorwurf zu machen. Es ist eben nicht seine Schuld, daß die Continuität des Rechtsbegriffs in Frankreich durch jahrhundertelange königliche Willkürherrschaft gelockert, dann durch den Sturm der Revolution aus der Wurzel gehoben wurde. Aber an dem Resultat wird nichts dadurch geändert, wir meinen an der durchaus negativen, zerstörenden Bedeutung seiner Einwirkung. Es klingt paradox, und muß doch heraus gesagt werden: Béranger's Lieder haben der französischen Freiheit mehr Schaden gethan, als die Emigranten und Jesuiten, die der Dichter bekämpfte. Béranger's politisches Glaubensbekenntniß läßt sich nicht, wie man wohl entschuldigend gemeint hat, auf die harmlos ketzerische Ansicht zurückführen, „daß die Heiligen, welche über die armen Grisetten und Zigeuner den Bannfluch aussprechen, im Stillen auch keine Kostverächter sind, und daß sie in ihren Klöstern Sabbathe feiern, für welche die Gaudriole keine Entweihung sein würde." Béranger ging denn doch weiter. Er trieb die Teufel durch Beelzebub aus, indem er das Andenken des Kaisers (und damit auch des kaiserlichen Systems) mit der Strahlenkrone einer Popularität umgab, deren sich der lebende und gebietende Weltbesieger niemals erfreute. Es kann nicht schaden, über diesen eigentlichen Kern seiner Wirksamkeit eine einsichtsvolle, durchaus competente Stimme zu hören.

„Der Chansonnier hat viele Dinge gethan,“ ruft Montégut aus, „sehr große Dinge, sagen die Einen, unselige Dinge, sagen die Anderen. Mehr als irgend Einer hat er beigetragen, aus dem Andenken Frankreichs sein altes Königsgeschlecht zu verwischen. Er hat die letzten Reste Sammet von dem alten Thron gerissen und hat daraus eine Maske zur Belustigung des Volkes gemacht. Er hat mitgeholfen, ein neues Königthum (dann ein neues Kaiserthum) zu gründen. Er hat im Volke die furchtbarste aller französischen Leidenschaften genährt, die militärische Passion. Er hat die Anbetung des Ruhmes stets geschürt und angeblasen. Er hat aus Napoleon eine Volkslegende gemacht, und die Begeisterung für die Größe des Kaiserreiches auch der Generation mitgetheilt, die sie nicht mehr gekannt hat!“

So begann mit der zweiten Restauration die goldne Zeit der politischen Chanson. Es ist diese die durchaus negative und oppositionelle Offenbarung der im Volke, wenn noch nicht allgemein und thatsächlich, so doch virtuell vorhandenen Auffassung der öffentlichen Zustände. Im Guten und Bösen waren diese für den Dichter wie geschaffen. Die neue Verfassung gewährte zum ersten Male der Presse eine Bewegung, frei genug, um die Kampflust zu reizen, und doch wieder genugsam durch kleinliche Maaßregeln eingeengt, um die Schärfe und Feindseligkeit des Widerstandes nicht durch das Bewußtsein des, beiden Parteien gemeinsamen, gesicherten Rechtsbodens zu mildern. Und welche concrete Gestalten brachte das Leben dem politischen Dichter entgegen, wie verkörperten sich seine

Antipathien und seine Begeisterung in handgreiflicher Erscheinung auch für den einfachsten Sinn! Von den Monumenten der Hauptstadt herab mahnte das Feldzeichen der Bourbons, von vielen Festungen des Landes gar die der fremdländischen Sieger an die alte ruhmgekrönte Fahne der Republik und des Kaiserreiches. Die Tricolore, vor der einst Europa sich neigte, sie verbirgt sich jetzt unter dem Stroh, auf dem der Veteran von den alten Ruhmestagen träumt. Aber das Auge des Dichters erspäht sie, er erräth die Gedanken ihres Hüters und läßt sie weit hinschallen über das Land:

Da liegt sie, neben meinem Schwerte!
O laß dich sehn, noch einmal sehn!
Komm, meine Fahne, sollst mir wehn;
Wisch' mir das Auge, mein Gefährte!
Weint ein Soldat, den nichts geschreckt,
Sein Beten muß zum Himmel dringen!
Wann werd' ich aus dem Staub sie schwingen,
Der ihre edlen Farben deckt?

Das Wort klingt wieder, ein heiliger Feldruf, in den Hütten der Bauern, in den Werkstätten, in den Reihen der Armee, wo die stolzen Reste des Kaiserheeres an ihren Erinnerungen zehren und mit der Gegenwart grollen. Ihr Sänger kennt sie alle; er weiß, was sie drückt, er wird der erhabene Dolmetsch ihrer Träume, ihres Kummers, ihres Zorns. Er begleitet den alten Korporal auf die Richtstätte, wo er büßen soll, daß seine Hand sich an dem jungen, vornehmen Offizier vergriff, der nie Pulver gerochen:

Ein Geck trat meine Ehr' mit Füßen!
Ich traf des Lieutnants Milchgesicht.

Der alte Korporal soll's büßen,
So ist's der Brauch, er wird gericht't.
Den Großen ließ ich leben, Kleiner:
Und wenn ich dich ein wenig schnitt —
Vom Kaiserheere bin ich Einer!
Kamraden, Marsch! Im Schritt, im Schritt!

Wer kommt mir heulend nachgegangen?
Die Tambourswittwe, ja, ich weiß;
Der trug ich ihren kleinen Rangen
Im Mantel fort, durch Schnee und Eis.
In Rußland ging's uns an die Kehle:
Nun, gute Frau, jetzt sind wir quitt.
Du betest Eins für meine Seele.
Kamraden, Marsch! Im Schritt, im Schritt!

Und neben dieser furchtbar volksthümlichen Tragik dann der ergreifende, volle Accent der Klage über die entschwundene Zeit der Größe und des Ruhmes: jenes wunderbar herrliche Lied von dem alten Sergeanten, der an der Wiege der Enkel seiner Ehrentage gedenkt, oder das Lied von der zerschlagenen Geige:

Die Söldner da, aus fremden Landen,
Im Wirthshaus machten sie Geschrei:
Spiel' auf! „Ich will nicht!" — Aufgestanden
Schlägt Einer mir die Geig' entzwei. —
Kein Tropfen soll mein Auge netzen.
Gottlob, noch hab' ich Kraft genug,
Und die Muskete soll ersetzen
Die Geige, die der Feind zerschlug.
Lebt wohl, ihr Freunde; liegt zerschlagen
Einst mein Gebein auch — wer mir naht,
Spricht dann: Er hat es nicht ertragen,
Daß uns der Feind mit Füßen trat!

Natürlich führte diese Verherrlichung des ruhmvoll-unglücklichen nationalen Heeres geradezu zum Cultus des

Helden, der ihm voran zog. In der Majestät seines unvergleichlich tragischen Schicksals blickt der Kaiser von dem Felsen im Weltmeere zu seinem Volke herüber, und die Tage des Unglücks gewähren ihm, was seinem Ruhme noch fehlte, was seinem Golde und seiner Macht sich versagte. Während die Hofpoeten schweigen oder neuen Göttern dienen, erhebt sich aus dem innersten Herzen des Volkes die Stimme des Sängers. Unter ihrem Zauber wird der Held fast noch während seines Lebens zum erhabenen Mythus, zum nationalen Symbol des Heldenmuthes, des Ruhmes, des heiligen Unglücks. Béranger singt zunächst nicht den Besieger der Könige, nicht den Gesetzgeber und den Eroberer. Er sucht den Kaiser im Bivouac auf, in der Hütte des Bauern, in seinem Kerker und in seinem Grabe jenseits des Meeres. Er läßt ihn fortleben in den „Erinnerungen des Volkes“ als den Mann, der für Frankreich eintrat gegen eine verbündete Welt, als den von seinen Grenadieren geschützten, von seinen goldbedeckten Marschällen verrathenen Führer des bewaffneten Volks.

Lange seinen Ruhm bewahren
Wird der Hütten niederes Dach:
Keiner andern Mähre nach
Fragt Jemand mehr in fünfzig Jahren.
Abends um die Ahne her
Setzt sich Alt und Jung beim Lichte.
— „Mutter, sag' uns doch noch mehr
Von der herrlichen Geschichte!“
— „Glaubt ihr, sagt sie, daß, gequält,
Je das Volk für ihn erkalte?“
— Ja, erzählt uns, gute Alte,
Ja, von ihm erzählt!

Und es folgt nun (in den Souvenirs du peuple) die Geschichte, wie der Kaiser der Erzählerin einst am Gartenzaune gegrüßt hat, wie sie ihn dann in seiner Vaterfreude gesehen, bei der Taufe des Königs von Rom. Dann fährt sie fort:

Aber als, dem Feind erlegen,
Seufzte das Champagnerland,
Wie er da allein noch stand
Und focht im dichten Kugelregen:
Einmal hört' ich an mein Thor
Klopfen, Abends, grad' wie eben;
Oeffne — Gott! Er steht davor,
Nur von Wenigen umgeben.
Hier, die Bank, da saß er her:
Ha, wie er die Fäuste ballte,
Laut seufzend ballte!
— Hier ist er gesessen. Alte?
Grade hier saß er?
Sprach: „Mich hungert!“ Und in Eile
Bring' ich schwarzes Brod und Most.
Und er trocknet sich. Getrost
Entschläft er dann nach einer Weile.
Thränen kamen mir. Erwacht
Sieht er mich: „Nur nicht verzagen!
Büßen soll des Feindes Macht
Vor Paris für Frankreichs Klagen!“
Und er ging. Ihr wißt, wie hoch
Ich sein Glas in Ehren halte rc.

Erst in den nach 1830 entstandenen Werken nimmt diese Apotheose eine mystische, überschwängliche Färbung an. Zukunftsahnungen müssen nun die Brust der Korsen erfüllen, als der zweite Sohn der Madame Lätitia Bonaparte getauft wird. Zigeuner weissagen Napoleon und Joseph, den „wie Hellenen aussehenden“ Knaben,

ihre künftige Größe. Man fühlt es durch, wie nach und nach die Anbetung der Macht, der Cultus der That, des Effects, der vom Glück begünstigten Willensstärke sich der Phantasie des Dichters bemächtigt, in dem Maaße als die Erinnerungen an den Druck der Kaiserzeit in den Hintergrund der Jahre treten. Béranger's persönliche Liebenswürdigkeit, Uneigennützigkeit und Bescheidenheit macht diese Wahrnehmung für uns in Deutschland nur um so bedenklicher. Wenn der genügsamste, unabhängigste, rechtschaffenste der Dichter die von Napoleon zusammengeraubten Kunstschätze, nicht etwa unter dem frischen Eindrucke der Invasion und in Versen, sondern fünfundzwanzig Jahre nachher und in nüchterner Prosa für „wohlerworbenes Gut" erklärt, die rechtmäßigen Besitzer aber, da sie ihr Eigenthum zurückholen, als freche Räuber und satanisches Gezüchte verwünscht — was ist da von den civilistischen und militärischen Industrierittern zu erwarten, welche in dem offiziellen Frankreich jetzt mehr als je den Ton angeben! — „Béranger hat sich eigentlich nie zum Bonapartismus als einer politischen Meinung bekannt," bemerkt Montégut sehr richtig, „aber er war Bonapartist aus Instinct. Er hatte vorwiegend plebejische Neigungen und liebte die Gleichheit. Aber er war zugleich gescheidt und liebte die Ordnung. Damit ist schon angedeutet, wie er die Gesellschaft begriffen hat: eine vollständig nivellirte Gesellschaft unter dem Protectorat des demokratischen Staates." Daß das in der Praxis stets auf die energische, kriegslustige, aufgeklärte Polizei- und Militär-Despotie hinauskommt, das hat die Geschichte

seitdem auch denen, welche dem politischen Gedanken verschlossen sind, durch die That anschaulich gemacht. Die Idee an sich ist nicht eben poetisch; aber es kam Béranger, dem Dichter, mächtig zu Gute, daß er sie in den mährchenhaften Erinnerungen der Kaiserzeit verkörpert erblickte, und daß auch ihr Gegensatz in einer ganzen Maskerade wie für die Satire geschaffener Gestalten sich vor seinen Augen bewegte. So wurden seine politischen Satiren für Goethe eine Veranlassung, das bekannte Verdammungsurtheil des politischen Liedes zu Gunsten des Franzosen einzuschränken, wo nicht zurückzunehmen. Béranger's Angriffe gegen die Restauration sprudeln nämlich sämmtlich von gegenständlichstem, concretestem Leben, trotz ihres durchaus verneinenden Charakters. Keine fratzenhafte Gestalt der Bourbonischen Wirthschaft ist dem Chansonnier des Napoleonischen Frankreich entgangen. Den zurückgekehrten Emigranten mit ihrem Klein-Herrn-Bewußtsein gegenüber dem Volke und gegenüber dem Könige singt er das Liedchen vom „Marquis von Carabas“ vor.

Da seht den Reichsbaron,
Der hudelt uns wie in der Frohn!
Aus fremdem Lande trug
Ihn seines Kleppers dürrer Bug.
In sein altes Schloß
Trabt er stolz und groß.
Sein verrostet Schwert
Schwingt er wie 'ne Gert'.
Hut ab, Kerls! Wie steht ihr da?
Respect vor dem Herrn von Carabas!

Es folgt dann die Quintessenz von Allem, was eigener Uebermuth und Parteihaß der Gegner je zur Schande

des Feudaladels gesagt haben. Der Marquis ist hochmüthig gegen das Volk und aufsätzig gegen den König, sobald dieser nicht nach seinem Sinne regiert; er verlangt Stellen für seinen Sohn, Abgabenfreiheit für sich; selbst das schon vom Grafen Almaviva begrabene Droit du Seigneur wird hervorgesucht und ohne ächt französische Witze auf den Stammbaum des gnädigen Herrn geht es natürlich auch nicht ab. — Ein andermal wird die „weiße Kokarde" mit ihren Rittern als Symbol des Verraths und der Knechtschaft gebrandmarkt. Auch die loyale Bourgeoise wird nicht verschont. Ihre Devotion vor Napaleon hatte den Dichter nicht beleidigt. Desto schlimmer ergeht es nun den Deputirten, welche die neue, constitutionelle Regierung zu stützen bereit sind. Es versteht sich, daß sie nichts im Sinn haben können, als ministerielle Diners, Pensionen, Anstellungen und Orden. So der klassische „Herr Wanst" (Ventru), der nach beendigtem parlamentarischem Feldzuge vor seinen Wählern seiner Thaten und seiner Erfolge sich rühmt. Er hat gegen die Preßfreiheit, gegen die Schwurgerichte, gegen die Verbannten gestimmt, Geld bewilligt für die Polizei, die Schweizergarde und die Fremden. Dafür blieb denn auch die Belohnung nicht aus:

Kurz, mir ist es wohlgelungen;
Nunmehr bin ich Staatsanwalt.
Stellen haben meine Jungen,
Meine Vettern Amtsgehalt.
Hab' auch schon für's nächste Mal
Einladungen ohne Zahl.
Ueberaus, überaus fein war der Minister Schmaus!
Da ißt man einmal sich heraus!

Seine giftigsten Pfeile aber schleudert der Dichter gegen die kirchliche Reaction. Das französische Volk ist im Ganzen und Großen nicht viel eifersüchtiger auf seine Gewissensfreiheit als auf seine politischen Rechte. Es giebt dem Priester, was des Priesters ist, aber unter der unverbrüchlichen Bedingung, daß der Priester seine Hand von den Dingen halte, welche des Volkes — oder des Kaisers sind. Als Napoleon 1802 das Räderwerk seiner Staatsmaschine durch die Wiedereinfügung der Geistlichkeit vervollständigte, handelte er durchaus im Sinne der großen Mehrzahl des Volkes, die meisten Voltairianer nicht ausgeschlossen. Béranger selbst hatte bekanntlich als zweiundzwanzigjähriger Poet mit einem Gedicht auf die Wiederherstellung des Cultus debutirt. Er war seitdem weder gläubiger noch ungläubiger geworden. Aber seinen ganzen Ingrimm erregten die Priester der Restauration, als sie anfingen, das Privatleben zu geniren, in Politik zu machen, nach Einfluß bei Hofe zu streben und — den Erinnerungen des Kaiserreichs im Herzen des Volkes den Krieg zu erklären. Er verfolgte in ihnen nicht sowohl die Feinde des freien Denkens (darauf hatte er sich selbst wohl nie zu viel eingelassen), als die heuchlerischen Kopfhänger, die Denuncianten, die Anhänger der Fremden. Es wird ihnen keine Verhöhnung, kein Vorwurf erspart. Als die „Kosaken der Kirche“ rücken die Kapuziner heran, um im Weinberge des Herrn sich gütlich zu thun:

Im Schooß der Kirche ruht sich's bestens,
Den frommen Königen sei Dank,
Und die Ministerbank wird nächstens
Zu einer Kirchenväterbank.

Mein Fränzchen, sei kein Narr, und lasse
Dich lehren, wie man fromm sich duckt;
Wir lachen heimlich, wenn zum Spaße
Der Teufel in das Weihfaß spuckt.

Und den Jesuiten, dem eigentlichen Generalstabe der Reaction, schleudert der Chansonnier seinen vollen, schrecklichsten Fluch entgegen:

Sagt, woher ihr schwarzen Herrn?
Kommen aus dem Erdenschlunde,
Seh'n, halb Wolf, halb Fuchs, es gern
Dunkel über unserm Bunde.
Loyola's Schaar sind wir genannt.
Ihr wißt, warum man uns verbannt.
Da sind wir wieder. Schweigt vom Grunde.
Wir stächen euern Kindern gern den Staar.
Wie's vor Zeiten war,
Bringt sie uns dar,
Die gute, liebe kleine Kinderschaar!

So waren denn für die Chanson die Zeiten gekommen, über deren Bedeutung Béranger in der Vorrede zu der Ausgabe von 1833 sich ausläßt: „Die Chanson ist der Ausdruck populärer Gefühle. Sie mußte ihren Charakter steigern mit der Bedeutung der Stimmungen, welche die öffentliche Meinung bewegten. Es ist hinfort unmöglich, mit betrogenen Ehemännern, geizigen Advokaten und Charon's Nachen die Ehre zu erringen, in den Schenken von Handwerksleuten und Soldaten gesungen zu werden." — Und es waren nicht nur die Handwerksleute und Soldaten, die der Dichter auf seine Seite brachte. In wenigen Jahren erhoben diese einfachen, volksthümlichen, aber, gerade wie die Heine'schen, mit peinlichster Sorgfalt gefeilten Lieder ihn zu einer literarischen

Berühmtheit und — zu einer politischen Macht ersten Ranges. Es ist bekannt, wie die beiden Processe und Verurtheilungen in den Jahren 1821 und 1828 seine Popularität in's Unermeßliche steigerten, wie die Veröffentlichung der angeklagten Stücke in den Proceßverhandlungen Hunderttausende von Exemplaren in's Publicum brachte (welch kurzen Proceß hätte wohl der gefeierte Kaiser des demokratischen Dichters mit dergleichen Kunstgriffen gemacht!), — wie die Julirevolution den Dichter mitten unter den politischen Führern fand, von Vielen mehr gefürchtet als geliebt, aber gesucht, geschmeichelt, verhätschelt von Allen. —

Und hier ist denn auch der Ort, der bewundernswerthesten und liebenswürdigsten, vielleicht der einzigen wahrhaft großen Seite dieses Charakters in Ehren zu gedenken. Béranger's politische Auffassungen, wie wir sehen, sind durchweg die des genereusen, patriotischen, aber eiteln und beschränkten Parisers. Es findet auf diesem Gebiete durchaus auf ihn das Urtheil Anwendung, mit dem Schiller in einer anderen Sphäre unsern Bürger, den deutschen Volksdichter, traf: Er steht als Politiker nicht über dem geistigen Niveau seines Publicums und ist darum nicht im Stande, dieses zu heben. Aber unter die Elite der Künstler aller Zeiten reiht ihn zuvörderst die wunderbare Klarheit und Sicherheit, mit welcher er, einmal zur Reife gelangt, die Natur und den Umfang seines Talents erkannte: und der höchsten Ehrerbietung werth ist dann die Festigkeit des Willens, welche ihn unter den mächtigsten Verlockungen auf der gewählten Bahn beharren

ließ. Man weiß, wie Béranger vielfach Aemter und Auszeichnungen zurückwies, wie er den beiden, für einen französischen Schriftsteller gefährlichsten Versuchungen widerstand, der Deputirtenkammer und der Akademie, wie es ihm nie in den Sinn kam, seine ungeheure Popularität für unberechtigte Erfolge, in Leben und Kunst, ausbeuten zu wollen. Diese Bescheidenheit war sicher zu großem Theile Klugheit; sie ist darum nicht weniger selten und rühmlich. Ohne sie hätte der Dichter auch nimmer jene stolze, imponirende Unabhängigkeit bewahrt, mitten unter den Berühmtheiten der Tribüne, der Verwaltung, der Finanzen und der Presse. Es sind goldene Worte, die er über diesen Gegenstand sagt: „Mitten in die reichste Gesellschaft geworfen, kam ich durch meine Armuth in keine Verlegenheit, denn es kostete mich keine Mühe, zu sagen: ich bin arm. Dies Wort, das so viele Leute nicht über ihre Lippen bringen können, vertritt beinahe die Stelle des Besitzes, denn es erlaubt dir alle möglichen Ersparnisse und verschafft dir die Theilnahme vieler Frauen und dadurch der Salons, die man in dieser Hinsicht verläumdet hat.“ Und diese Armuth war eine durchaus freiwillige. Béranger ist seinen reichen Freunden nie zur Last gefallen, auch nicht, als diese, nicht ohne sein Zuthun, Minister geworden. Es sind nicht poetische Redensarten, mit denen er in seinem berühmten Liede an die „Freunde, welche Minister geworden“ auf seinen Antheil an der Siegesbeute verzichtet. Ueber die Uneigennützigkeit und scrupulöse Redlichkeit des Dichters werden Dinge berichtet, in denen die Physiognomie des Landes, wie des Jahrhunderts,

gänzlich verschwindet. So erzählt Moritz Hartmann (in „Bilder und Büsten"), daß Béranger, der in bescheidenster Mäßigkeit lediglich von seiner Feder lebte, einst 30,000 Francs, den Ertrag einer Auflage seiner Gedichte, einem befreundeten Banquier anvertraute. Nach einigen Jahren bringt Jener die Summe zurück. Béranger will sie ihm durchaus lassen, als er endlich merkt, daß es hier um Rettung seines kleinen Besitzes aus einem bevorstehenden Bankerotte sich handelt. Sofort weist er jeden Gedanken an eine solche Bevorzugung vor den anderen Gläubigern entschieden zurück und erhält dann nach Regulirung der Sache 3000 Francs auf seinen Antheil. Sebastiani (der Marschall) bot ihm einst 100,000 Francs auf die liebenswürdigste Weise an — und wurde abgewiesen, ebenso Pereyre, als er ihm nach Gründung des Crédit Mobilier 100,000 Francs Actien al pari übersandte. Es versteht sich, daß ein durchaus selbstbewußter Cultus des Ruhmes diese Festigkeit erleichterte. Béranger fühlte, bei aller Bescheidenheit, in vollem Maaße seine Bedeutung. Er wußte sich als Priester der Kunst und des Nationalgefühls, und seine schönsten, ergreifendsten Inspirationen schöpfte er aus diesem Bewußtsein. So in den Liedern: „mein Beruf", „mein Nachen", oder in den wunderschönen Strophen — es sei erlaubt, sie im Original mitzutheilen:

Non, le monde ne peut me plaire,
Dans mon coin retournons rêver.
Mes amis, de votre galère
Un forçat vient de se sauver.
Dans le désert que je me trace,
Je fuis, libre comme un Bédouin.

Mes amis, laissez-moi, de grâce,
Laissez-moi dans mon petit coin.

Je forme ainsi pour ma patrie
Des voeux que le ciel entend bien.
Respectez donc ma rêverie:
Votre monde ne me vaut rien.
De mes jours filés au Parnasse
Daignent les Muses prendre soin!
Mes amis, laissez-moi, de grâce,
Laissez-moi dans mon petit coin.

In diesen Liedern, und wir könnten die Citate leicht vervielfachen, gehört Béranger uns an wie seinem Volke. Sie werden in ihrem wunderbaren, auch der besten Uebersetzung natürlich unerreichbaren Wohllaut ihm die Herzen erobern, wenn die Vergötterung des militärischen Ruhmes selbst in Frankreich einmal keine gläubige Gemeine mehr finden wird. Sie sichern dem von der Muse hochbegnadigten Sänger und dem liebenswürdigen, redlichen Manne die herzliche Zustimmung auch des Auslandes zu jener unerhörten Volksgunst, die sein Charakter, sein Talent und sein feiner Tact bis auf den letzten Augenblick ihm erhielt. Als er vor sieben Jahren, am 16. Juli 1857, seiner Freundin in's Grab folgte, traf die Trauerkunde mit der Gewalt eines erschütternden Familien-Ereignisses sein Volk. Es war eine eigene Ironie des Schicksals, daß der gegenwärtige Vertreter der Napoleonischen Ideen es damals noch nicht wagte, und vielleicht es nicht wagen durfte, den Sänger des Napoleonismus von dem Volke bestatten zu lassen, dessen Beherrschung er zu nicht geringem Theile ihm dankte. Zwischen zwei Reihen Soldaten,

von einer Armee beschützt, nur von Beamten und offiziellen Leidtragenden geleitet, hielt Béranger's Sarg, schon achtzehn Stunden nach dem Tode, unter den Klängen der „Volkserinnerungen" seinen Einzug in die Kirche. Aber noch Tage lang nachher bezeugten es die Schaaren der „zum Begräbniß" nach Paris geeilten Landleute, daß es hier wirklich um eine Herzenssache dieses Volkes sich handelte und, auch jetzt noch, lassen die das Grab bedeckenden Liebesgaben erkennen, daß die Franzosen ihre wahrhaft volksthümlichen Dichter doch besser zu ehren verstehen, als mißmüthige Kritiker Angesichts der Schillerfeier es ihnen zuzugestehen geneigt waren.

II. Scribe und seine Schule.

Wenn das Gesetz des Contrastes bei Zusammenstellung dieser Schilderungen uns leitete: es hätte sich zu dem Bilde des in unserem ersten Artikel betrachteten Dichters ein schärferes Gegenstück nicht auftreiben lassen, als der poetische Fabrikant, dessen Werken wir den Stoff für die zunächst beabsichtigten Erörterungen entnehmen. Béranger — und Scribe; der Liederdichter, welcher ein Leben braucht, um vier bis fünf kleine Bändchen mit scheinbar leicht hingeworfenen Reimen zu füllen — und der Dramatiker, der Vaudevilles, Komödien, Dramen, Operntexte zu Dutzenden aus dem Aermel schüttelt; das Muster fröhlicher, freiwilliger Frugalität — und der studirte Lebemann; der Millionär — und der moderne Diogenes, vor dessen Tonne die Großen der Erde vergeblich mit ihrem Golde und mit ihren Ehren erscheinen. In der That, wenn irgend zwei literarische Größen dieser Epoche, so scheinen diese Zwei nichts mit einander gemein zu haben. Und dennoch lenkt die Betrachtung des Einen mit Nothwendigkeit auf die Erscheinung des Anderen, denn sie ergänzen sich nach Inhalt und Form und es ist zweckmäßig, sie neben einander zu

studiren, sobald wir die Literaturgeschichte um Aufschluß angehen, nicht nur über die Individualität der Bahn brechenden Geister, sondern auch über die geistigen und sittlichen Zustände des den Schriftstellern zugänglichen Publicums. Indem Béranger den Ausspruch betont: „Meine Muse ist das französische Volk“, bezeichnet er in Einem Worte seine Schwäche und das Geheimniß seiner Erfolge. Er steht in der That in sehr wesentlichen Punkten nicht über seinem Publicum, wie wir es von dem ächten Volksdichter mit Recht verlangen. Aber dafür hat er mitten im Herzen des französischen Nationalbewußtseins seine sichere Stellung: er fühlt in seinen Adern den Pulsschlag dieses oft gleichzeitig frivolen und enthusiastischen, kleinmüthigen und heroischen, erhabenen und lächerlichen, aber nie langweiligen Ungeheuers, welches sich selbst so gern die „große Nation“ nennt. Es findet den musikalischen, unmittelbar das Herz treffenden Ausdruck für jedes Ideal, an welches das Empfinden seines Volkes — nicht etwa blos die Speculation einzelner Bevorzugter — hinanreicht. Seine Lieder gestalten zu echtem poetischem Leben Alles, was in dem Herzen dieses Volkes in Augenblicken der Erhebung und Sammlung ein Echo findet. Nun, von allen diesen Dingen wird Scribe nur gelegentlich und selten berührt, und doch darf auch er sagen: „Meine Muse ist das französische Volk.“ Es ist wirklich dieselbe Muse, der er seine Eingebungen dankt, nur daß sie ihm zu andern Stunden und in andern Stimmungen erscheint. Scribe erwärmt sich nur selten und mäßig für politische und patriotische Fragen. Kaiser und Republik,

Constitution, Jesuiten, Preßfreiheit, die Rheingrenze machen ihm die geringsten Sorgen. Poetische Entzückungen und tiefsinnige Betrachtungen sind ihm gleich fremd. Aber für das bunte Treiben des thatsächlichen, täglichen Lebens, für das Gegenspiel der Interessen, für die tausend kleinen Triebfedern dieser lärmenden, glänzenden, corrumpirten, leichtfertigen, und doch so anziehenden, vielfach liebenswürdigen und in hohem Grade lebenskräftigen französischen Gesellschaft hat er den schärfsten, sichersten Blick. Die ganze Fülle ihres alltäglichen Daseins legt er den Franzosen der höheren und mittleren Stände in einer nicht abreißenden Reihe von bunten, sauber gezeichneten Bildern auseinander. Er schont ihre Schwächen nicht. Aber er zeichnet sie mit so naivem Behagen, er hat selbst so viel davon weg, daß er stets nur pikant wird, niemals beleidigt. Während Béranger uns poetisch empfinden läßt, was die Franzosen vermögen, wenn eine große nationale Idee sie erregt, so zeigt sie uns Scribe bei ihrer täglichen Arbeit, im Strudel ihrer Geschäfte und ihrer Freuden. Sein eigentliches Gebiet ist die große, beständig nach oben und nach unten hin sich ausdehnende Mittelklasse, welche in den Zwischenräumen der großen politischen Erschütterungen die Breite des Lebens einnimmt und in der Stunde der Umwälzungen nur auf Augenblicke hinter die Massen und ihre Führer zurücktritt. Er ist zu Hause im Comptoir des Banquiers und in der Coulisse der Börse, in den Salons, den Boudoirs, den Arbeitsstuben der Geschäftsleute und den Ateliers der Künstler. Er dringt in die Vorzimmer der Minister ein, wie in die

Sprechsäle der Deputirten und in die Logen der Schauspieler und Schauspielerinnen. Ueberall, wo die Jagd nach Genuß, nach Gewinn, nach „Ehre“ den Staub aufwirbelt, da ist sein Platz. Er fühlt sich wohl in diesem unreinen Elemente und athmet in vollen Zügen diese Atmosphäre der Intriguen, der Leidenschaften und der Genüsse. Wie sehr er sich jedoch seiner Gesellschaft fügt, so wenig macht er sich Illusionen über sie; er beutet ihre Schwächen aus und wahrt sich dabei das Privilegium, ihr die Wahrheit zu sagen. So sind seine Arbeiten eine Zielscheibe geworden für die vornehme Kritik, eine Goldquelle für den Verfasser und ein Labsal für das gelangweilte Theaterpublicum der gesammten europäisch gebildeten Welt. Eine unerschöpfliche Fundgrube lehrreicher Beobachtung aber sind sie für den Nichtfranzosen, wenn er das französische Volk der letzten Jahrzehnte nicht im kriegerischen Schmuck sehen will, oder in der von Staub und Pulver geschwärzten Blouse, sondern im Hauskleide oder im Ballstaat. Und wie ihr Inhalt, so stellt ihre Form sie als eine Art Supplement neben Béranger's Lieder. Mit den letzteren erschöpfen sie (und ihre unzähligen Nachbildungen) für die vorliegende Epoche die nationalen und eigenthümlichen poetischen Formen, deren unsere Nachbarn mit zweifellosem Erfolge sich bedient haben. Die gesammte, so hoch gepriesene Lyrik der romantischen Schule ist mehr oder weniger gelungene Nachahmung deutscher und englischer, hie und da auch südromanischer Vorbilder; der französische Roman hat sich zwar fruchtbar und bedeutsam genug, aber doch unter wesentlichem Einfluß des Auslandes,

namentlich Goethe's, Walter Scott's und Dickens' entwickelt; das ernste Drama und die Tragödie haben die seltsamsten Sprünge gemacht, um den Riesenspuren Shakspeare's und Schiller's zu folgen — und sind dann kraftlos in das alte klassische Geleise zurückgeglitten. Dagegen hat die altfranzösische Chanson unter Béranger's siegreicher Herrschaft sich zum nationalen Liede erhoben, und in den Lustspielen und Conversationsstücken Scribe's hat das eigenthümliche dramatische Talent der Franzosen einen in seiner Sphäre mustergültigen Ausdruck gefunden. Der Charakter seines Volkes und die Organisation seiner Gesellschaft kommen dem französischen Dichter auf diesem Gebiete gleich sehr zu Statten. Wenn Geselligkeit die Hauptquelle der Civilisation und diese noch etwas Anderes als Bildung ist, so haben die Franzosen nicht ganz Unrecht, sich für das „civilisirteste" Volk zu halten. Bis zum Geringsten hinab leben sie in der That mit ihren Gewohnheiten, ihrem Dichten und Trachten in der Gesellschaft. Das Urtheil dieser ist ihnen für die Schätzung aller Dinge eine endgültige Entscheidung; dies Urtheil für sich zu gewinnen, ist ihr beständiges Streben. Hierin hat der französische Dichter und Held dem Virtuosen oder der Modistin in den meisten Fällen wenig vorzuwerfen. Das Voltaire'sche Wort „Niemand ist verwegen im Dunkeln" hat für alle Kreise des französischen Lebens seine vollständige Geltung; es enthält den Schlüssel zu jenem uns Deutsche so seltsam anmuthenden System der öffentlichen Belohnungen und Auszeichnungen, dessen Einfluß sich bei unsern Nachbarn auf das ganze weite Gebiet

der Gesellschaft erstreckt. In Frankreich beginnt die Ordenssucht, der Beifalls- und Auszeichnungs-Hunger schon auf der Schulbank. Hat der Junge sich acht Tage lang nicht geprügelt, so winkt ihm der prix de sagesse, der Orden für die artigen Kinder, und dieser Stern leuchtet ihm forthin sein Leben hindurch: nur, daß er in späteren Jahren von Silber am karmoisinrothen Bändchen getragen wird, und daß nicht mehr blos die glücklichen Eltern und die neidischen Mitschüler, sondern je nach Rang, Glück und Erfolg die Gemeinde, die Berufsgenossen, die Kameraden, das Publicum, vor Allem aber die Damen den glücklichen Gewinner bewundern. Geschäft, Wirkungskreis, Art der Leistungen ändern nichts am Wesen der Sache. Den Bauer, welcher das fettste Schwein zur Ausstellung bringt, lohnt offizielle Ehre nicht minder, als den Schriftsteller, der die akademische Preisaufgabe löste, oder den siegreichen Feldherrn. Ernste Professoren werden von ihren Zuhörern mit Beifallsklatschen empfangen, wie eine Tänzerin oder ein Virtuose, und in den öffentlichen Sitzungen der Akademie wetteifern die Blicke und die Händchen der stets zahlreich anwesenden Damen mit dem Lobe und den Spenden der gelehrten Körperschaft in Beglückung der Sieger *). Der Einfluß dieses nationalen Bedürfnisses

*) Einen köstlich-naiven Beitrag für unser Thema giebt St. Beuve in seinem neulich erschienenen Artikel über Alfred de Vigny (Revue des deux Mondes, 15 Avril 1864). Welcher Freund der französischen Literatur erinnert sich nicht mit Genugthuung der ächt männlichen, resignirten Würde, mit welcher Alfred de Vigny am Schlusse seines „Stello“ dem Dichter seinen Platz in der Gesellschaft anweist: nämlich ihn dahin bescheidend, daß er „frei und allein“ seine Bestimmung erfüllen

gesellschaftlicher Anerkennung ist unermeßlich, im Guten wie im Schlimmen. Alle glänzenden Eigenschaften und alle Schwächen der Franzosen hängen innig mit ihm zusammen; es ruft Erscheinungen hervor, die durchaus nicht mit deutschem Maaße gemessen werden dürfen, wenn wir dem Charakter unserer Nachbarn nicht schweres Unrecht thun wollen. Bei uns geht geckenhafte Eitelkeit mit Feigheit und Nichtsnutzigkeit fast ausnahmslos Hand in Hand. Wenn wir von einem deutschen Dichter hörten, der für die Besuche der Muse feierlich Toilette machte, seine Haare interessant und weltschmerzlich scheitelte, seinen Schlafrock in künstlerische Falten drapirte und dann sich niedersetzte, um unsterbliche Verse über Gott und Natur zu schreiben, so würden wir ihn unbesehens, und ohne sonderliche Gefahr des Irrthums, für einen talentlosen Narren erklären, selbst wenn er nicht, wie Herr von Lamartine, in

---

und weder vom Glücke noch von den Menschen Etwas erwarten müsse. — Nun wird dieser französische Kato nach vielen Bemühungen im Jahre 1845 zur akademischen Unsterblichkeit zugelassen. Am Aufnahmetage, mit seiner nachher so tragi-komisch berühmt gewordenen Antrittsrede bewaffnet und strahlend in der Palmen-Uniform erscheint er in der Gallerie des Instituts-Gebäudes unter den seiner harrenden Genossen. Da kommt ihm Spontini entgegen, ein strahlender, aus Ordensbändern, Sternen und Kreuzen zusammengesetzter, wandelnder Regenbogen und, er allein unter Allen, seiner Gewohnheit gemäß auch mit dem bepalmten Pantalon geschmückt (in der Regel begnügt man sich bekanntlich mit dem Frack). „Spontini, caro amico", ruft der Dichter des Chatterton und des Stello dem Maëstro, ihn umarmend, zu, „décidément l'uniforme est dans la nature." — Der Verfasser ist in Frankreich Augenzeuge ähnlicher Scenen gewesen, aber nomina sunt odiosa.

seinen eigenen Schriften mit dem Nachdruck des guten Gewissens diese Dinge von sich ausplauderte. Ein Feldherr, der, auf den Tod angeklagt, mit seinem Advocaten eine patriotische Effectscene einstudirte, sie nachher vor dem Gerichtshof aufführte und im Rausch des so gewonnenen Beifalls zum Tode ginge — er hätte in unseren Augen die Geltung eines ernsthaften Charakters unfehlbar verwirkt, und hätte er in zwanzig Schlachten gesiegt. Das ist in Frankreich anders, und wir haben nicht das Recht, Lamartine für einen Stümper und Ney für einen Poltron zu erklären, weil sie das Alles gethan *).

Es liegt auf der Hand, wie nothwendig dieser Trieb des Wetteifers, dieser Beifallshunger, dieser Respect vor dem Urtheil der Gesellschaft einem Volke ist, in welchem das Individuum durch keine tieferen und sittlicheren Bande mit dem Ganzen zusammenhängt. Und wenn die Sache für den Gesetzgeber und für den denkenden Menschenfreund neben ihrer glänzenden und guten ohne Zweifel ihre schwer bedenkliche Seite hat — für den Lustspieldichter ist sie

*) Wir haben den famosen Glanzmoment des Ney'schen Processes im Sinne, da des Marschalls Vertheidiger ihn, weil er in dem eben abgetretenen Saarlouis geboren war, als einen „Preußen" und Ausländer bezeichnet und Ney sich nun in heroischer Tragik erhebt, betheuernd: eine französische Kugel sei ihm lieber als die preußische Unterthanschaft. Die ganze Scene, wie sich nachträglich herausgestellt hat, war bis auf's Kleinste einstudirt und sollte, wenn nicht die Herzen der Richter im Sturme erobern, so doch wenigstens einen „brillanten Abgang" von der Bühne sichern. Das Letztere gelang denn auch vollkommen. — Auf den angedeuteten Zug aus Lamartine's Selbstbekenntnissen kommen wir noch in dem betreffenden Capitel zurück.

durchaus unschätzbar. Er gewinnt dabei Alles, was die Tragödie verliert. Eine feste, gesellschaftliche Disciplin, eine scharf ausgeprägte Sitte und Umgangsform kommt den Personen seiner Fabel wie mit einem fertigen Gewande entgegen, die Lösung der Conflicte wird durch die Sitte und den Geist der Zeit unweigerlich vorgeschrieben; der Dichter darf gegen diese Voraussetzungen nicht verstoßen, ohne sich um seinen Erfolg zu betrügen. Wenn die große Gleichförmigkeit seiner Gesellschaft ihm nicht für Erfassung aller Grundtypen menschlicher Thorheit und Schwäche förderlich ist, deren kräftig individuelle Gestaltung uns in den Lustspielen Shakspeare's entzückt, so läßt sie dafür die eigenthümlichen Producte dieser besonderen sittlichen Atmosphäre in desto klareren, faßbareren Zügen hervortreten. Der Dichter giebt diese dann aus, wie Geld von deutlichem und anerkanntem Gepräge. Der Zuschauer weiß auf der Stelle, mit wem er es zu thun hat, und, über die Charaktere schnell orientirt, giebt er mit sorglosem Wohlgefallen den Wechseln einer lichtvoll exponirten und meist geschickt durchgeführten Handlung sich hin, sowie dem für Franzosen unwiderstehlichen und in deutschen Stücken so seltenen Genuß eines glänzenden, leichten, nie schleppenden und langweiligen Dialogs.

Wir haben in dem Gesagten die Vorzüge und auch die Schwächen der meisten Scribe'schen Stücke so ziemlich beisammen. Eine vollständige Beurtheilung oder auch nur Aufzählung derselben überschreitet natürlich die Grenzen dieses Versuchs und hat auch mit seinem Zweck nichts gemein. Es kann uns nicht interessiren, die mehr oder

weniger komischen Situationen und Anekdoten hier in Reih' und Glied zu stellen, welche Scribe und seine zahlreichen Mitarbeiter in ihren Vaudevilles dramatisirt haben. Diese bunten, lustigen Sommervögel haben ihren Zweck erfüllt, wenn sie den Zuschauern in einem heilsamen Gelächter das Eintrittsgeld vergüteten. Die literarische und die culturhistorische Betrachtung haben gleich wenig mit ihnen zu schaffen. Ebenso wenig ist es hier unsere Absicht, gegen Scribe's zahlreiche industrielle Streifzüge auf ihm eigentlich fremde Gebiete eine Lanze zu brechen. Aber das Bild der französischen Gesellschaft, wie seine bessern originalen Arbeiten es naturgetreu entwerfen und wie sein eigenes Treiben es in mancher Beziehung fast typisch vertritt, dies soll in seinen Hauptzügen im Folgenden zu zeigen versucht werden.

Ueber Scribe's Leben und Persönlichkeit ist weit weniger in die Oeffentlichkeit gedrungen, als über die vieler Schriftsteller dieser Epoche, die hinter seinen Erfolgen weit zurückgeblieben sind. Scribe ist eben zu bürgerlich, zu praktisch und vielleicht — zu glücklich gewesen, um viel von sich reden zu machen. Pariser Kind, wie Béranger, wurde er im Jahre 1791, elf Jahre nach jenem, in begüterter Familie geboren. Er war nicht, wie jener, in Bezug auf seine Bildung dem Zufall und dem Mitleid gutherziger Verwandten überlassen. Die Gräuel, wie die poetischen Aufregungen der Revolution waren vorüber, als er in die Jahre des Bewußtseins eintrat und in regelrechter Weise die Ausbildung eines französischen Juristen empfing. So ist ihm denn auch nur ein schwacher,

überlieferter Eindruck von jenen Jahren heroisch leidenschaftlicher Erhebung geblieben; er empfing seine Jugendeindrücke in der Glanzzeit des Kaiserreichs, aber unter wohlhäbigen Bourgeois und klugen Leuten, in einer gegen die Begeisterung der „Gloire" schon ziemlich abgestumpften Gesellschaft. Man darf bei Beurtheilung dieser Zustände nicht vergessen, daß selbst Béranger in jenen Jahren der polizeilich-militärischen Musterregierung von seiner späteren kriegerischen und Napoleonischen Begeisterung noch weit entfernt war, daß er den König von Yvetot dichtete, zur selben Zeit, als die französische Jugend auf den Schlachtfeldern von Lützen und Bautzen blutete. Während der Chansonnier die Diners der halb-legitimistischen Gesellschaft „le Caveau" durch seine ausgelassenen Lieder erheiterte, trat Scribe, im Jahre 1811, mit einem Vaudeville „der Derwisch" hervor. Der Sturz des Kaiserreichs und die Restauration brachte den Sohn guter, wohlhabender Familie nicht aus dem Geleise. Er fuhr fort, an Vaudeville-Späßen harmlosester Art seine Technik zu üben, bis er 1827 mit einer regelmäßigen Sitten-Komödie „die Geldheirath" die klassischen Bretter des Théâtre français eroberte. Das erste Jahrzehnt der Juliregierung bezeichnet dann den Höhepunkt seiner wunderbaren Fruchtbarkeit und seiner Erfolge. Die Klasse, welcher Scribe durch Geburt, Erziehung und Charakter angehörte, hatte die Zügel ergriffen. Sie beutete ihren Sieg nach Kräften aus, nur wenig durch den periodisch rollenden Donner der Straßenaufstände gestört, und Scribe, jetzt hoch auf den Wogen des ihm gewordenen Beifalls einher

fahrend, war unermüdlich, in stets wechselnder, geschickter und geistreicher Gestaltung dieser industriellen, glänzenden, üppigen, geistig angeregten und dabei gründlich frivolen Gesellschaft die Züge ihres Antlitzes zu zeigen. Die prächtige Goethe'sche Geschichte von den klassischen Bummlern, die sich an den Abenteuern des Hans Ohnesorge in Utopien ergötzen und den Spott des Rhapsoden sich im Geringsten nicht anfechten lassen, sie wiederholte sich fast bei jedem bedeutenden Scribe'schen Stücke — und zwar nicht nur in der Haltung der über ihre eigene Thorheit ohne den geringsten Vorsatz zur Besserung lachenden Menge. Scribe selbst war ein zu praktischer Mann, um durch seine geistreichen und beißenden Ausfälle gegen handwerksmäßiges Schriftstellerthum in seinen eigenen Unternehmungen sich im Geringsten beengen zu lassen. Indem er die großen Industriellen und Geldmänner verspottete, sah er ihnen das Geheimniß ihrer Erfolge ab. Es entging seinem Scharfblick nicht, daß aller Reichthum im Grunde auf der Kunst beruht, Andere für uns arbeiten zu lassen, und so übertrug er denn, ein bahnbrechendes Genie, den Grundsatz der Arbeitstheilung aus den Werkstätten der Modeschneider, der Kunsttischler und Stahlfederfabrikanten in die Ateliers der dramatischen Künstler, welche vor dieser Reform, mit einem Kopfe und mit einer Feder auch nur den Proletarierlohn des vereinzelten Arbeiters gewannen. Ein ganzes Geschlecht von dramatischen Genies verdankte ihm Anleitung, Ausbildung, guten Verdienst, nicht selten sogar Reichthum und Ruf. Scribe wählte den Stoff, er ordnete die Handlung im Ganzen und Großen, gab die

Effectstellen und glänzenden Abgänge an, und seine Lehrlinge setzten den Dialog oder die Verschen dazu. Machten sie Fortschritte, so war Nennung des Namens auf dem Titel (neben dem der Firma) ihr angemessener Lohn, bis dann die Besten sich emancipirten und auf eigne Hand dramatische Arbeit lieferten, vielleicht auch ihrerseits neue Gehülfen sich heranzogen. So, und unter dem Schutz der französischen Preßgesetze, ward Scribe mehrfacher Millionär. Es versteht sich, daß er als guter Geschäftsmann keinen zahlungsfähigen Kunden zurückwies. Jede dramatische Mode, jede Geschmacksrichtung wurde ihm zinsbar. Er schrieb Adrienne Lecouvreur für Fräulein Rachel Felix, und Robert den Teufel, die Hugenotten, den Nordstern, die Wallfahrt nach Ploërmel für den kosmopolitischen Berliner Maëstro. Klassicismus und Romantik, Vaudeville, Charakterkomödie, Historie und Oper, — ihm ist Alles gerecht und gelegen, sobald es bezahlt wird. Mit historischen Größen springt er um, wie Jean de Paris in der Legende. Vor seiner Feder sind todte Staatsmänner und Helden nicht sicherer, als lebendige Schwindler und Pfuschmakler. Er schreibt eine Posse über Struensee's furchtbares Ende, ein witziges Intriguenspiel über Marlborough's Sturz und einen sentimentalen, dramatisirten Liebesroman über den Tod Peter's des Großen und den Regierungsantritt der ersten russischen Katharina. Frau Birch-Pfeiffer, Kotzebue und Iffland dürfen neben dieser Fruchtbarkeit kaum genannt werden.

Es versteht sich nun von selbst, daß eine ernsthafte, politische Rolle mit dieser literarischen Vielseitigkeit und

stets schlagfertigen Bereitschaft sich nicht verträgt. Doch hat Scribe gleichwohl in politischen und socialen Fragen seine bestimmte, klar ausgesprochene Meinung. Er faßt sie nicht als Gewissenssache, noch mit begeistertem Schwunge, wie Béranger, doch ist sein Votum deshalb nicht weniger beachtenswerth für die Beurtheilung der Gesellschaft, in welcher, für welche und über welche er schreibt. Diese Gesellschaft ist eben die Lebensluft, welche er athmet, sie enthält die Voraussetzungen seiner Auffassung aller Verhältnisse, und da diese Voraussetzungen für die unendliche Mehrheit des französischen Mittelstandes noch heute gelten, so lohnt es der Mühe, sie einen Augenblick anzusehen.

Natürlich liegt der Schwerpunkt des Systems auch hier wieder in der Auffassung der Revolution und ihrer Ergebnisse. Scribe hat diesem politischen Glaubensbekenntnisse, abgesehen von sehr vielen, gelegentlichen Aeußerungen, eine besondere Arbeit gewidmet. Die Trilogie „Vor, Während und Nach" stellt sich die Aufgabe, die Zeit der alten Regierung, den Revolutionsschwindel und die Zustände der Restauration vom Standpunkte der historisch-dramatischen Skizze oder des Vaudevilles den Parisern vor Augen zu führen. Das erste Stück führt uns in eine Familienberathung des Herzogs von Surgy. Es handelt sich um Versorgung der Kinder. Der älteste Sohn erhält natürlich die Güter, außerdem ein Cavallerie-Regiment und eine reiche Erbin zur Frau; sein jüngerer Bruder soll als Malteserritter, die Schwester als Nonne die „Gloire" des Hauses aufrecht erhalten. Es fehlt in

der Gesellschaft außerdem nicht an dem liederlichen Cavalier, der seine Gläubiger prellt und verhöhnt, dabei sein Geld zum Fenster hinauswirft, und gegen bürgerliche Canaillen beiderlei Geschlechts sich allerhand fashionablen Muthwillen herausnimmt; noch an dem schurkischen Intendanten, dem plebejen, selbstsüchtigen Schmeichler und Heuchler, dem bereitwilligen Werkzeuge jeder vornehmen Schlechtigkeit. Das sentimentale Element wird durch Julie vertreten, die im Surgy'schen Hause erzogene Tochter eines durch die Surgy's zu Grunde gerichteten Kaufmanns. Ihre Liebe zu dem Chevalier wird durch schurkische Ränke der Herzogin und des Intendanten gekreuzt und irre geführt, fast im Stil von „Kabale und Liebe". Der Chevalier sieht die getäuschte Geliebte an einen Barbier verheirathet. Er überwindet den Schmerz, schüttelt mit dem Staube des väterlichen Hauses die Vorurtheile seiner Geburt von den Füßen und wird — Geschäftsmann, nachdem er gegen die Thorheit der Geburtsvorurtheile eine kräftige Standrede à la Rousseau gehalten, dagegen der Industrie und der Speculation seine Hochachtung bezeugt.

Das zweite Stück („Pendant") führt uns mitten in die Tollheiten der Schreckenszeit. Die herzogliche Familie ist ausgewandert, zerstreut. Der bürgerfreundliche Chevalier allein hat ruhmvoll für Frankreich gefochten. Endlich aber gereicht sein Name auch ihm zur Gefahr. Geächtet, verkleidet tritt er in den Laden, in welchem Julie, seine Jugendgeliebte, in treuer Pflichterfüllung mit ihrem wackern Gérard, dem Barbier, die Haushaltung

führt. Eben hat der Convent die Ehescheidung freigegeben, und massenweise eilen die befreiten Franzosen, von dem kostbaren Rechte Gebrauch zu machen; selbst Gérard, so lieb er seine Julie hat, hält es für nöthig, wenigstens zum Schein die Mode mitzumachen, um durch reactionäre, eheliche Treue nicht in den Ruf des Aristokratismus zu kommen. Zur Rettung des Chevaliers bietet er gern seine Hand. Es gelingt, den Nachbar „Caracalla", den Bürgerwehr-Offizier und ultra-jacobinischen Schuhflicker zu täuschen, den Familienschatz der Surgy aus deren Hause zu heben und den Chevalier in Sicherheit zu bringen.

Zwanzig Jahre später führt dann das dritte Stück, das Vaudeville „Nachher" uns wieder in dieselbe Gesellschaft. Gérard ist bei Austerlitz als tapferer Kriegsmann geblieben. Der Chevalier lebt als emeritirter General und — reicher Fabrikbesitzer und Speculant mit Julie, der durch die wohlwollende dramatische Vorsehung ihm wieder geschenkten, in glücklicher Ehe. Der Republikaner Caracalla ißt in seinem Hause als Portier das Gnadenbrod; der lüderliche Vicomte des ersten Stücks kehrt von langer Seefahrt aus der Südsee nach Frankreich zurück. Vor 1789 mit La Peyrouse in See gegangen und gescheitert, hat er die Revolution und das Kaiserreich auf einer wüsten Insel verträumt. Er findet „sein Paris" natürlich sehr zum Nachtheil verändert, räsonnirt recht ergötzlich über die verkehrte, von der Revolution hinterlassene Welt, ist zu seinem Entsetzen Zeuge, wie der General de Surgy seine einzige Tochter einem jungen, bürgerlichen Advocaten, noch dazu einem Neffen jenes

oben erwähnten, schurkischen Intendanten zur Frau giebt, und wird durch seine ketzerischen Redensarten dem Dichter Veranlassung zur Entfaltung einer merklichen Gesinnungs-tüchtigkeit. Die Wohlthaten der Revolution werden dabei in lehrreicher und bezeichnender Weise gefeiert: „Ohne Vorurtheil macht ein Jeder seine Industrie geltend oder seine Talente. Unsere Vicomtes machen Geschäfte, unsere Ritter sind Fabrikanten. In diesem Jahrhundert, wo das Verdienst, mit oder ohne Namen, sich der Achtung erfreut, ist ein Marquis mein Architect und mein Arzt ein Baron!" — „Und wir, meine Freunde," sagt der General, nachdem er die Liebenden zusammengegeben, — „meine Mitbürger, die wir nach so vielen Stürmen endlich den Hafen erreicht haben, und unter dem Schutze des Thrones und der Gesetze jene verständige und gemäßigte, seit vierzig Jahren ersehnte Freiheit genießen: bewahren wir sie, wir haben sie theuer genug bezahlt. Vergessen wir, einmüthigen Sinnes, das Böse, was man gethan hat; sehen wir nur noch das vorhandene Gute! Entfernen wir jene traurigen Erinnerungen und einigen wir uns in dem neuen Frankreich, unter dem Ruf: Eintracht, Vergessen!"

Das wäre denn ungefähr Scribe's Standpunkt, und (denn an der Meinung eines einzelnen betriebsamen Literaten wäre so viel nicht gelegen) der Standpunkt der wohlhabenden Schichten jener großen Mittelklasse, welche von 1815 bis 1848 in der Entwicklung Frankreichs eine so glänzende und vielfach maaßgebende Rolle spielte. Man sieht, das Glaubensbekenntniß ist

von Béranger's Ansichten nicht wesentlich verschieden. Wir haben hier dieselbe tiefe Abneigung gegen die Privilegien der Geburt, dasselbe Eintreten für die freie Concurrenz jeder Kraft und jedes Talents, diese charakteristischen Familienzeichen der modernen französischen Gesellschaft. Es fehlt nur der begeisterte Schwung des patriotischen Stolzes, der Cultus des Kaisers und seines Ruhmes und die sentimentale Apotheose der arbeitenden Klassen und der „kleinen Bürger", dieser eigentlichen, furchtbaren Werkzeuge der im Bonapartismus verkörperten „bewaffneten Demokratie." Scribe theilt im Ganzen die Friedensliebe und den kühlen Skepticismus der reichen französischen Bourgeois. Er hat keinen Grund, die Lichtseite des neuen Frankreich zu verdecken, wird er selbst doch hell genug von ihrem Goldglanze beschienen. Aber er ist darum durchaus nicht so blind, wie Viele ihm vorwerfen, gegen die Flecken und Schäden dieser so lärmenden und so glänzenden Gesellschaft, gegen ihre Unfähigkeit für politische Freiheit, gegen die Kleinlichkeit ihrer Gesinnungen und ihrer Interessen. Und wenn seine industriellen Arbeiten ihm Muße lassen, so liebt er es wohl, dieser wenig erquicklichen Maskerade gelegentlich seinen satirischen Hohlspiegel vorzuhalten, um sie durch ihre eigenen, lustig verzerrten Züge, wenn nicht zur Besserung, so doch zum Lachen zu bringen. Einige dieser Bilder sind immerhin interessant und lehrreich genug, um die Mühe der Betrachtung zu lohnen.

Man hat Scribe den „Dramatiker der hohen Finanz" genannt, wie Balzac ihren Novellisten. Der Ausspruch

ist richtig, insoweit er die Lebenskreise bezeichnet, in denen Scribe sich mit Vorliebe bewegt und die er am gründlichsten kennt. Vollkommen unberechtigt dagegen ist das hergebrachte Gerede über Scribe's angeblichen Servilismus gegenüber den Leidenschaften und Lastern der hohen Finanz und der Industrie, wie es noch neuerdings Schmidt-Weißenfels in seinem oberflächlichen Buche über „Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration" wieder aufgewärmt hat. In dieser „historischen und kritischen" Darstellung ist Scribe wieder einmal der wahre Sündenbock unseres industriellen Jahrhunderts. Das Richtige hat solchem Gerede gegenüber Julian Schmidt ebenso bündig wie treffend ausgesprochen. „Diese Schicht der Gesellschaft (die hohe Finanz)", heißt es bei diesem, „ist von Scribe vorzüglich geschildert, und wenn ihm der Vorwurf gemacht wird, er sei ihr Anwalt, so begreift man nicht, worauf diese Anklage sich gründet. Im Gegentheil sind diese Zustände nicht blos correct gezeichnet, sondern die moralische Kritik tritt so schroff als möglich hervor." — Es ist, bezeichnend genug, eine bittere Satire auf den Geist jener Kreise, „die Geldheirath", mit welcher Scribe 1827 das Théâtre français und die Bahn des regelmäßigen Lustspiels betrat. Zwei der widerwärtigsten Typen unserer modernen, unter der Fahne der freien Concurrenz dem Genuß nachjagenden Gesellschaft sind in diesem Stück die Hauptträger der Handlung: Dorbeval, der durch die Chancen des Papierschwindels nicht nur reich, sondern auch genial und in jeder Beziehung unfehlbar gewordene Banquier, und Poligni, der durch den Glanz mehr, als durch

das reelle Behagen des Luxus unter die schimpflichste Tyrannei eingebildeter Bedürfnisse gebeugte Dandy. Dorbeval, in der Schule stets die Plage der Lehrer, ist im Wechsler-Comptoir und an der Börse zu der befriedigenden Erkenntniß gekommen, daß die Natur ihn durch den allein selig machenden Esprit des Affaires für den Mangel an Talent und Geist reichlich entschädigt hat. Das selige Bewußtsein des erfüllten Lebensberufes thront auf seiner Stirn, seit er die zweite Million in Sicherheit hat. Er wird respectabel in jeder Beziehung, leutselig, wohlthätig, ein herablassender Freund der Kunst und der Literatur, ein liebenswürdiger Wirth, ein gemäßigt-patriotischer Bürger. Man bewundert nicht nur seine guten Diners, seine glänzenden Bälle, seine geschmackvoll ausgestatteten Räume, — auch sein Charakter erhebt die gerechtesten Ansprüche auf die Verehrung der gesammten guten Gesellschaft. Er hat das Unerhörte gethan. Einmal durch glückliche Speculationen bereichert, ließ er seine Jugendgeliebte — nicht sitzen. Er hat die Unvermögende aus Liebe geheirathet, und die gute That hat sich belohnt. Die feine Bildung und die Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin sind die Zierde seiner Salons, sie sind ihm für alle etwa vorkommenden Operationen ein offener Creditbrief auf die öffentliche Meinung. „Eine Frau, die nichts hatte, habe ich reich gemacht,“ so vertheidigt er seinen Schritt einem Freunde gegenüber, „das brachte mir Ehre in der Gesellschaft, und überdies, ich will es nur sagen, es war richtig berechnet. Denn, so oft wir uns zanken, ist sie zum Nachgeben verpflichtet. Es ist ihre Schuldigkeit,

mir zu Gefallen zu leben, mich zu lieben, mich anzubeten; ich habe nicht nöthig, mich deshalb zu geniren, noch das Geringste dafür zu thun; ich habe ihr Glück gemacht!" — Dies „gute Herz" ist denn auch den Jugendfreunden nicht verschlossen. Dorbeval führt den Beweis, daß nur die Verleumdung die Reichen hochmüthig und eitel schilt. Er verleugnet seine alten Schulkameraden nicht, da sie sich zufällig ihm vorstellen, der Eine als Oberst a. D., der Andere als ein eben zur Berühmtheit durchgedrungener Maler. „Ja, meine Freunde," sagt er, „ja, was man auch spricht, der Reichthum hat mein Herz nicht verdorben. Für Euch bin ich noch immer der Alte, ein guter Junge, und nichts weiter. Wenn mich Andere gelegentlich ein bischen selbstbewußt sehen, ein bischen hochmüthig, um es heraus zu sagen — je nun, in meiner Lage ist es nicht ganz leicht, die Selbstzufriedenheit ganz zu vermeiden. Man kann sich über seinen Esprit täuschen, aber nicht über seine Thaler. Da liegen sie, in der Kasse: ein regelrechtes Verdienst, zu dem ich den Schlüssel habe. Und wenn man bis auf den Centime sich abschätzen kann, so ist das kein Hochmuth mehr. Es ist Arithmetik." Und dieser leutselige Arithmeticus faßt nun den Entschluß, seinen Jugendfreund Poligni glücklich zu machen. Scribe zeichnet in diesem letztern Charakter mit sicherer Hand eine der traurigsten und verbreitetsten moralischen Krankheiten, deren Keim die moderne Gesellschaft nicht blos in der französischen Hauptstadt so üppig entwickelt. Poligni, brav, gutmüthig, liebenswürdig, wie das Ideal des ächten Franzosen, einst tapferer und glücklicher Soldat, ist nach dem

Frieden in die vornehme Gesellschaft gerathen und damit in die Knechtschaft des hohlen Ehrgeizes und des Luxus. Um reich zu scheinen, um in den Salons und auf den Promenaden zu glänzen, legt er daheim sich harte Entbehrungen auf. Er hält Equipage bei 8000 Francs Rente. Das Ueberflüssige verzehrt das Nothwendige in seinem Haushalt. Er macht den Reichen den Hof, aus purer Ehrfurcht vor ihrem Gelde, vor ihren prächtigen Zimmern und Meubeln, vor dem Schimmer, der sie umgiebt. Der hohen Protection seines Schulfreundes kommt er mit hingebendem Herzen entgegen. Es handelt sich einfach darum, durch eine reiche Heirath ihn unter die Respectabeln zu erheben, und zwar ist des Banquiers Cousine, Hermance, erlesen, das Geschäft zu machen. Sie ist freilich geistlos, kokett, albern (ihr Vetter kann ja nicht leugnen, wie er sagt, daß sie acht Jahre in einem der ersten Pensionate zugebracht hat); sie sieht auf der Kunstausstellung nichts als Toiletten, und sehnt sich nach einem Manne, ungefähr wie der Fähndrich nach den Epauletten und der Primaner nach der Studentenmütze — aber sie hat 500,000 Francs, und damit ist die Sache in Ordnung. Es handelt sich nur noch darum, für Poligni eine Wechselagentur zu kaufen, um ihm eine für einen anständigen Bräutigam schickliche Stellung in der Gesellschaft zu geben. Dorbeval hat schon seinen Mann auf's Korn gefaßt und gedenkt, als geschäftskundiger Menschenfreund, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Der Agent Lajaunais ist ihm Geld schuldig. Schon seit einiger Zeit hält er den Mann nicht mehr für „sicher"; seit ein paar Tagen aber ist das bevorstehende Fallissement

ihm Gewißheit; denn Lajaunais hat so eben auffallend kostbare Diamanten und prachtvolles Gespann für seine Frau gekauft, sowie einen glänzenden Ball angekündigt. Es ist also Gefahr im Verzuge; die nächste Nacht vielleicht fährt er ohne Abschied nach Brüssel. Ihn vorher zu arretiren, geht nicht gut an; es wäre auch ein böses Beispiel für die Gläubiger seiner Collegen. So wird man denn lieber auf Zahlung dringen, den Verkauf der Stelle erzwingen, sie billig erstehen und der Freundschaft und Liebe einen Triumph bereiten, ohne den geschäftlichen Grundsätzen zu schaden. Natürlich wird Poligni nun durch das Auftreten einer verloren geglaubten Geliebten in den beabsichtigten dramatischen Conflict versetzt. Vergebens erhebt seine bessere Natur sich gegen den Dienst des goldenen Kalbes. Scham und Zerknirschung im Herzen, sieht er, durch eigne Schuld und Schwäche, sich der trostlosen Knechtschaft seiner Geldehe verfallen. Das Glück der tugendhaften Personen des Stückes hebt die düsteren und naturwahren Farben dieser ganzen Entwicklung nur noch schärfer hervor.

Und wie hier der herz- und geistlose Materialismus der Geldaristokratie, so wird in zahllosen anderen Stücken die entsetzliche Unlauterkeit der Gesinnung gegeißelt, welche in dieser athemlosen Jagd nach Erfolg und Gewinn wie eine Pest die Gemüther ergreift. Immer und immer wieder kommt der Dichter auf den Schwindel zurück, auf die Charlatanerie und den Puff, diese schlimmsten Flecken unserer, nicht nur der französischen, unter den Lockungen und den gebieterischen Antrieben der freien Concurrenz

herangewachsenen Gesellschaft. Mit unerbittlichem Hohn zeigt er insonderheit der „Hauptstadt der civilisirten Welt" die Unlauterkeit ihres lärmenden und glänzenden Treibens. Wie in diesem Wettrennen um den goldenen Preis die sittliche, kräftigende Liebe zur Arbeit, der Respect vor dem eigenen Werk den Gemüthern entschwindet, wie der Wahrheitssinn bis auf den letzten Funken erlischt, wie diese Gier nach dem augenblicklichen, materiellen Lohn alle Schranken der Grundsätze, des Standes und der Gesellschaft über den Haufen wirft und in der verödeten Seele keinen Hebel in Thätigkeit läßt, als die einsame nackte Selbstsucht — das wird in ganzen Reihen, mitunter überladener, aber warmer, lebenskräftiger und in den wesentlichen Zügen nur zu treuer Bilder uns vorgeführt. Die „Camaraderie", der „Puff", die „Calomnie" gehören hierher. Schriftsteller, Künstler, Kaufleute, Deputirte und Pairs von Frankreich werden mit derselben ätzenden Brühe des Hohnes begossen. In der „Camaraderie", d. h. der „Cliquen-Wirthschaft", hat eine Bande mittelmäßiger Gesellen sich vereinigt, um durch unverschämtes, gegenseitiges Selbstlob, freche Intrigue und rücksichtslose Verleumdung der Concurrenten sich ihre Erfolge zu sichern. Es sind alle noblen Carrièren so ziemlich vertreten: Aerzte, Advocaten, Journalisten, Schriftsteller jeder Art, Politiker hohen und höchsten Ranges. Ein schlaues, ehrgeiziges Weib, leidenschaftliche Intriguantin, um sich für eine verfehlte Liebe zu rächen, ist, ächt französisch, die Seele des Ganzen. Die verhältnißmäßig harmlose Komik dieses Treibens wird durch den jungen Oscar Rigaut vertreten, den rothwangigen,

wohlhäbigen Einfaltspinsel aus der Provinz. Durch seinen stets offenen Geldbeutel und seine guten Déjeuners den wackeren „Räubern" empfohlen, durch seine ehrgeizige Cousine zu Ehren und Würden bestimmt, läßt er mit aller unverdorbenen Naturkraft seines provinzialen Appetits die poetischen Erfolge sich schmecken, welche ein gütiges Schicksal ihm auf jedem Schritte entgegen bringt. Wie Dorbeval war er auf der Schule stets unter den Letzten, und auch mit seinem Jus hatte es später nur schwachen Fortgang. Da trat er unter die verbündeten Carrière-Macher. Das Fach der Leichen- und Verzweiflungs-Poesie fand sich just unbesetzt. Er macht sich daran, und bald ist sein „Katafalk, Grabgedichte von Oscar Rigaut" in allen Revüen gepriesen, der Weg in die Deputirten-Kammer, zu Aemtern und Sinecuren steht ihm offen. Nicht minder pikant ist die Carrière des Doctor Bernard, dessen Frau von Miremont, der Schutzgeist der Coterie, sich bedient, um ihren Gemahl, den Pair und Inhaber von acht Staatsämtern, rechtzeitig krank werden zu lassen, sobald ein politischer Prozeß oder eine wichtige Abstimmung droht. Bezeichnend genug gipfeln alle Intriguen der Bande in Bearbeitung der öffentlichen Meinung durch die Journale, und in Bearbeitung der Minister durch hübsche, schlaue und ehrgeizige Weiber. Eine Deputirtenwahl, als sicherster Weg zu Ehrenstellen und — zu einer reichen Frau, führt Vermittelung und Katastrophe herbei. Der endlich durchgesetzte Sieg des talentvollen, ehrlichen Mannes macht den Hohn gegen die Gesellschaft nur noch schärfer: er wird nämlich nur der Gegenintrigue und dem glücklichen

Zufall verdankt. Es macht einen wehmüthig komischen Eindruck, wenn der junge Aristides in der Befriedigung des Gelingens seine Anklagen gegen die Gesellschaft zurücknimmt: „O, wie ungerecht war ich! Noch diesen Morgen beklagte ich mich über Schicksal und Welt. Ich beschuldigte mein Jahrhundert der Parteilichkeit, der Intrigue und der Kabale — und jetzt sehe ich, daß es noch wahre Freundschaft giebt, daß man noch Erfolge erringt, ohne Coterien, ohne schimpfliche Künste!" — Für den mitleidigen Spott, mit welchem die unterrichteten Anwesenden diese Herzensergießungen aufnehmen, ist es nur eine schwache Entschädigung, wenn der Dichter mit dem Ausrufe schließt: „Ja, man siegt nur mit Kameraden. Aber man hält sich oben, wenn man Talent hat!"

Noch schärfer und, man möchte sagen, dogmatischer behandelt der „Puff" das gleiche Thema. Man merkt dem Stücke die Bitterkeit an, mit der das klägliche Zusammenbrechen des Bürgerkönigthums im Jahre 1848 die Seele des für revolutionäre Illusion nicht mehr zugänglichen Dichters erfüllte. Scribe kommt hier, gegen seine Gewohnheit, aus dem Ton der Strafpredigt fast gar nicht heraus. In der ersten Scene entwickelt der philosophische Geschäftsmann Desgaudets, ein rechtschaffener, scharfblickender, idealistischen Theorien abholder Praktiker nach dem Herzen des Dichters, seine Theorie des Puffs und der von diesem beherrschten französischen Gesellschaft: „Der Puff ist ein englischer Einfuhrartikel, der für sich allein hinreichen würde, für die entente cordiale zu zeugen. Der Puff ist die Kunst, das, was nicht vorhanden ist,

auszusäen und aufgehen zu lassen, zu eigenem Gewinn. Er ist die zur Speculation ausgebildete Lüge, aller Welt zugänglich, frei circulirend für das Bedürfniß der Industrie und der Gesellschaft. Alle Prahlereien, Schwindeleien, Empfindeleien unserer Dichter, Redner und Staatsmänner: es sind Puffs! Die Modedame, die Migräne bekommt, damit man ihr Diamanten kaufe — ein Puff! Der Dichter, der Kritiker, der Jedermann zum großen Manne ernennt, damit man ihm die Ernennung zurückgebe — ein Puff! Und die protegirenden, menschenfreundlichen Damen, die Eisenbahnen, die Actien-Zusagen — Puffs! Und die Liebkosungen gegen die Wahlmänner, die Versprechungen des Deputirten und nachher seine Reden! Der Kaufmann, der euch sagt: Kauft meinen Bärenpelz, meine Kaschmirshwals; der Minister, der von seiner Abdankung redet: Puffs! und wieder Puffs! Ohne den Wohlthätigkeits-Puff zu rechnen, den Puff der Uneigennützigkeit, des Patriotismus, der Frömmigkeit! Denn der Puff steht jedem Stande, jedem Range, jeder Klasse zu Diensten. Doch ist anzuerkennen, daß die Advocaten, die Journalisten und die Aerzte ihn am gewohnheitsmäßigsten und massenhaftesten consumiren!" Dieses ziemlich trostlose Programm wird nun mit vielem Geschick und scharfem Witz, wenn auch durchweg mit absichtlicher Uebertreibung, in Scene gesetzt. Wir sehen abwechselnd und miteinander den Familien-Puff, den literarischen und politischen Puff, den Großmuths- und den Verzweiflungs-Puff defiliren. — Desgaudets, der alte schlaue Geschäftsmann, übt einen magischen Einfluß in den Salons, an

der Börse und im Kabinet des Ministers — blos weil er sich in den unbegründeten Ruf eines reichen Geizhalses gebracht hat. Ein junger Edelmann aus alter Familie vertauscht den Säbel mit dem Notizbuche des Wechslers, ruinirt sich durch Luxus und waghalsige Speculation und versucht dann, seine edelmüthige Schwester zu einer reichen Heirath gegen ihre Neigung zu zwingen, indem er ihr weismacht, er werde sich todtschießen, wenn sie nicht ihr Lebensglück opfere, um die Fortsetzung seines tollen Luxus möglich zu machen. In den Regierungskreisen geht es zu, wie in der „Camaraderie". Dort verschachert der Minister Aemter um Abstimmungen der Deputirten; hier wird die Pension einer Generalswittwe verbessert, weil der Commis des Ministers sich einbildet, daß jene eine Liaison mit einem Staatsrath habe. Sobald die Ehrenhaftigkeit der Dame zufällig an den Tag kommt, wird die Bewilligung auf der Stelle zurückgezogen: man hat eben kein Interesse, eine ehrbare, protectionslose Wittwe zu beschützen. — Am schlimmsten kommen die literarischen Schwindler fort. Scribe hat einen besonderen Tic auf die in Frankreich allerdings sehr zahlreiche Race der vornehmen Herren, welche durch Anmaßung oder Erschleichung literarischen Rufes sich einen Weg in die Akademie, in die Deputirten-Kammer und von da in einträgliche Sinecuren und Finanzgeschäfte zu bahnen bemüht sind. Er berührt hier eine der widerwärtigsten Wirkungen der französischen Centralisation und jenes Ermunterungs-, Auszeichnungs- und Belohnungs-Systems, das die Arbeiten des Geistes von der Schulbank an zur taxirten

und bezahlten Waare erniedrigt und das der Würde, der inneren Freudigkeit und Kraft eben so viel entzieht, als es der äußeren Geltung und dem materiellen Wohlbefinden etwa einbringen mag. Die Akademie, die Deputirten- und Pairs-Kammer sind auf diese Weise ein Kirchhof literarischer, ächter und unächter Berühmtheiten geworden, und, was nicht weniger schlimm, der gemeinste, weltliche Ehrgeiz drängt sich in die Ehrenhallen der Streiter des Geistes und macht den Senat der französischen Kunst und Gelehrsamkeit nicht selten zu einem wenig erfreulichen Tummelplatz kleiner und kleinster Interessen. — Schon in der Camaraderie zeichnete Scribe einen an literarischem Ruhmesdurst beschwerlich erkrankten Grand-Seigneur, den Baron v. Montlucar. Indessen begnügt sich dieser noch damit, seine Frau mit langweiligen Erzählungen zu plagen, seine unsterblichen Werke in befreundeten Journalen herauszustreichen und sich in lächerlicher Weise von seinen „Freunden" zur „Annahme" einer Deputirten-Wahl zwingen lassen zu wollen. Hier, im „Puff", tritt dieselbe psychologische und sociale Krankheit weniger unschuldig auf. Der Staatsrath Graf Marignan verschafft sich durch Vermittelung eines gewandten Buchhändlers die hinterlassenen Schriften eines Generals, giebt sie unter seinem eignen Namen heraus und wird so ein berühmter Mann. Um es mit der Kritik nicht zu verderben, macht er einem, durch den Dichter mit vieler Laune karrikirten Blaustrumpfe, den Hof. Er betet Fräulein Corinne Desgaudets an, die Tochter des Pseudogeizhalses, die es sich in den Kopf gesetzt hat, Gräfin zu werden, einstweilen aber als Dichterin und

giftige literarische Lästerzunge unter der Zunft Apollo's Schrecken verbreitet. Durch Zufall wird es ihr bekannt, daß Graf Marignan aus Versehen einen Roman, eine schwache Erstlingsarbeit eines jungen Offiziers, als zweiten Band seines berühmten „Geschichtswerkes" hat drucken lassen und dafür Mitglied der Akademie geworden ist. Diese Entdeckung löst den dramatischen Knoten. Corinne hat die Reputation des Grafen in ihrer Gewalt. Sie erläßt ihm die literarische Hinrichtung nur um den Preis lebenslänglicher ehelicher Folter, zu deren Vollziehung sie selbst als Gräfin Marignan mit der ganzen Unbarmherzigkeit eines abgehärteten Blaustrumpfes sich anschickt. Die Vereinigung und Belohnung des tugendhaften, die Handlung mit der geheimen, moralischen Selbstzufriedenheit des Lesers und Zuschauers in die nothwendige Uebereinstimmung bringenden Liebespaares ist dann der selbstverständliche Schluß.

Mit dieser durchaus skeptischen und nüchternen Auffassung der Pariser, d. h. der maaßgebenden französischen Gesellschaft, hängt denn auch die sprichwörtliche Frivolität Scribe's in Behandlung ernster und ernstester historischer Stoffe zusammen. Man weiß, mit welch' souveränem Behagen er die Katastrophen der Weltbühne seinen dramatischen Gewohnheiten und Bedürfnissen dienstbar macht. Das „Glas Wasser", „Bertrand und Raton", die „Czaarin" gleichen sich wie ein Ei dem andern. Scribe sieht nur kleine, rein persönliche Motive hinter den prächtigen Aushängeschildern der Staatsactionen; er urtheilt über die historischen Katastrophen, wie

ein Kammerdiener oder eine Mätresse es thun würden: und auch in dieser Auffassungsweise steht er der Durchschnitts-Intelligenz des französischen Mittelstandes weit näher, als die Verehrer der politischen Weisheit der Franzosen vielleicht meinen. Es giebt einmal zu politischer Aufklärung und politischem Tact nur Einen Weg, und der geht nicht durch die Hörsäle der Professoren, noch durch die Triumphbogen cäsarischer oder republikanischer Volksfeste, sondern durch die Sorgen, Mühen, Kämpfe und Freuden gemeinnütziger Thätigkeit, wie nur eine geordnete Selbstverwaltung sie möglich macht. Die militärisch centralisirte „Demokratie“ des aus der Revolution hervorgegangenen Frankreich liegt von diesem Wege nicht weniger weit ab, als der geheimthuende Despotismus des alten Régime. So lange Frankreich in der seit Richelieu's Zeit verfolgten Bahn fortschreitet, wird denn auch sein historisches Drama aller Wahrscheinlichkeit nach das Schicksal seiner politischen Versammlungen theilen — es wird sich unter der Inspiration der Phrase und der Intrigue in unfruchtbarem Zirkel bewegen.

Nun wäre es aber Unrecht, unter dem wenig erfreulichen Eindrucke dieser Betrachtung von einem Dramatiker von Scribe's Beliebtheit, Einfluß und Verdienst zu scheiden, oder gar über die französische Gesellschaft in Bausch und Bogen, als über eine bloße Vervielfältigung jener theils lächerlichen theils verächtlichen Gestalten, wie es oft genug geschehen, absprechen zu wollen. Es hieße das unsererseits in den Fehler des Herrn von Lamartine

verfallen, der noch neuerdings auf irgend eine halbverstandene Sage aus seiner Jugendzeit hin uns Deutsche als ein Volk von halbwachen, poetischen Träumern bezeichnete. Es versteht sich, daß Scribe auch die Glanzseiten der Franzosen zur Anschauung bringt und zwar mit recht feiner Beobachtung und meist glücklichem Tact. Im Allgemeinen sind es drei Arten von Menschen, welche in seinen Schilderungen den französischen Charakter zu Ehren bringen: die Soldaten, die gediegenen Künstler und Gelehrten und — die Damen. Es fehlt nur der sentimentale Zug zu dem Blousen-tragenden Volke, um die Gallerie Béranger's wiederum vollständig zu machen. Die Vorliebe der französischen Dramatiker, Novellisten und Liedersänger für den Soldaten ist ein ächt nationaler, von uns nicht genug zu beachtender Zug. Er entspricht genau der Bedeutung, welche der bewaffnete Träger der Regierungsgewalt in dieser zerriebenen und zerbröckelten Gesellschaft nothwendig beansprucht, und nicht weniger den Eigenschaften, welche der französische Soldat in Behauptung dieses Ranges entfaltet. Die militärische Disciplin bringt in der That alle guten Eigenschaften des Franzosen zur Geltung: seine muntere, entschlossene Beweglichkeit, sein Talent für scharfe und schnelle Beobachtung, seine überaus feine Empfindung für das Urtheil der Genossen, und, indem sie gleichzeitig den schlimmsten Nationalfehlern, der französischen Unbeständigkeit und leichtfertig-selbstsüchtigen Genußsucht eine ernste und feste Schranke entgegenstellt, entwickelt sie nicht selten im Soldaten den Typus des Volkes zu einer gewissen Idealität.

In dem Drama „le Gendre de Msr. Poirier“ spricht Augier diese Wahrnehmung recht treffend aus. Ein hochadliger Lebemann, Hector, Herzog von Montmeyran, findet eines Tages, daß er sein Vermögen so ziemlich verthan hat. Es bleiben ihm nur noch 5000 Francs jährliche Rente. Da tritt er kurz und gut in die africanische Armee, lebt und schlägt sich wie jeder andere gemeine Soldat und benutzt alljährlich in der Carnevalszeit seinen vierwöchentlichen Urlaub, um in Paris seine 5000 Francs in alter Weise an den Mann zu bringen. Auf einer solchen Excursion trifft er seinen Jugendfreund, den durch eine reiche bürgerliche Heirath so eben retablirten Marquis de Presles. Man bedauert ihn, macht Anmerkungen über sein grobes Collet, er aber entgegnet: „Meiner Treu', ja, ich liebe mein Handwerk. Es macht Freude, sage ich Dir, dieses thätige, abenteuerliche Leben. Selbst die Disciplin hat ihren Reiz. Es ist gesund und bringt das Gemüth zur Ruhe, wenn das Leben ein- für allemal geregelt ist, ohne die Möglichkeit des Widerspruchs, und darum ohne Unentschlossenheit und ohne Bedauern. Und dann, mein Lieber, die patriotischen Gefühle, über die wir im Café de Paris unsern Scherz hatten, — vor dem Feinde lassen sie das Herz doch wunderbar schwellen. Der erste Kanonenschuß macht den Windbeuteleien ein Ende, und die Fahne ist nicht mehr ein Lappen an einer Stange; sie wird zum Ehrenkleide des Vaterlandes!“

Denselben und ähnlichen Anschauungen begegnen wir überall auch bei Scribe. Es ist dies der Punkt, in welchem die Franzosen schlechterdings ernsthaft werden. Selbst

Scribe vergißt auf Augenblicke seinen kühlen Skepticismus, sobald ihm eine Uniform zu Gesichte kommt. Wie unwürdig es für einen Soldaten sei, zu intriguiren, darüber findet sich in Bertrand und Raton eine sehr kräftige Stelle. Der Admiral St. Géran in „Une Chaine“ ist eine wahre Rittergestalt, wie auch das neunzehnte Jahrhundert sie in Frankreich noch liebt und versteht: schlicht und einfach in Worten, gewaltig in Thaten, kein Raufbold, aber ein scharfer Arzt seiner Ehre, dabei vertrauensvoll, wohlthätig, großmüthig und dankbar. Im „Puff“ spielt Kapitän Albert d'Angremont, natürlich auch von der africanischen Armee, ein wenig den Molière'schen Menschenfeind, den bis zur Donquixoterie eifrigen Ritter der Gerechtigkeit und der Wahrheit. Er läuft damit oft genug an, aber schließlich ist er doch der einzige kernige und gesunde Mann der ganzen Gesellschaft und hat sich auch über die Folgen seines Auftretens in letzter Instanz nicht zu beschweren. Man sieht deutlich: Scribe ist für die eigenthümliche Größe seines Volkes durchaus nicht ohne Herz und Verständniß, wenn auch Enthusiasmus und lyrischer Schwung mit der Natur seines Talents wenig gemein haben, wie er denn seine innere Verwandtschaft mit den Principien der wesentlich bürgerlichen, industriellen und literarischen Juli-Epoche nirgend verleugnen kann. Sie spricht sich häufig aus, wo er Gelegenheit findet, ein selbständiges, ehrlich arbeitendes und dabei praktisches Talent zu zeichnen, einen Mann, der, ohne rechts oder links zu schauen, durch isolirte Leistungen in der durch schamlose Selbstsucht und Schlaffheit verderbten

Gesellschaft sich Bahn bricht. Da erwärmt sich denn sichtlich die Sprache des Dichters, er grüßt seine eigene Farbe und leiht seiner eigenen Herzensmeinung über die Aufgabe und Bedeutung männlichen Lebens und Schaffens kräftige Worte. Es versteht sich natürlich, daß diese Lebensphilosophie von Béranger's idealer Resignation ebenso weit entfernt ist, als von dem Geld- und Stellenhunger der gemeinen Masse. Scribe muthet dem Künstler, dem Gelehrten nicht zu, mitten in einer reichen, üppigen Gesellschaft sich auf die erhabenen, aber etwas mageren Freuden des traditionellen Dichterhimmels zu beschränken. Er weiß es seinem Zeitalter Dank, daß es auch handgreiflichen Lohn für geistige Arbeit bereit hat. Ganz verständig z. B. spricht sich darüber der Maler Olivier in der „Geldheirath" aus: „Sonst glaubten die Financiers, die Speculanten, die Narren aller Klassen sich im Besitz des Vorrechtes, ihr Glück zu machen — uns aber pflegten sie in ihren geistreichen Scherzen das Hospital in Aussicht zu stellen. Aber seit einiger Zeit haben sich die schönen Künste dagegen empört und sind entschlossen, nicht mehr vor Hunger zu sterben. Wir haben Kunstgenossen, die Equipagen und Hotels besitzen und ich bin stolz darauf in ihrem Namen. Zu lange hat die Malerei die Dachstuben bewohnt; sie steigt jetzt in's erste Stockwerk herab und thut recht daran."

Der dann folgenden Schilderung des modernen (versteht sich französischen, nicht deutschen) Künstlerlebens fühlt man die Wärme der eigenen Erfahrung an und jeder Verständige wird dem Dichter beistimmen, der nicht der Ansicht

ist, daß Ausschweifungen und Noth noch ferner die Atmosphäre bilden sollen, in welcher die Musenjünger zu athmen bestimmt sind: „Kämest Du bisweilen zu mir," sagt Olivier seinem vornehmen Freunde, „Du würdest sehen, welche Fröhlichkeit, welche Freimüthigkeit, welcher Eifer da herrschen. Du würdest begreifen, welche Genüsse man in der Freundschaft, der Jugend, den Künsten findet. Du würdest mich als den glücklichsten Menschen erblicken, denn ich verdanke meiner Arbeit meinen Wohlstand, meine Freiheit und, noch mehr, das Glück, meinen Freund zu verpflichten." So weit ist die Sache ganz in der Ordnung. Es ist auch nichts dagegen zu sagen, daß Scribe seine braven, ehrlichen Jungen regelmäßig durch die Hand schöner, tugendhafter und edelmüthiger Mädchen oder Damen belohnt. Aber ein Nebenumstand bei diesen poetischen Preisvertheilungen ist allerdings charakteristisch. Es trifft sich nämlich, daß jene schönen und tugendhaften Heldinnen so ziemlich ausnahmslos reich sind, und zwar ordentlich reich. Sie thun es nicht leicht unter 500,000 Francs. Nicht, als ob sie selbst oder ihre Freier sich nun aus diesem Mammon das Allermindeste machten. Sie haben sogar eine entschiedene Neigung, gegen Ende des vierten Actes auf all' ihr Hab' und Gut zu Gunsten irgend eines Unglücklichen, oder auch allenfalls eines gefährlichen Schurken zu verzichten und sich an der bloßen Liebe, wenn nicht gar an der bloßen Ehre genügen zu lassen. Doch bleibt es immerhin eigenthümlich, daß das Schicksal diese Opfer stets mit Zinsen zurückzahlt, und die Frage, wie es mit dem Glück und der Moral aussehen

würde, wenn diese Rückerstattung weniger sicher wäre, ist schwer zu vermeiden. Wenn irgendwo, so ist hier Scribe's schwache Seite zu suchen, im Sinne jener Beurtheiler, die ihn zum Schmeichler des Materialismus, zum Hofdichter der hohen Finanz stempeln.

Noch eine letzte Genugthuung sind wir endlich dem französischen Dramatiker und mit ihm der Gesellschaft schuldig, welche er zeichnet. Sie betrifft die Auffassung der Frauen. Scribe vereinigt hier alle Vorzüge der französischen Sitten und Lebensformen, während er ihre Fehler kaum leicht berührt oder gänzlich vermeidet. Nicht, daß seine Stücke frei wären von jenen eigenthümlich französischen Verhältnissen der beiden Geschlechter, an welche der Germane so schwer sich gewöhnt. Aber er behandelt sie durchweg mit Delicatesse; er weiß ihre feineren, wirklich poetischen Seiten geltend zu machen. Mit sicherem Tact zeichnet er jenes specifisch französische, nicht selten bis zu wahrem Heroismus sich steigernde Freundschaftsverhältniß zwischen Männern und Frauen, jenen chevaleresken Zug vieler Französinnen, der die durch ihre Freundschaft Beglückten für den Mangel inniger, gemüthlicher Hingabe nicht selten bis auf einen gewissen Punkt entschädigt. Zahlreiche Stellen Scribe'scher Lustspiele erinnern schlagend an Béranger's schönste Lieder und Bekenntnisse über dieses ächt französische Thema. Namentlich jene frischen, resoluten Soldaten- und Künstler-Charaktere zeigen sich wie durch eine Art geheimnißvoller Freimaurerei mit den Damen verbunden: man conspirirt für sie, um ihrer übertriebenen Ehrlichkeit zu Hülfe zu kommen, man

ebnet ihnen die Wege in der Gesellschaft; man bringt, wenn es ja sein muß, selbst die Eitelkeit auf dem Altare ihrer Freundschaft zum Opfer. So in der reizenden Stelle der „Camaraderie", da Zoé und Agathe sich zu Gunsten Edmond's verbünden. Dieser hat in der Bitterkeit seines Herzens an Zoé geschrieben, von einer unglücklichen Liebe gesprochen, verzweifelte Entschlüsse durchblicken lassen. Natürlich hält Zoé sich für die Geliebte. Als sie dann die Entdeckung macht, daß nicht sie, sondern ihre Freundin Agathe gemeint ist, gesteht sie mit allerliebster Naivetät ihren Irrthum; aber sie wird in ihrer Freundschaft nicht wankend. Es kommt eine förmliche Damen-Allianz für den unschuldig Geplagten zu Stande: „Da alle Welt sich gegen Edmond verschwört, verbünden wir uns für ihn! Zwei Freundinnen, zwei Schulschwestern, die geheim und uneigennützig für einen braven, jungen Mann conspiriren! Das Motiv ist so lobenswerth! Der Himmel wird für uns sein, die Frauen gleichfalls! Da kann der Sieg ja nicht fehlen!" — Einen fast heroischen Schwung nimmt dieses dramatische Motiv in dem Stücke: „Une chaine." Ein ächt französisches Verhältniß liegt hier der Fabel zum Grunde. Ein junger Componist aus der Provinz besteht in Paris die furchtbaren Proben des noch nicht zur öffentlichen Anerkennung durchgedrungenen Talents. Eine „grande dame", einer der Sterne der besten Gesellschaft, nimmt sich seiner Hülflosigkeit an. Ihr Zauberwort setzt die Feder eines berühmten Libretto-Fabrikanten für den Tonkünstler in Bewegung, es eröffnet dann seinem Werke die Thüren der großen Oper, und ein schöner

„succès d'enthousiasme" belohnt die aufgewendete Mühe. Allmählich gewinnt nun das Protections=Verhältniß eine leidenschaftliche Färbung. Aber der junge Mann mag auf die Länge den Gedanken nicht tragen, den Gemahl seiner Gönnerin, einen vertrauensvollen Ehrenmann, der ihm sein Haus und sein Herz öffnet, heimlich an seiner Ehre zu schädigen. Die Ankunft seiner schönen und — freilich auch reichen Cousine aus der Provinz steigert diese tugendhaften Gefühle zu einem Entschluß, und nach ein paar ungeschickten und vergeblichen Versuchen wird die „Kette" endlich gebrochen. Mannichfache Mißverständnisse geben dann Veranlassung zu Scenen der Verzweiflung und des Heroismus, wobei die Feinheit und die Seelenstärke des Weibes durchaus auf der Lichtseite des Bildes stehen, bis endlich, allerdings nicht Pflichtgefühl, sondern beleidigter Stolz den Kampf zu Gunsten der Tugend entscheidet. Es ist ein specifisch französisches Sittenbild, von Sentimentalität keine Spur, aber Feuer, Anmuth, Bewegung und feiner, geselliger Tact in jedem Zuge. Wir thun einen Blick in eine Welt, deren innerstes Wesen unserer Empfindung fremd, wo nicht antipathisch bleibt, die aber den Beobachter mächtig anzieht und ihn nicht nur gut unterhalten, sondern auch an Menschenkenntniß wesentlich bereichert, entläßt.

Das modern=französische Drama und Lustspiel, wie Scribe es repräsentirt, darf keine hervorragende und bleibende Stelle beanspruchen unter den poetischen Offenbarungen wahrer und schöner Menschlichkeit. Aber als geschickter treuer Abdruck der gesellschaftlichen Sitten und

Instincte eines bedeutenden und einflußreichen Volkes behält es seinen eigenthümlichen Werth, und bis auf diese Stunde ist der poetische Nachwuchs des letzten Jahrzehnts weit entfernt, den Altmeister des französischen Intriguen- und Conversationsstückes zu erreichen, oder gar zu verdunkeln. Julian Schmidt hat in der Hauptsache Recht, wenn er (I. S. 164) bemerkt: „In den Formen und Stoffen Scribe's bewegen sich sämmtliche Lustspieldichter des heutigen Frankreichs. Es sind sehr kräftige Talente darunter, z. B. Bayard" (auch Sandeau, Augier, Legouvé, Mélesville, Mdme. de Girardin, Ponsard u. s. w.) — „aber Keiner von ihnen bietet etwas Neues, und die Kritik müßte sich beständig wiederholen." Nur in dieser Allgemeinheit ist dies letzte Urtheil, wir dürfen hinzufügen leider, nicht ganz zu unterschreiben. Es hat in den vierziger und fünfziger Jahren allerdings eine Bewegung Statt gefunden. Abgesehen von den talentvollen, aber im Princip verfehlten Versuchen Augier's und Ponsard's zur Ausbeutung der Antike für das Lustspiel, vertritt auch das modernste, kaiserlich-französisch-moralische Conversationsstück immerhin eine neue nicht unbezeichnende Wendung. Man kann der französischen Auffassung von Liebe und Ehe recht viel zu Gute halten, so lange sie lachend und unbefangen als die naturwüchsige Art des Volkes auftritt. Ihre neuesten Compromisse mit der Moral der gut situirten und wohlgesinnten Gesellschaft sind dagegen wahrhaft scheußlich. Schon in Diane de Lys brachte der jüngere Dumas diese neu angestrichene und approbirte Moral in der Gestalt des Ehemanns auf

die Bühne, der den Liebhaber seiner vernachlässigten Gattin meuchelmörderisch umbringt und dafür mit dem Beifall des Dichters bedacht wird, nachdem doch das Stück fünf Acte hindurch in aller Weise thatsächlich die Partei der Liebe gegen die Ehe genommen. Noch ärger macht es dieses „größeste dramatische Talent des heutigen Frankreich" in seiner vielbesprochenen Schilderung der „Demi-Monde". Frivolste Genußsucht unter der Vormundschaft der kältesten, philisterhaften Berechnung: das ist hier die Parole der Leute nach des Dichters und seines maaßgebenden Publicums Herzen. Der Ehren-Held und Ritter des Stückes, Olivier von Jalin, drängt den sittlichen Kern dieser Weltanschauung am Schlusse eines biederen Vortrages über den Unterschied zwischen der ächten und der unächten guten Gesellschaft in den seinem Freunde ertheilten Rath zusammen: „Heirathen Sie Susanne nicht, aber lieben Sie dieselbe; es ist wohl der Mühe werth!" — Es ist eine gerechte Nemesis, daß vor dieser Verbindung der Frivolität mit dem Philisterthum die alt-französische Grazie ihr Haupt verhüllt. Dumas' des Jüngeren und noch mehr Barrière's jüngste Productionen (Les filles de marbre; Les faux bonhommes; Les Parisiens; Les fausses bonnes femmes; L'héritage de Msr. Plumet) liefern dafür erschreckende Belege. Mit diesen beiden Autoren hat die rohe cynische Wirklichkeit ihren Einzug aus dem Roman auf die Bühne gehalten. Dabei stehen selbst Barrière's Schilderungen noch in erster Linie unter den dramatischen Erzeugnissen des regenerirten Frankreich von gestern und heute. „Sie leben wenigstens," sagt

Montégut in der Revue des deux Mondes, „sie leben, wie der Schuster, der Stiefelputzer und die Wäscherin. Der schäumende Saft des Lebens läßt die lächerlichen Herzen der armen Teufel schlagen, die Flamme des Lebens glänzt aus ihren dummen und gierigen Augen.“ — Mit dieser Bemerkung verbindet der geistreiche Literator einen Rath an seine dramatisch-strebsamen Landsleute: sie möchten einmal den Versuch machen, den Typus des modernen, jungen Franzosen dichterisch zu gestalten. „Er ist mit erhabenen und edeln Eigenschaften ausgestattet, aber, mit einer positiven und materiellen Gesellschaft in Berührung gebracht, macht er den Menschen seiner Zeit sich äußerlich gleich, um nicht ihr Opfer zu sein. Schnell erkennt er, daß es reine Dummheit wäre, seine Empfindung oder seine Großmuth an eine Welt zu verschwenden, die diese Eigenschaften als Luxus betrachtet. Von nun an wird die Furcht, der Betrogene zu sein, der Beweggrund aller seiner Handlungen, und der Abscheu vor dem Lächerlichen wird die Richtschnur seines Benehmens. Er sieht die Welt gegen sich bewaffnet und sucht vor Allem, mit gleichen Waffen zu kämpfen; der Härte setzt er den Cynismus entgegen. Er hat weder Vertrauen noch Mißtrauen in Bezug auf die, mit welchen er umgeht. Er hat die unbedingteste Ueberzeugung, daß sie ihn zu ihrem Vortheil zu mißbrauchen bemüht sind, und daß er sich also darauf einrichten muß, seinerseits sich ihrer zu seinem Nutzen zu bedienen. In der gesellschaftlichen Organisation sieht er einen Austausch von unmittelbaren Diensten, die sich in unmittelbaren Diensten bezahlen müssen. Er

ist hart und grausam ohne Gewissensbisse: wenn er großmüthig ist, so geschieht es mit Stolz und ohne Wärme; thut er das Gute, so thut er es mit Verachtung. Sein Haß hat keine Zähigkeit, weil der Haß ein Gefühl ist, das nichts einbringt. Er hält es für ebenso unnütz, sich zu rächen, als zu verzeihen; aber er vergißt nichts. So, mit Gleichgültigkeit und Cynismus bewaffnet, geht er in's Leben hinein, nur von sich selbst etwas erwartend, überzeugt, daß der Mensch der natürliche Feind des Menschen ist. — — Dies ist der Typus des modernen, jungen Franzosen, wenn er wahrhaft moralisch und von guten Anlagen ist. Nun schließe man auf das, was er sein muß, wenn er unmoralisch und geistlos ist."

So weit Montégut. Wir wollen diesem Bilde gegenüber nicht die Gebehrde des Pharisäers machen, zumal wir nicht vergessen dürfen, daß ein etwas mißvergnügter Orleanist es entwirft. Aber es mag immerhin dazu beitragen, die in manchen deutschen Kreisen wie ein Gift um sich greifende Verehrung der neuesten französischen Entwickelung und namentlich ihrer äußeren Erfolge auf ihr richtiges Maaß zurückzuführen. Fahren wir fort, die Franzosen zu respectiren, soweit sie es verdienen, und sie aufmerksam zu studiren. Wir können positiv und negativ sehr viel dabei lernen. Nur vor zwei Dingen mag der Deutsche sich hüten: — sie zu fürchten, und ihrer nationalen Action uns gegenüber jemals zu trauen!

III. Joseph de Maistre und Lamennais.

Wir haben bisher versucht, in dem Spiegel ächt nationaler französischer Schriftsteller die Grundzüge des französischen Durchschnittsbewußtseins zu studiren, wie die Revolution dasselbe geschaffen und wie es ihre Nachwirkungen während der ersten Hälfte des Jahrhunderts gestaltet und befestigt haben. Indem wir dieses Bewußtsein als etwas in gewissem Sinne Fertiges, als eine gegebene Thatsache, mit der Jedermann zu rechnen gezwungen sei, auffaßten, haben wir keinesweges vergessen, daß diese Auffassung nur ihre begrenzte Berechtigung hat und von den verschiedensten Seiten her der Ergänzung und Vertiefung bedarf, um nicht ein ganz ungenügender Schattenriß zu bleiben. Denn das mittlere Bewußtsein der Massen und ihrer schriftstellerischen und politischen, wenn auch noch so begabten Vertreter giebt so wenig für sich allein einen richtigen Maaßstab des Volksgeistes, wie etwa die täglichen Gewohnheiten und Beschäftigungen den gesammten Inhalt des Einzellebens zum Ausdrucke bringen. Jene Durchschnittsbildung und Durchschnittsstimmung ist weniger ein Zeugendes als ein Erzeugtes, sie vertritt immerhin einen Haupttheil des nationalen Besitzes, aber nicht die diesen

Besitz schaffenden und umgestaltenden Kräfte, und sie bestimmt die geschichtliche Entwickelung nur unter der beständigen und maaßgebenden Einwirkung der Einzelkraft, des Genius, dem es in erster Linie gegeben ist, die starren Massen des Wirklichen am Feuer des Ideales zu schmelzen und von hüben und drüben treibend und drängend, schaffend und zerstörend den blos natürlichen Zustand in die Sphäre des geschichtlichen zu erheben. So setzt sich dem culturhistorischen Studium das Bild einer Zeit und eines Volkes aus der Kenntniß ihres Seins und aus der ihres Werdens, ihrer Kämpfe zusammen, mögen die letztern neue Perspectiven eröffnen oder die Sache einer überwundenen, aber noch nicht ertödteten Vergangenheit führen, oder endlich dem gereiften Selbstbewußtsein des Gewordenen seinen streitfertigen Ausdruck geben. Nach allen drei Richtungen bleiben die zeitgenössischen Thaten des französischen Geistes kaum hinter der Gewalt des materiellen Stoßes der Revolution zurück. Sie beginnen, auf literarischem Gebiete (das uns hier ausschließend beschäftigt), nicht mit der Vertheidigung der Bewegung, sondern mit deren Bekämpfung: keinesweges auffallend, denn nicht die Siegesfreude, sondern die Gefahr und die Niederlage ruft zur Besinnung, und das Buch war von jeher die natürliche Zufluchtsstätte des aus den Kabinetten, den Berathungssälen, der Kirche verjagten oder in ihnen noch nicht zugelassenen Gedankens. Die Revolution hatte ihre erste, rasende Springfluth kaum überschritten, als der feudale, altfranzösische Geist, aus seiner Betäubung erwachend, ihr seine Vorkämpfer, und zwar nicht

in der alten, verrosteten Rüstung, sondern in neuen, glänzenden, zu nicht geringem Theile ihrem eigenen Rüsthause entwendeten Waffen gegenüber stellte. Schon 1796 eröffneten Joseph de Maistre's „Betrachtungen über Frankreich" den bis auf diese Stunde noch nicht endgültig abgeschlossenen Feldzug. In demselben Jahre tritt de Bonald mit seiner „Theorie der bürgerlichen und kirchlichen Gewalt" in die Bresche. Vier Jahre später erhebt sich das Parteigänger-Genie Châteaubriand's glänzend und blendend neben und über dieser geistigen Phalanx der Partei. Ermuthigt durch die Fehlgriffe und Unglücksfälle der Republik, nicht beirrt durch die Triumphe des Kaiserreiches arbeitet die wiedergeborene Idee des alten Frankreich an ihrer Entwickelung und Vertiefung. Es gelingt ihr, einen nicht geringen Theil des nicht-französischen Europa unter ihrer Fahne zu sammeln, und der Sturz des Kaisers, wenn auch mit nichten ihr, oder gar ihr allein, zu verdanken, trug sie dann, über Hoffen und Ahnen, noch durch einen glänzenden schriftstellerischen Vertreter verstärkt (Lamennais) für einen Augenblick gar zu beinahe universeller Geltung empor. Es schien eine Zeit lang, als hätten die germanischen Stämme die französische Waffenherrschaft nur niedergeschlagen, um sofort einer kaum weniger schlimmen, romanischen Geisteshörigkeit zu verfallen. Die härtesten, einseitigsten Ueberlieferungen und Instincte der romanischen Welt drangen erobernd vor bis in's Herz der deutsch-protestantischen Bildung. Sie herrschten an den Höfen und Kabinetten, — aber auch die Kreise der unabhängigen Denker blieben ihnen

keineswegs fremd. Im innersten Heiligthume der deutschen Geistesarbeit wußten die fremdländischen Propheten sich Eingang zu verschaffen, und bis auf diese Stunde sind keineswegs alle ehrlichen deutschen Augen scharf und geübt genug, um unter dem mittelalterlich romantischen Gewande dieser Streiter der „göttlichen Weltordnung" die Uniform des französischen Priester-Polizisten sofort zu bemerken. H. v. Sybel mag in seinem Sinne Recht haben, wenn er kürzlich in einem Aufsatze über Joseph de Maistre (Historische Zeitschrift 1859 Heft 1, S. 155 ff.) urtheilte, daß eine ernstliche Erörterung dieser Lehren auf dem Gebiete der geschichtlichen Wissenschaft nicht mehr der Mühe verlohne. Es mag im Ganzen wahr sein, daß historische Darlegungen Niemanden bekehren werden, der durch religiöses Bedürfniß oder durch praktischen Nutzen zum Anhänger päpstlicher Weltherrschaft geworden. Aber damit ist die Sache für uns nicht erledigt. Die Wissenschaft hat auch ihre praktische Seite und ihre diesen entsprechenden Pflichten, und diese verstatten es ihr nicht, einen Gedanken, eine Lehre als todt zu betrachten, so lange er die Macht besitzt, aufrichtige, nicht mit Bewußtsein eigennützige Anhänger in hinreichendem Maaße zu gewinnen, um im Gebiete der Thatsachen sich geltend zu machen. In diesem Sinne aber wäre es ein Fehler, die Grundanschauungen der französischen Restaurationspolitik als beseitigt, ihre eigenthümlichen Einwirkungen, nicht nur auf deutsches Regiment, sondern auch auf deutschen Unterthanen-Verstand als aufgehoben zu betrachten. Es giebt einen Fanatismus des Vorurtheils, der nicht weniger

schädlich und viel hartnäckiger ist als der Fanatismus der selbstsüchtigen Leidenschaft. Wie nicht alle Communisten faule Tagediebe sind, so bei weitem nicht alle Reactionäre engherzige Inhaber von Vorrechten, oder Bewerber um solche. Männer, wie de Bonald und de Maistre, z. B. würden durch ihre Ueberzeugungstreue, ihre Opferfähigkeit, ihre gewissenhafte Arbeitsamkeit jeder Verwaltung zur Zierde gereichen. Selbst Lamennais hat zu dem Verdacht der Unaufrichtigkeit niemals Grund gegeben. Die geistigen Führer der entsprechenden deutschen Partei stehen gegen diese französischen Vorkämpfer der „umgekehrten" Wissenschaft allerdings in mehrfachem Nachtheil. Sie fühlen sich nicht, wie jene, eins mit der geschichtlichen Ueberlieferung ihres Stammes; sie können das drückende Gefühl der zur Uebertreibung verleitenden Nachahmung nicht los werden und sind zu großem Theil als Protestanten genöthigt, die letzten Folgerungen ihrer Lehre zu verbergen, ihre Herren und Meister vor der Welt, wo möglich vor sich selbst zu verleugnen. Gleichwohl sind wir geneigt, wenigstens vielen ihrer Anhänger, sowie den zahlreichen praktischen Leuten Aufrichtigkeit und Ueberzeugung zuzugestehen, welche die segenbringende Mittelstraße zu wandeln glauben, wenn sie aus jedem, mit einem gewissen Nachdruck auftretenden System einige plausible Sätze sich aneignen, ohne um deren Herkunft und Consequenzen sich ernstlich zu kümmern. So mag denn eine gelegentliche quellenmäßige Darlegung gewisser unfehlbarer Lehren immer noch auf einen Wirkungskreis rechnen, ganz abgesehen von ihrer Bedeutung für die Naturgeschichte unsers Parteilebens.

Sie wird nicht vergeblich geschrieben sein, wenn es ihr gelingt, die christlich=germanische Maske des römisch=französischen Gespenstes einmal wieder zu lüften, es hie und da zu klarem Bewußtsein zu bringen, vor welchen Göttern eine gewisse Klasse von eigentlichsten und ausschließlichen Patrioten die Kniee beugt, gewisse unversöhnbare Gegensätze aus dem Halbdunkel der Schule in einen größern, heller beleuchteten Kreis des öffentlichen Bewußtseins fördern zu helfen. Wir machen Joseph de Maistre und Lamennais zu Ausgangspunkten der Betrachtung, theils weil sie durch geistige Bedeutung und schriftstellerische Begabung über ihre Mitstreiter, wo es den systematischen Gedankenkampf gilt selbst über Châteaubriand, den poetischen Heros der Partei, hervorragen, theils weil neuerdings die Materialien ihrer Entwickelungsgeschichte werthvollen Zuwachs erhielten *).

Mit so vielen entschlossenen und leidenschaftlichen Denkern haben J. de Maistre und Lamennais es gemein, daß sie ihre maaßgebenden Jugendeindrücke fernab von den

*) Lettres inédites du comte Joseph de Maistre. St. Petersbourg 1858. — Albert Blanc, Mémoires politiques et correspondance de J. de Maistre, avec explications et commentaires historiques. Paris 1858. — Oeuvres posthumes de F. Lamennais, p. Forgues, 2 vol. 1859. Essai biographique sur F. Lamennais, par M. Blaize. 1858. Man vergleiche überdies die Artikel von Binaut in der Revue des deux Mondes, vom 1. December 1858 und 15. August 1860, so wie den oben erwähnten trefflichen Aufsatz H.'s von Sybel. J. de Maistre's Hauptschriften sind: Considérations sur la France 1796. Essai sur le principe générateur des constitutions politiques 1809. Lettre à un gentilhomme russe sur l'inquisition 1815. Du Pape 1817. Les Soirées de Petersbourg 1818.

geräuschvollen Mittelpunkten der Gesellschaft empfingen, unter den Einflüssen der Natur und fester, ererbter Sitte. Des Grafen de Maistre Familie gehörte zu dem hohen Amtsadel des damals noch ganz mittelalterlichen, von Verkehr wenig berührten, im Schatten seiner Urwälder dahin träumenden Savoyens. Er wurde am 1. April 1754 in Chambéry geboren, dreizehn Jahre, nachdem der Verfasser des Emile und des Gesellschaftsvertrages die Stadt verlassen. Fast ein Menschenalter später (1782) kam Lamennais in St. Malo, der Vaterstadt Châteaubriand's, zur Welt. Den Einen erreichte die Umwälzung auf der Höhe des männlichen Lebens, den Andern als Kind, aber Beide wurden sie, wie auch Châteaubriand, tief und schmerzlich von ihren Schlägen getroffen. J. de Maistre, seit 1788 Mitglied des Senats von Savoyen, Familienvater, Richter und Staatsmann, herangereift unter strengen Studien und eifersüchtiger Sorge für die Vertheidigung der uralten savoyischen Verfassung gegen die piemontesischen Beamten, sah sich durch den Einbruch der Franzosen im September 1792 mit Einem Schlage seines Amtes und seines Vermögens beraubt. „Alle meine Güter sind verkauft," schrieb er an einen Freund, — „ich werde nicht schlechter deshalb schlafen." Er hielt Wort. Erst auf der Flucht in Lausanne, (bis 1796) in Turin, (bis 1798) in Venedig, dann Kanzlei-Präsident der Insel Sardinien, (bis 1802) endlich als Gesandter des Königs von Sardinien in St. Petersburg, in allen diesen Stellungen hart bedrängt von äußerem Ungemach, bis zu

bitterer Noth, hat er nicht aufgehört, einer vom Glück verlassenen Sache und einem mißtrauischen, undankbaren Gebieter wahre Ritterdienste zu widmen. In Lausanne mußte eine Pension von 2000 Francs die Bedürfnisse der gräflichen Familie bestreiten, in Venedig rettete Verkauf des letzten Silberzeuges vor gänzlichem Mangel. Als de Maistre später nach Petersburg ging, um den Beistand des Kaisers Alexander für seinen durch Napoleon beraubten Monarchen zu gewinnen, versagte man ihm sogar die für einen Diplomaten in den russischen Hofkreisen unentbehrlichen Orden. In Petersburg fehlte es oft am Nothwendigsten. Er bewohnte ein kleines, mehr als bescheidenes Quartier, aß am Tische seines Bedienten, hatte nichts einzusetzen, als seinen Geist, seinen Muth und seine Gewandtheit, um die Sache eines Monarchen zu vertreten, dessen Mißtrauen und Querköpfigkeit wiederholt seine Bemühungen kreuzte und seine Hingebung auf die schwersten Proben stellte. Der savoyische und piemontesische Adel konnte es dem gelehrten Grafen nie verzeihen, daß er wie ein Professor über den Büchern saß, daß er der Sache des Königthums, des Adels, der Kirche überdies mit Rathschlägen diente, welche keineswegs durchweg auf Schmeicheleien gegen die Bevorrechteten hinausliefen. Schon seine Schriften mischten herbe Wahrheiten unter die Verherrlichung der aristokratisch-kirchlichen Weltordnung. Seine bittern Ausfälle gegen die Revolution bedingten mit Nichten eine übertriebene Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der Emigranten. Er sagte dem Adel frei

heraus, daß er sich selbst all' sein Unglück verdanke. Noch weit mehr aber zeigen seine amtlichen Berichte und sein Briefwechsel ihn dem Grundsatze treu, daß man den Königen die Wahrheit sagen müsse, während man den Völkern Unterwerfung predigt. Wie seine Loyalität unberührt blieb von den Berechnungen des Eigennutzes, so hatte sie auch mit der gewohnheitsmäßigen Geschmeidigkeit der Durchschnitts-Höflinge nichts gemein. Er schlug die glänzendsten Anerbietungen Alexanders aus, um dem Könige zu dienen, „dem er ja nicht mit der Bedingung Treue geschworen, daß es ihm gut gehe in seinem Dienst." Aber er verstand diesen „Ritterdienst" nicht als die Pflicht, dem Könige gegenüber keine Meinung zu haben und auch schädlich erachteten Maaßregeln als Werkzeug zu dienen, unter dem stillschweigenden Vorbehalt, im Falle des Mißlingens die eigene loyale Person hinter dem Schilde der königlichen Machtvollkommenheit und moralischen Verantwortlichkeit zu verstecken. Nachdem er 1816 zurückberufen war, um das wiederhergestellte und vergrößerte Sardinien verwalten zu helfen, rieth er fortwährend zur Mäßigung und Besonnenheit, während seine Schriften fortfuhren, einen rücksichtslosen, theoretischen Kampf gegen die gesammte, aus den reformatorischen Bewegungen der drei letzten Jahrhunderte hervorgegangene Gesellschaft zu führen. Er erlebte noch die traurige Genugthuung, seine vergeblichen Warnungen durch die Ereignisse gerechtfertigt zu sehen. Als er am 26. Februar 1821 starb, waren die Revolution, und in ihrem Gefolge die österreichische Herrschaft, die beiden Hauptgegenstände seiner Furcht und seines

Abscheus*), in vollem Anzuge gegen sein Vaterland. Sein letzter Vortrag im Staatsrath hatte sich gegen den verspäteten Rettungsplan der Regierung erklärt, gegen „den Versuch, während des Erdbebens zu bauen."

Es fällt uns natürlich nicht ein, um der ähnlichen Parteistellung willen zwischen dieser Laufbahn des einseitigen, harten, aber in solchem Grade charakterfesten und opferfähigen Aristokraten und der des priesterlichen Demagogen Lamennais eine ernstliche Parallele zu ziehen. Sie berühren sich nur in dem fanatischen Hasse gegen die Revolution, von welchem sie ausgehen, und in ihrem Eifer und ihrer Befähigung, mit den Waffen des Geistes gegen den Geist zu kämpfen. Uebrigens zeigt das verschiedene Verhalten der Kämpfer fast symbolisch die Abhängigkeit der durch de Maistre vertretenen Weltordnung von natürlichen Vorbedingungen, die, einmal verloren, durch keine Dialektik und durch keine Regierungskunst sich wiederherstellen lassen. Von der unbedingten Hingabe des echten Geburts-Aristokraten an die nicht durch eigene Wahl, sondern durch das Gesetz der göttlichen Weltordnung ihm

*) Es darf hier nicht vergessen werden, wie sehr de Maistre's consequenter und entschlossener Patriotismus ihn von den Reactionären gewöhnlichen Schlages unterschied. Seine Begeisterung für die päpstlich-göttliche Weltordnung hat ihm in italienischen Fragen nie das mindeste Zugeständniß an Oesterreich abgewonnen, dem gegenüber er vielmehr unbedenklich die Politik eines Cavour, Balbo, Arzeglio 2c. treibt. Nach der Restauration von 1815 verlangt er geradezu die Zulassung aller Talente, ohne Rücksicht auf Geburt und auf Benachtheiligung der alten Familien, in Verwaltung und Heer, damit Piemont in den Stand gesetzt werde, des übermächtigen Nachbarn sich zu erwehren.

übergebene Sache ist bei dem Bourgeois, dem Sohne seines Talents, nicht die Rede. Lamennais, einer reichen Schiffsrheder-Familie angehörig, hatte das Glück seiner Angehörigen in früher Jugend durch die Revolution vernichtet gesehen. Aufgewachsen unter hartnäckigen Gegnern und unter Opfern der Umwälzung, in der entlegenen, starrköpfigen, alterthümlichen Bretagne, dabei in der stürmischen Zeit einer planmäßig zusammenhängenden Erziehung entbehrend und durch massenhafte Lectüre frühzeitig eingeweiht in die Streitfragen der Zeit, dann in heranreifender Jugend von schwerem Herzensleid getroffen, nahm er frühzeitig alle Elemente seiner leidenschaftlichen, sprungweisen Entwickelung in sich auf. Die Einflüsse des „philosophischen" Jahrhunderts, namentlich die des von ihm so leidenschaftlich bestrittenen Rousseau, sind schon in den Arbeiten seiner gläubigen Zeit nicht weniger bemerklich, als Voltaire's Einwirkung in der schriftstellerischen Taktik de Maistre's. Es darf zudem nicht unbeachtet bleiben, daß Lamennais die Revolution aus eigener, bewußter Anschauung nur in der Gestalt des kaiserlichen Despotismus kannte, und daß er auch diesem gegenüber im Wesentlichen nur Zuschauer war, während de Maistre mitten in einer richterlichen und staatsmännischen Wirksamkeit durch den Einbruch der Anarchie sich gekreuzt sah und später mit dem Blicke des thätigen Diplomaten den Unternehmungen des Kaiserreiches folgte. — So tragen denn schon Lamennais' erste schriftstellerische Versuche der weltlichen Gewalt gegenüber eine Färbung der Unabhängigkeit, zu welcher die Theorieen de Maistre's sich nie, selbst nicht



in dem Buch über den Papst, erhoben oder verirrten. Man weiß, wie Lamennais schon durch seine „Betrachtungen über den Zustand der französischen Kirche" (1808)*) mit der kaiserlichen Polizei zerfiel und das eigentliche Werk seines Lebens, den schließlich siegreichen Kampf gegen den Gallicanismus, eröffnete. Erst nach der zweiten Restauration (1816) empfing er die Priesterweihen und übernahm dann 1817 durch seinen „Versuch über die Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge" für eine Zeit lang die geistige Führerschaft der französischen Ultramontanen. Er tritt hier, auf dem eigentlichen Höhepunkt seiner Wirksamkeit, durchaus an die Seite de Maistre's, nur daß er die politische Seite der verhandelten Fragen weniger betont, als der in der Theologie doch nur geistreich dilettirende Staatsmann. In derselben Richtung bewegen sich die weitern Artikel aus der Restaurationszeit, die „Betrachtungen über das Verhältniß der Religion zur bürgerlichen Gesellschaft" (1825—26) und die Schrift über „den Fortschritt der Revolution und des Krieges gegen

*) Lamennais' Hauptschriften sind: Réflexions sur l'état de l'église en France pendant le 18 siècle et sur sa situation actuelle (das Buch wurde confiscirt, wie Frau v. Staël's Werk über Deutschland). — Tradition de l'église sur l'institution des évêques 1814. — Essai sur l'indifférence en matière de religion 1817. — De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil. 1825. 1826. — Des progès de la révolution et de la guerre contre l'église. 1829. — L'Avenir (Journal) 1830. 1831. — Paroles d'un Croyant (1834). — Affaires de Rome. 1836. — Le livre du Peuple. 1837. — De l'esclavage moderne. 1840. — Esquisse d'une philosophie. 1844. — De la société première et de ses loix. 1848.

die Kirche." Seine immer entschiedenere Wendung gegen die Staatsgewalt hatte einen Bruch noch nicht zur Folge, da man in Rom und Paris sich auf alle Fälle sicher verbündet wußte. Dann aber brachte die Julirevolution die schlummerden Gegensätze auch hier zum Bewußtsein. Die jungen, begeisterten Streiter der Kirche wandten sich mit Verachtung ab von einer gestürzten Staatsgewalt, deren Ansprüche sie zur Zeit ihres Triumphes unwillig genug ertragen hatten. Die legitime Königsmacht hatte sich als eine unkräftige Stütze der Kirche erwiesen, — das Bürgerkönigthum vollends trat ihr mit offener Feindschaft entgegen. Da erneuerten sich denn im Schooße des französischen Katholicismus bedenkliche Erscheinungen des sechszehnten Jahrhunderts. Das katholische Princip entfaltete in den Spalten des „Avenir" seine, nicht demokratische, aber demagogische Kraft. Die belgische Umwälzung schien den thatsächlichen Beweis zu führen für die Vereinbarkeit der Volkssouveränetät mit den Grundsätzen einer unfehlbaren, monarchisch geordneten Kirche. In der Einbildungskraft einiger geistreichen Rhetoren und ihrer Anhänger bekleidete sich das Papstthum auf's Neue mit dem volksthümlichen Glanze seiner Vorzeit, wie eine romantische Geschichtsauffassung dieselbe seit ein paar Jahrzehenten mit geistreicher Bemühung ausgeschmückt hatte. Die Gestalt eines neuen Gregor VII. oder Innocenz III., eines Hirten der Völker, eines Vertheidigers der Unterdrückten gegen ihre Tyrannen, zeigte sich den Kämpfern des Glaubens als erwünschte und mögliche Lösung des Räthsels der schwerumwölkten Zeit. Die Kirche sollte mit den

Fürsten brechen und die Völker zur christlich-brüderlichen Freiheit rufen: dann endlich werde der Abgrund der Revolution sich schließen, nachdem er die Reformation und die „Philosophie" als Sühnopfer verschlungen. Dies ungefähr die Grundgedanken, zu deren Verbreitung Lamennais und seine Freunde Lacordaire, Gerbet, Montalembert, Rohrbacher, de Coux, Bartels, Daguerre, d'Ault-Duménil im Avenir mit viel Beredtsamkeit und mäßiger Logik die eben gewonnene Preßfreiheit benutzten. Es fehlte nicht an Beifall, namentlich unter der Jugend. Lamennais rühmt später ganz naiv, daß man nach dem Preßproceß vom 31. Januar 1831 in liberalen Kreisen entzückt und verwundert sich fragte, ob das denn wirklich die katholische Religion sei, von deren Freiheitsfeindlichkeit man bis dahin so böse Dinge geglaubt. Leider fragte so nicht nur das junge Frankreich, sondern auch das französische Episcopat und der Papst. Die römische Pilgerfahrt der Haupt-Herausgeber des Avenir war nicht im Stande, eine dem Blatte günstige Beantwortung dieser Frage an höchster Stelle zu erwirken. Es half Herrn Lamennais gar nichts, daß sein Bildniß schon seit Jahren das Kabinet Gregor's XVI. zierte; nicht einmal ein Gespräch über seine Angelegenheit ward ihm bewilligt. Man mißbilligte seine Unvorsichtigkeit, die innersten Lebensfragen der Kirche in einer Zeitung unter die Weltkinder zu bringen; man war keineswegs zufrieden mit seiner Unterwerfung unter die geistliche Macht des Papstes, mit Vorbehalt der Meinungsfreiheit in politischen Dingen, — und, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, belehrte

das päpstliche Rundschreiben vom 14. August 1832 den priesterlichen Demagogen nicht nur über „den Wahnsinn der Gewissensfreiheit", über die Fluchwürdigkeit der freien Presse, sondern auch über den verwerflichen Irrthum Jener, die darauf dächten, die Kirche vom Staate zu trennen und das heilsame und nothwendige Bündniß zwischen Fürsten und Priestern zu lösen. Lamennais, erschreckt über den erst jetzt ihm aufgehenden Gedanken, „daß der Katholicismus auf diese Weise ja gegen das individuelle Gewissen in Gegensatz treten könne", antwortete nach kurzer, scheinbarer Unterwerfung mit den „Worten eines Gläubigen". Sie erschienen 1834 und bezeichnen den Wendepunkt in seinem Leben, von dem ab sein Reden und Schreiben eigentlich nur noch als eine Art von Gegenprobe mit dem Thema des gegenwärtigen Aufsatzes im Zusammenhange steht. Es ist noch in frischer Erinnerung, wie er fortan voran stand unter den Verkündern des abstracten Fürsten- und Priester-Hasses und einer noch viel abstracteren „christlichen" Bruderliebe, wie er durch seine Declamationen gegen die „Bedrückung der Armen durch die Reichen" den Tollheiten der Februar-Revolution vorarbeitete, wie seine „Politik" mit der communistischen Demagogie, seine „Philosophie" mit einem oberflächlichen Pantheismus liebäugelte, bis der große Wiederhersteller des Autoritäts-Glaubens, der Bezwinger des religiösen Indifferentismus dann vor zehn Jahren hinüberging in offenem Bruch mit der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung, in deren, wenn nicht für Alle überzeugender, so

doch eigenthümlicher und lehrreicher Vertheidigung die eigentliche Bedeutung seiner Wirksamkeit ruht. —

Versuchen wir nun, in den Grundgedanken jener Vertheidigung, wie sie bei de Maistre und Lamennais hervortreten, uns zurecht zu finden. Es wird dabei an Gelegenheit nicht fehlen, das persönliche Eigenthum der Schriftsteller von dem durch sie nur verwalteten Rüstzeug ihrer Sache zu sondern, so wie aus dem Kern und Mittelpunkt ihrer Weltanschauung für die Beurtheilung ihrer Stellung zu concreten Lebensverhältnissen den richtigen Gesichtspunkt zu finden.

An Eines ist zunächst zu erinnern (und dies gilt nicht nur von den französischen Vertretern der umgekehrten Wissenschaft): wir haben es nicht sowohl mit Männern der eigentlichen, wissenschaftlichen Forschung zu thun, als vielmehr mit den Vorkämpfern gegebener Lebens- und Bildungsverhältnisse, gegenüber einer wesentlich neuen, rücksichtslos und furchtbar vordringenden Weltordnung. Wir athmen, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die Luft eines Schlachtfeldes. Diese Verkünder der „wahren“ Freiheit und der „wahren“ Liebe streiten niemals einfach gegen Andersdenkende, sondern gegen verworfene Bösewichter, und dann wieder gegen elende Dummköpfe, die verächtlichen Opfer eines jeder Berechtigung entbehrenden Hochmuths. Die letztere Anschauung namentlich unterscheidet sie von ihren gutmüthigeren Vorgängern aus den Zeiten der Religionskriege und der Ketzergerichte. Die „Blut und Verdammniß wiehernden“ Herzensergüsse des

Pastor Götze sind bescheidene Bedenken eines Biedermannes im Vergleich mit dem giftigen Hohn, mit der souveränen, cavaliermäßigen Verachtung, mit welcher namentlich de Maistre, doch nicht selten auch Lamennais, die Gegner behandelt. Die Reaction wird zusehends geistreich im Kampf gegen die zerstörenden Gewalten des Geistes. Die Lorbeern Voltaire's lassen den genialen Aristokraten nicht schlafen, während der glaubenseifrige Priester mehr mit Rousseau's rhetorischen Zornausbrüchen den Wettlauf nach dem Ziele der Grobheit beginnt. Beide haben von ihren Meistern Manches gelernt; namentlich de Maistre bildet durch die Eleganz und die vornehme Sicherheit seiner in Gift und Galle getauchten Witze einen sehr fühlbaren Gegensatz gegen die entsprechenden Leistungen seiner in Deutschland fortbestehenden Schule. Er geißelt den selbstgenügsamen, trivialen „Menschenverstand" der Aufklärungszeit oft mit überraschender Wirkung. Wie sehr im Grunde Voltaire ihn anzieht, fühlt sich deutlich heraus in den zahllosen Ausfällen gegen dieses „enfant terrible" unter den geistreichen und ritterlichen Unterthanen des „allerchristlichsten Königs." Neben ihm bekommen Locke, Hume, Condillac ihr Theil. Mit besonderer Genugthuung nehmen wir, von unserm deutschen Standpunkte, ferner Act von dem über Luther, über Herder, über die deutschen Universitäten ausgeschütteten Haß. Luther ist für de Maistre wie für Lamennais noch einfach der hochmüthige, dem Wein und der Wollust ergebene Mönch, der die Kirche spaltet, um eine Nonne heirathen zu können. Herder'n fertigt man ab als einen „Komödianten,

der auf der Kanzel das Evangelium, in seinen Schriften den Pantheismus lehrt." Ausdrücke, wie „tête aplatie par le protestantisme“, „scurrilité ignorante des protestans“ und ähnliche werden mit wahrhaft aristokratischer Freigiebigkeit gespendet. Wir werden, unter Berufung auf den berühmten Campe (!) belehrt, daß die deutschen Hochschulen Höhlen des Lasters und der Dummheit sind. Der gelehrte und geistreiche Graf läßt übrigens nicht nur seine literarischen Gegner seinen Unwillen empfinden. Er findet es überhaupt unpassend, daß die Roture es wagt, in Sachen des Regiments eine Meinung zu haben. „Wenn die Erziehung nicht den Priestern übergeben wird, wenn die Wissenschaft nicht überall in die zweite Stelle zurücktritt, so erwachsen uns unberechenbare Uebel: wir werden durch die Wissenschaften verthiert werden, und dies ist die schlimmste Art der Verthierung." Die „Abendunterhaltungen von St. Petersburg" fügen zu dieser, aus dem „Versuch über das schaffende Princip der Verfassungen" entnommenen Aeußerung eine noch lehrreichere Probe aristokratischer Bescheidenheit. „Ueberall", so klagt der Graf, „haben die Gelehrten einen grenzenlosen Einfluß geübt, und gleichwohl ist nichts gewisser, als daß es nicht der Wissenschaft ziemt, die Menschen zu leiten. Es ist Sache der Prälaten, der Edelleute, der hohen Beamten, die Nationen über das zu belehren, was gut und was schlecht ist. Die Andern haben das Recht nicht, über diese Dinge nachzudenken. Sie haben ja die Naturwissenschaften, um sich die Zeit zu vertreiben. Worüber könnten sie sich beklagen? Wer spricht oder schreibt, um einem Volke einen

nationalen Glaubenssatz zu nehmen, der muß gehängt werden, wie ein Dieb. Warum hat man Jedermann das Wort gegeben? das hat uns zu Grunde gerichtet. (Soirées de St. Petersbourg 9ième entretien.) *)"

Das ist der Ton, in welchem der gelehrte Vorkämpfer der feudalen Weltordnung sich bei den Trägern der Wissenschaft für den genossenen Unterricht bedankt. Die Methode seiner eigenen Beweisführung zeichnet er gelegentlich kurz und bündig in dem ironischen, gegen die Vertreter der freisinnigen Ideen gerichteten Ausrufe: „Man muß stets von einer Wahrheit ausgehen, um mit Erfolg einen Irrthum mit Wirkung zu lehren! Von jeder vorherigen Vorstellung abgesehen: wenn ein Mensch z. B. vorgeschlagen hätte, Menschen zu tödten, um die Götter zu versöhnen, so hätte man, statt aller Antwort, ihn todtgeschlagen, als einen Verrückten." Vortrefflich! Und, fügen wir hinzu, wenn ein Lehrer des Staatsrechts aus heiler Haut unvorbereiteten Zuhörern erklärte: „was der gesunde Menschenverstand gut findet, erweist sich regelmäßig nicht nur als falsch, sondern als verderblich", oder: „je augenfälliger und handgreiflicher ein Mißbrauch, um so ehrwürdiger ist er, um so nothwendiger seine Erhaltung", — man würde ihm wahrscheinlich jede weitere Bemühung ersparen. Da muß die angedeutete Methode denn helfen. Der Angriff beginnt regelmäßig mit irgend einem einleuchtenden Ausspruche, bei Lamennais meist mit Gemeinsätzen, bei

*) Wir bemerken hier beiläufig, daß wir selbstverständlich exact citiren und uns keinerlei tendenziöse Freiheiten erlauben. Leider ist das Wirkliche auf dem Gebiete der Parteikämpfe für die unbefangene Auffassung selten genug wahrscheinlich.

de Maistre nicht selten mit wahren Goldkörnern scharfer Beobachtung und richtiger, intuitiver Auffassung des natürlichen Sachverhältnisses. Daran knüpfen sich dann die paradoxesten Folgerungen und auf dem Wege der willkürlichen Verallgemeinerung eines Einzelfalles, der Verwechselung wesentlicher mit unwesentlichen Prädicaten, der Umdrehung subsumirender Urtheile, im Nothfalle durch Einschiebung glänzender Declamation oder beißenden, mitunter sehr guten Witzes wird das Plaidoyer ohne Anstoß zu Ende geführt. Es wimmelt von Ausführungen, welche, des rednerischen Schmuckes entkleidet, an Beweiskraft der folgenden gleichen: „Necker war ein Mensch — Necker hatte Unrecht, den Franzosen eine neue, fertige Verfassung geben zu wollen — also dürfen Menschen keine neuen Verfassungen schaffen.“ Oder: „die ältesten Gesetze sind religiösen Ursprungs — die Namen der ältesten, ehrwürdigsten Institute gehen von einfachen, sinnlichen Anschauungen aus — also giebt es zwei unfehlbare Regeln, über menschliche Dinge zu urtheilen: man beurtheile sie nach ihrer Grundlage und nach ihrem Namen. Die Grundlage muß religiös sein; der Name einfach, volksthümlich, ohne Berathung entstanden.“ Sehr oft muß die einfache petitio principii helfen, als z. B.: „Spanien hat stets weise und gelehrte Richter gehabt — die spanischen Richter haben die Inquisition gebilligt — also ist es eine Albernheit und ein Verbrechen, die Inquisition für ungerecht zu erklären.“ Auch das post hoc, ergo propter hoc wird nicht verschmäht, namentlich wenn es gilt, die Reformatoren für das von den Ketzergerichten,

von den Mördern der Bartholomäus-Nacht, von den Tilly'schen und Wallenstein'schen Schaaren vergossene Blut verantwortlich zu machen. Noch einfacher pflegt Lamennais zu verfahren. Er begnügt sich oft, beliebige Behauptungen ganz naiv durch „also" zu verbinden und dann mit einem Aufruf an das Gefühl die Reihe dieser logischen Folgerungen zu schließen. Das Wörtchen „donc" trägt die Hauptkosten des Beweises, und der Apologet verläßt sich, in richtigem Gefühl für die Natur seines Talents, weit mehr auf seinen rednerischen Schwung, als auf dialektische Kunststücke. In letzterer Beziehung ist de Maistre Vorbild der Schule geblieben.

Beiden gemeinsam, und der natürliche Ausgangspunkt ihres gesammten Fühlens und Denkens ist, wie sich von selbst versteht, der Haß gegen die Revolution. Sie sehen in ihr eine förmliche, von langer Hand vorbereitete Verschwörung aller dämonischen, teuflischen Gewalten gegen das Reich Gottes. Ihr „satanischer" Charakter wird wiederholt mit der ganzen Beredtsamkeit der Ueberzeugung und des Hasses geschildert. Die beschränkte Aufgeblasenheit ihrer Führer und fast noch mehr deren plebejische Armseligkeit („in ihrer Schärpe und ihrem Federhut gleichen sie Dieben in der Tracht der Bestohlenen") wird mit erbarmungslosem Witze verhöhnt. Das gelegentliche Eingeständniß: „daß die Opfer der Bewegung im Grunde nicht schuldlos leiden", mildert nicht im Geringsten die über die fluchwürdigen Empörer gegen die göttliche Weltordnung ausgesprochene Verdammung. Dabei ist es gleichwohl bemerkenswerth, wie wenig diese Entrüstung

beide Schriftsteller zu Tadlern des französischen Charakters und der französischen Bildung, oder auch nur zu unparteiischen Beurtheilern der fremden, für die Sache der Throne und des Altars kämpfenden Nationen macht. Sie bleiben (und daran könnten ihre deutschen Nachahmer sich ein Muster nehmen), sie bleiben Franzosen mit jedem Gedanken und jeder Empfindung, auch während sie Himmel und Erde zu Zeugen anrufen gegen die ihnen mißfallenden Thaten der „großen Nation“. Die Größe der von ihnen verdammten Bewegung imponirt ihnen sichtlich. Man darf nur wenig zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, um namentlich bei de Maistre herauszufühlen, wie sehr die französischen Siege, namentlich die über das dem Savoyer gründlich verhaßte Oesterreich, im Grunde seiner Eitelkeit schmeicheln, wie er in den Thaten Napoleon's die Triumphe der lateinischen Race begrüßt, wie keine Aufwallung des Zorns in ihm das vollkommen richtige Bewußtsein verdunkelt, daß die Sache der Unfreiheit auf die Länge nichts von den germanischen Geschlechtern zu hoffen hat, daß ein tief innerlicher Riß sie scheidet von den Stammgenossen Luther's und Shakspeare's, Kepler's und Newton's, Wilhelm's von Oranien und Friedrich's des Großen, daß sie mit den Ueberlieferungen und Schöpfungen des imperatorischen und des päpstlichen Roms stehen und fallen muß. Das Behagen an der französischen Art macht gelegentlich in Vergleichungen von vollendeter Naivetät sich geltend. Wir wollen es nicht gerade betonen, daß Bossuet beiden Schriftstellern als der Inbegriff religiös-politischer Weisheit gilt; die Ultramontanen sind

eben nicht die einzige Partei, welche ihre geistigen Vorkämpfer, zumal nach deren Tode, über die Sphäre der menschlichen Unvollkommenheit zu erheben bemüht ist. Aber auch Racine tritt bei de Maistre als Ebenbürtiger neben Homer, Shakspeare sinkt neben ihm zu einem englischen, den gutmüthigen und allzu bescheidenen Franzosen von ihren anmaaßenden Nachbarn aufgeschwatzten Humbug herab. Bei dieser Gelegenheit macht de Maistre freilich die buchstäblich zu unterschreibende Bemerkung, daß die Verfassung der Monarchie Ludwig's XIV. eben so weit über der englischen Constitution stehe, als der Verfasser von Phädra und Athalie über dem Dichter von Romeo und Julia, Julius Cäsar und Hamlet. — Mit besonderem Nachdruck und großem Recht hebt der staatsmännisch-scharfsichtige Graf den Einheitstrieb und die Anziehungs- und Ueberredungskraft des französischen Geistes als die gewaltigsten Hebel der französischen Machtstellung, sowie als die erwünschtesten Vorbedingungen des römischen Systems bewundernd hervor. In jedem Gedanken des französischen Volks sieht er gleichsam einen Keil, der mit der Wucht von 25 Millionen Menschen in die Fugen der europäischen Gesellschaft dringt. Diese Macht für die legitime Weltordnung zurückzugewinnen ist das Ziel seiner ersten und glänzendsten Arbeiten: erst später, wie wir sehen werden, erweitern sich seine Pläne zu einer darüber hinausgehenden Umgestaltung des gesammten Europa. So wird er denn, und nach ihm Lamennais, zu einem unermüdlichen und berechneten Lobredner der französischen Verdienste um das Gedeihen der Kirche.

Die „Gesta Dei per Francos“ sind ihm gewissermaaßen der leitende Faden durch die gesammte neuere Geschichte. Eine dichterische, mythenbildende Kraft bemächtigt sich seiner und seines jüngern Streitgenossen, sobald sie derselben gedenken. Wir erfahren nicht nur gelegentlich, daß das germanische Blut der Franken auf dem Schlachtfelde von Fontenoy versiegte. Auch die Streiter Karl Martell's und Karl's des Großen werden der dankverpflichteten Christenheit als „Franzosen“ in Rechnung gestellt. Die Franzosen werden benachrichtigt, daß sie vor den andern Völkern der Erde nicht nur ihren Esprit, ihre Tapferkeit, ihre unvergleichliche Sprache voraus haben, sondern vor Allem — den wesentlich religiösen Grundzug ihres Charakters, welcher schon in dem Gehorsam der alten Gallier gegen die Druiden sich offenbare! So haben sie die katholische Kirche gegründet, den Papst über das Erbtheil des heiligen Petrus gesetzt (in welchem sie ihn seit 1848 so ritterlich schützen), Europa zweimal siegreich gegen den Halbmond vertheidigt. Geistliche, wie Suger, Richelieu, Mazarin, haben ihr Staatswesen zum Vorbild der christlichen Gesellschaft gemacht, und in Fénélon hat das Ideal der Menschheit oder, was eben so viel sagt, des Franzosenthums sichtbare Gestalt gewonnen. Bisweilen freilich fühlt man es durch, daß bei alledem der boshafte Scharfsinn de Maistre's nicht blind ist gegen die eigenthümlichen Schwächen dieser auserwählten Rüstzeuge seines römisch-katholischen Gottes. Es entschlüpft ihm wohl die Bemerkung, daß ein Führer der Franzosen stets siegen werde, wenn er ihrer Eitelkeit schmeichle, sie dabei gründlich

verachte und sie wie Kanonenkugeln gegen den Feind werfe, indem er ihnen eine Unsterblichkeit in seinen Zeitungsberichten verspreche. Diese Verachtung findet selbst einen recht ergötzlichen Ausdruck in jener Stelle der „Betrachtungen über Frankreich", welche die im Jahre 1796 von de Maistre und so vielen Andern nahe geglaubte Herstellung des Königthums ausmalt: „Vier oder fünf Personen vielleicht werden Frankreich einen König geben. Briefe aus Paris werden den Provinzen melden, daß Frankreich einen König habe, und die Provinzen werden rufen: „Es lebe der König!" In Paris selbst werden alle Einwohner bis auf etliche zwanzig vielleicht, erfahren, daß sie einen König haben. Ist's möglich? werden sie rufen, das ist eine merkwürdige Geschichte! Wer weiß, durch welches Thor er einziehen wird? Es wäre vielleicht gut, ein Fenster im Voraus zu miethen, denn das Gedränge wird schrecklich sein!" Mit vollendeter Unbefangenheit, — man glaubt einen bonapartistischen Agenten neuesten Styls zu hören, — macht der gottesfürchtige Legitimist dann seine Rechnung auf die niederträchtige Selbstsucht des Pöbels aller Stände. „Die unbrauchbaren Offiziere in der Armee werden Lust haben, bei einem Regierungswechsel eine sonst nur dem Talent zugängliche Carriere zu machen. So wird Mißtrauen und Auflösung sich verbreiten. Der Magen, der gemeine Eigennutz wird den Enthusiasmus bezwingen." — Diese Betrachtungen sind bitter genug, aber sie sind eigentlich nicht an die Adresse des französischen Volks, sondern an die der Menschheit gerichtet, oder doch an den „unterhalb des

Barons" stehenden Abschaum derselben. „Gott hat sich die Bildung der Souveränetät vorbehalten, und er zeigt uns dies an, indem er niemals der Menge die Wahl ihrer Herren anvertraut." Dies die Moral jener skeptischen Ausführung. Sie steht in genauem Zusammenhange mit der Weltanschauung, welche für de Maistre und seine Schule sich über den Trümmern des alten Europa erhebt, und die des Sieges gewiß sein wird, sobald die Franzosen gläubig und die Engländer katholisch sein werden, sobald die bevorstehende Erneuerung der Religion von dem gebenedeiten, durch reichliche Blutströme mit Gott wieder versöhnten Frankreich aus ihren Eroberungszug über die Erde beginnen wird. Denn in der That, um nichts Geringeres handelt es sich bei diesen Pionieren des neuchristlichen Musterstaats. Sie begnügen sich nicht mit der Berufung auf das so lange bestandene, durch die Umsturzmänner mit Füßen getretene positive Staatsrecht. Es ist ihnen nicht gedient mit thatsächlicher Wiederherstellung der alten Gewalten. Von innen, vom Gedanken heraus, das sehen sie wohl ein, ist die alte, ihnen werthe Weltordnung gestürzt worden; von innen heraus soll auch die Herstellung erfolgen. System gegen System, Princip gegen Princip; es gilt, den Feind mit seinen eigenen Waffen zu schlagen; es wird sich doch zeigen müssen, ob die Streiter Gottes vergeblich in Voltaire's und Rousseau's Schule gegangen sind, ob sie etwa weniger Esprit haben, als die protestantischen Flachköpfe oder die vom Herrn mit Blindheit geschlagenen und zu Gefäßen seines Zorns auserseheneu Wühler und Umstürzer.

Das Ergebniß nun dieser geistigen Einkehr und Umkehr entbehrt auch für uns Ungläubige keinesweges des Interesses und der lehrreichen Bedeutung. Es hat arge Vorurtheile verbreitet und gepflegt und dennoch sich reelle Verdienste um die Vertiefung und Verallgemeinerung des historischen Wissens erworben, und auch über seine Einwirkungen auf unser öffentliches Leben ist die Geschichte noch nicht so gründlich zur Tagesordnung übergegangen, als wir es wünschten behaupten zu dürfen. Der Augenblick ist noch nicht gekommen, welcher den Politiker und den denkenden Staatsbürger einst berechtigen wird, die Erwägung dieser Dinge ausschließlich der Muße der Literatoren zu überlassen.

Die vollste Anerkennung vor Allem verdient der richtige Takt, mit welchem de Maistre die eigentlich schwache Seite der französischen Umsturzparteien erkennt und überzeugend hervorhebt. — Das achtzehnte Jahrhundert hat sicherlich seine Stärke, seine geschichtliche Berechtigung in seinem entschlossenen und erfolgreichen Eintreten für die Macht des Gedankens gegenüber der brutalen Thatsache. Es nahm die Bewegung der Reformationszeit nach der abstract-geistigen Seite folgerichtiger wieder auf und führte sie, wenn nicht überall siegreich, so doch mächtig anregend und vielfach befruchtend auf das gesammte Feld des europäischen Culturlebens hinüber. Wenn es dabei über das Ziel hinausschoß, wenn das Einzelbewußtsein, im ersten Rausche der wiedergewonnenen Freiheit, von seinen natürlichen Grundlagen sich losriß, wenn die ungeprüfte Kraft, bei dem trügerischen Lichte einseitiger und oberflächlicher

Erkenntniß, vielfach an unmögliche und naturwidrige Aufgaben sich wagte — so werden spätere Geschlechter, im Genuß der von den Vorfahren vergeblich erstrebten Güter, auch den Irrthum derselben als eine Stufe zur Wahrheit anerkennen. Von den Mitlebenden ist solche Objectivität nicht zu verlangen. Sie erfüllen im Gegentheil ihre geschichtliche Aufgabe auch dann, wenn sie die Fehlgriffe der um sie her und an ihnen selbst sich vollziehenden Bewegung rücksichtslos, selbst leidenschaftlich bekämpfen, und geschähe es vom Standpunkte des einseitigsten persönlichen Interesses und mit einer Ausschließlichkeit, welche den Extremen der Gegner nur das entgegengesetzte Extrem mit aller Härte gegenüberstellt. Anerkennung und Vorwurf, wie diese Worte sie andeuten, finden ihre volle Anwendung auf den principiellen Vernichtungskampf de Maistre's gegen die Revolution. Der praktische Staatsmann, mit einem aus uralter Ueberlieferung erwachsenen Zustande der Gesellschaft innig vertraut, durch tägliche Erfahrung über die tief verschlungenen Wechselwirkungen aller ihrer Theile und Kräfte belehrt, erhebt sich in gerechter Entrüstung gegen die Vermessenheit mittelmäßiger Abstractionsmenschen, die es sich herausnehmen, ihre oberflächlichen Einfälle dem Zeugniß und dem Werk der Jahrhunderte keck gegenüber zu stellen. Wohl erkennt auch er zu Zeiten in den Erfolgen dieser verächtlichen Gegner das Werk einer höhern Hand; aber diese Betrachtung kann ihn mit dem widerwärtigen Verlauf ihrer zerstörenden Wirksamkeit und mit ihren noch widerwärtigeren Schöpfungsversuchen keinesweges versöhnen. Er ehrt den Richter und wendet

sich widerwillig ab von den dessen Befehle vollziehenden Henkern. Gegenüber den papierenen, vom Tage der Veröffentlichung an suspendirten Verfassungen, gegenüber den monströsen Leistungen der Pariser Gesetzes-Fabrication *) geht ihm mit der Kraft einer Offenbarung die Ueberzeugung auf, daß es ein Frevel und eine Thorheit sei, das organische Leben in das Streckbett des Systems zu legen, daß Kenntniß des Volkes und heilige Achtung vor dessen Natur und Bedürfnissen die ersten und nothwendigsten Eigenschaften des Gesetzgebers sind. Die Sache der Nationalitäten, dies Lebensprincip des neunzehnten Jahrhunderts, findet in dem Chorführer der Reactionäre mehrfach einen warmen und beredten Vertheidiger. Wer von uns unterschriebe nicht ohne Vorbehalt Aussprüche, wie diesen: „Die Verfassung von 1795 ist für „den Menschen" gemacht. Es giebt aber keinen „Menschen" auf der Welt. Ich habe nur Franzosen, Italiener, Russen 2c. gesehen. Eine Verfassung, die für alle Völker paßt, paßt für keines. Eine Constitution machen heißt folgende Aufgabe lösen: Gegeben sind die Bevölkerung, die Sitten, die Religion, der Reichthum, die guten und schlechten Eigenschaften eines bestimmten Volkes. Man soll die Gesetze finden, die für sie passen." So bleibt denn naturwüchsige Einfachheit, genauer Zusammenhang mit den Bedürfnissen und Stimmungen des thatsächlichen Lebens, Uebereinstimmung mit der Sitte die wesentlichste

*) Die „Betrachtungen über Frankreich" rechnen der constituirenden Versammlung 2557 neu verfertigte Gesetze nach, der legislativen 1712, dem Convent 11210, im Ganzen 15479 in 6 Jahren.

Eigenschaft einer guten Gesetzgebung. Diese Grundsätze konnten dem Auslande gegenüber, selbst in jener Zeit, auf das Verdienst der Neuheit mit Nichten Anspruch machen. Sie formulirten nur, was man in England gewohnheitsmäßig befolgte, und selbst in Deutschland hatte Justus Möser dieselben Gedanken bereits weit besser, gründlicher uud liebenswürdiger entwickelt. Nichts desto weniger wirkte de Maistre mit der Macht eines Originals, da seine Stellung, sein Name und seine Sprache, im Bunde mit den Zeitverhältnissen, der theoretischen Anerkennung alles Naturwüchsigen und Ursprünglichen zuerst den Weg in die höhern staatsmännischen Kreise des Festlandes bahnten. Leider müssen wir das Wort theoretisch hier betonen. Denn es ist nur zu leicht zu erweisen, daß de Maistre und Gesinnungsgenossen im Grunde sehr weit entfernt waren und sind, die Bedeutung ihres Lieblings-Satzes klar zu übersehen, noch entfernter, ihn folgerichtig zu entwickeln und gegebenen Falles aufrichtig anzuwenden. Der an sich durchaus berechtigte Widerspruch gegen das revolutionäre Experimentiren mit Land und Leuten gestaltet sich sehr bald zu dem nachher epidemisch gewordenen Gefühl der politischen Ohnmacht, der blinden, rathlosen Hingabe an überlieferte Zustände, unterbrochen durch fieberhaft doctrinäre Aufwallungen, die an Einseitigkeit und Gewaltsamkeit den revolutionären Gelüsten der Jakobiner nichts nachgeben. Von dem Eifern gegen die „papierenen Verfassungen" schreitet er fort zur Verdammung jeder gesetzgeberischen Berathung, zur feierlichen Ueberantwortung des Staatslebens an die Mächte der Trägheit, des

Instincts, des Zufalls. Der übermüthigen Vermessenheit eines gewaltthätigen Geschlechts von Weltverbesserern begegnet er mit dem famosen Satze von der Unfähigkeit eines gebildeten, gelehrten Zeitalters zur Gesetzgebung, mit der Verurtheilung des aufbrausenden, revolutionären Europa zu demüthiger Aufbewahrung des bereits zu allen Fenstern hinausfliegenden „Altväterhausraths“. Dann steigert der Abscheu gegen die Neuerungen in dem ächten Sohne des achtzehnten Jahrhunderts, dem widerwilligen Schüler und Bewunderer Voltaire's, sich unmerklich bis zur Begeisterung für eine selbsterdachte, nur nothdürftig unter historischen Symbolen versteckte Ordnung der Welt, für eine Revolution, welche im Grunde an Achtung vor dem Bestehenden vor dem Treiben des Convents wenig voraus hat, nur daß sie den Widerspruch gegen den „gesunden Menschenverstand“ zum Grundsatz erhebt, wie die andere Seite die unbedingte Hingabe an dessen voreilige Entscheidungen. Ein phantastisch aufgeschmücktes und für die Bedürfnisse der Schule systematisch ergänztes Mittelalter erhebt sich als Zukunftsideal über den Trümmern der Monarchie des achtzehnten Jahrhunderts. Die Kirche ergreift auf's Neue die Zügel, die vernünftigen Wünsche der Völker und die Rechte der Fürsten finden in der Obergewalt des Papstes ihre natürliche Ausgleichung. Aus der Hingabe an die höchste und allgemein gültige Autorität, wie aus einem stärkenden Bade, erheben die partiellen Autoritäten der Fürsten sich zu neuem Leben, und der Abgrund der Revolution schließt sich vor dem neuen, durch die heilige Bluttaufe gesühnten Geschlecht.

So ungefähr die Verkettung von Phantasieen und Schlüssen, aus denen die positive Auffassung der Dinge bei de Maistre, wie bei seinem beredten Wiederholer Lamennais sich wesentlich aufbaut. Eine den leitenden Gedanken des Jahrhunderts möglichst schroff entgegengesetzte Erörterung der sittlichen Grundlagen des Lebens bemüht sich, ihr den festen Halt eines Systems zu geben. Es setzt sich diese aus theologischen Ueberlieferungen und kühnen, dialektischen Wagestücken eigenthümlich genug zusammen. Von einer „Philosophie der Geschichte“ unterscheidet sie sich wesentlich durch den gänzlichen Mangel an Einsicht in die Natur unseres Erkenntnißvermögens. Für de Maistre, für Lamennais und ihre ganze Schule ist „Wahrheit“ nicht sowohl der mehr oder minder deutliche und vollständige Reflex der Dinge in dem Bewußsein des Einzelwesens, sondern vielmehr ein von unserm Denken unabhängiger, von außen her willkürlich übertragbarer Besitz. Sie ruht ursprünglich in dem geoffenbarten, vom Menschen nicht geschaffenen Worte, sie wird überliefert von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert, wie etwa ein kostbares Juwel oder ein Kunstwerk. Nicht der Grad der Kraftentwickelung und Selbstthätigkeit, sondern der Besitz dieser geoffenbarten „Wahrheit“ und ihrer mehr oder minder getrübten Symbole entscheidet über die Culturstufe und die Bedeutung der Völker. Daran knüpfen sich dann die üblichen Lehren von der ursprünglichen Vollkommenheit des Menschengeschlechts, von dem Sündenfall, von dem Reiche Gottes und dem Reiche des Satans unter den Menschen, von der Erlösung durch das Leiden des

Gerechten und der fortwirkenden Kraft dieser Erlösung in der einheitlichen sichtbaren Kirche und den von ihr anerkannten und geheiligten Formen des weltlichen Regiments. De Maistre und Lamennais beobachten in ihren Bemühungen um den Erweis dieser „Wahrheiten“ ein sehr bemerkenswerthes, zwiefaches Verfahren, dessen äußerste Consequenzen zu ziehen allerdings nur der Letztere die Veranlassung und die Entschlossenheit hat. In einem Theile ihrer Aufgabe schließen sie nach besten Kräften dem Vorgange der kirchlichen Apologeten sich an. Sie werfen sich vor der „Autorität“ in den Staub und gießen die volle Schale ihres Zornes über die Reformatoren aus, diese eigentlichen Anstifter des die Welt verderbenden Unheils. Mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften im funfzehnten Jahrhundert beginnt ihnen die Saat des Bösen: „hoc fonte derivata clades“. Von den Protestanten stammen die sämmtlichen Söhne Belials: die Deisten, die Toleranz-Apostel, die Freidenker, die Revolutionäre. De Maistre macht sogar die Entdeckung, daß in protestantischen Ländern Verbrechen und Wahnsinn weit häufiger seien, als in den katholischen, ja, daß katholische Fürsten im Durchschnitte länger leben als ketzerische, nur Dänemark ausgenommen, — „aus geheimen Ursachen!“ Und mit dem Protestantismus wird die gesammte europäische Wissenschaft gelegentlich lächerlich gemacht und gebührend verdammt. Die Romantik blickt schon hier nach Asien hinüber, nach dem Lande des Glaubens und der Offenbarung, nach der Stätte des süßen Geheimnisses und der feiertäglichen Ruhe gegenüber der sorgenvollen

Werkeltags-Thätigkeit des superklugen, durch die Frucht vom Baum der Erkenntniß vergifteten Europa. Hier schleicht die von Gott abgefallene und aus dem Paradiese vertriebene „Wissenschaft der Schlußfolgerungen trübselig einher, im engen, nordischen Kleide, den Kopf in der Perrücke, die Arme mit Büchern belastet, mit „Instrumenten rings umstellt", bleich von Nachtwachen und Arbeit, mit Tinte beschmutzt, die von Algebra gefurchte Stirn zur Erde gebeugt. Wie anders dort, auf dem uralten Schauplatze der Wunder, die heilige Muse des Orients! Aus der Mitra quellen die im Winde flatternden Locken, das Priestergewand deckt den von Begeisterung schwellenden Busen. Sie betrachtet gläubig den Himmel, nicht die schmutzige Erde; sie bedarf nicht der Arbeit; sie schöpft nicht aus der diabolischen Quelle des Irrthums, „aus Berechnungen, die auf das Experiment sich gründen" *). — Mit besonderem Behagen schwelgt de Maistre in den Mysterien des Leidens, der Versöhnung durch Blut. Er schreckt hier vor keiner paradoxen Härte zurück. Es ist,

*) Gegen „das Experiment" und die verstandesmäßige Folgerung aus demselben ist de Maistre besonders erbost, und von seinem Standpuncte aus nicht ohne Grund. Selbst in der Physik (z. B. was die Keppler'schen Gesetze angeht) und in der Grammatik findet nur eine „mystische Erkenntniß der Wahrheit" vor seinen Augen Gnade und gelegentlich kommt es ihm auch nicht darauf an, von den ihm selbst auf diesem Wege gewordenen Offenbarungen ein Pröbchen zum Besten zu geben. So wird z. B. in der ersten „Petersburger Abendunterhaltungen" bei Gelegenheit einer „umgekehrt wissenschaftlichen" Herzensergießung über die Ursprache das Verbum negotior abgeleitet von ne ego otior, oratio von os und ratio, ancêtres von ancien und être, beffroi von bel effroi, conduire von duo-ire 2c.

als lege er es darauf an, das achtzehnte Jahrhundert in seinen Lieblingsvorstellungen, in seinen eudämonistischen Idealen, so geflissentlich als möglich zu kränken, und sich an dem Zorn der Gegner zu weiden. Den Rousseau'schen Schwärmereien über das Glück und die Unschuld der wilden Naturkinder tritt eine Ausführung entgegen, welche die uncultivirten Racen als Verworfene, als abgestorbene Zweige des Baumes der Menschheit darstellt. Die angebliche Verkommenheit ihrer Sprachen, ebenso die Formenarmuth der neuern Idiome im Gegensatz gegen die klassischen Sprachen der alten Cultur wird benutzt, um die Lehre von der verloren gegangenen Uroffenbarung, von dem göttlichen Ursprunge der Sprache und der Erkenntniß zu unterstützen und die Unmöglichkeit zu erweisen, daß wir anders, als durch Ueberlieferung zu wahrer Erkenntniß gelangen. Den Glückseligkeitstheorieen der die Köpfe abschneidenden Revolutionäre tritt mit bittrem Hohne die Predigt von der wunderbaren, heilenden Kraft unschuldig vergossenen Blutes entgegen. Die „Unterhaltungen von St. Petersburg“ und die „Briefe über die Inquisition“ sind voll davon. Der wüsteste heidnische Aberglaube muß hier herbei, um die „Autorität“ der neu-christlichen Romantik zu stärken. Die Verwandtschaft der katholischen Anschauungen mit antik-heidnischen wird sehr naiv zugestanden. Der heilige Geist muß die Venus-Tauben als seine Verwandten begrüßen, Jupiter, Juno, Minerva stellen die Dreieinigkeit dar, die Menschenopfer sind voll tiefen und heiligen Sinnes. Die Erde dürstet nach Blut, der Friede ist nur eine Erholungs-Pause für die Völker,

welche nach jedem Aderlaß desto besser gedeihen, wie ein durch den Gärtner beschnittener Baum. Hier werden die schönsten Einfälle Heinrich Leo's vorweggenommen. Der Krieg, menschlich gedacht eigentlich wahnsinnig und unmöglich, sei eine mysteriöse Nothwendigkeit für unser Geschlecht. Man würde sicher längst auf Mittel für den ewigen Frieden gedacht haben, gäbe es nicht ein verborgenes und furchtbares Gesetz, welches Menschenblut fordert. Nicht umsonst sei der Soldat von jeher der geehrteste Stand u. s. w. Und hier kommt nun der ächte Franzose in vollem Schmucke zum Vorschein; man glaubt eine Scribe'sche Verherrlichung der Soldatentugenden zu lesen. Im Umgange sei der Soldat liebenswürdiger, gefälliger, rechtlicher als die übrigen Menschen. Er beschäftige sich gern mit harmlosen, überflüssigen Dingen, z. B. — mit Nationalökonomie, wie Xenophon und Vauban! Er sei fromm, tugendhaft und verständig." Namentlich werden die frommen und tugendhaften Offiziere Ludwig's XIV. als Musterbilder der europäischen Menschheit gefeiert. Sie scheinen die Sympathieen des Grafen noch mehr zu besitzen, als selbst Fénélon. Sein Gedankengang steigert sich schließlich zu einem wahrhaft dithyrambischen Ausbruch christlich-ritterlicher, von keinerlei weichlicher Sentimentalität irre geführter Gesinnung: „Ueberdies ist ja das Gesetz des Krieges der ganzen Natur gemein, in mutua funera! Die Erde schreit nach Blut! Das Blut der Thiere genügt ihr nicht, auch nicht das der vom Schwert des Gesetzes getödteten Uebelthäter. Sie ist ein unermeßlicher Altar, wo alles Lebende

unaufhörlich geopfert wird, maaßlos, rastlos, bis zur Vollendung der Dinge, bis zur Ausrottung des Uebels, zum Tode des Todes. Der Krieg ist göttlich in sich selbst, denn er ist ein Gesetz der Welt. Das zeigt unter Anderm sich deutlich in dem, den großen Feldherren und Völkergeißeln von der Gottheit bekanntlich gewährten, fast wunderbaren Schutze!"

Es wäre ein Fehler, durch den Eindruck harmloser Komik, welchen wir auf unserm Standpunkte von solchen Auslassungen empfangen, über ihre Bedeutung und Tragweite sich täuschen zu lassen. De Maistre war persönlich nichts weniger, als ein übermüthiger Holofernes und Nebucadnezar, vielmehr ein feiner, liebenswürdiger Weltmann und ein rechtschaffener Mann obenein. Bacchanalien, wie die eben mitgetheilten, gestattet er wohl öfters seiner schriftstellerischen Phantasie, aber nicht seinem Willen. Das entschuldigt ihn jedoch mit nichten vor einer besonnenen Kritik. Es sind wohl weniger die Prahlereien der Bösewichte, als die losen Reden unbedachtsamer, rechtlicher Leute, welche die heilige Scheu vor dem Schlechten in ungerüsteten Gemüthern zerstören. Der scheinbar bedeutungslose Cynismus des Worts geht als Cynismus des Handelns auf, sobald er auf fruchtbaren Boden fällt, und der Teufel stellt sich bald genug ein, wo man ihn keck an die Wand malt. — Die unerfreulichste Nachgiebigkeit gegen diesen gefährlichen Kitzel zeigt de Maistre in den berüchtigten „Briefen an einen russischen Edelmann, die spanische Inquisition betreffend." Sie bilden ein Gewebe von emancipirten Sophismen, die man lesen muß, um

diesen Grad von dialektischer Abhärtung bei einem geistreichen und persönlich rechtlichen Manne für möglich zu halten. Bekanntlich galt es, das Verfahren des restaurirten Ferdinand VII. gegen seine vielgeliebten Spanier (im Jahre 1815) dem gebildeten europäischen Publicum plausibel zu machen, speziell den anrüchigen Namen der Inquisition in geistreicher Gesellschaft einigermaaßen wieder zu Ehren zu bringen. Eine kritische Aufgabe; aber den Vertheidiger der „guten Sache“ setzt sie nicht in Verlegenheit. Ein vorläufiges, vornehm-mitleidiges Achselzucken über die grobe Unwissenheit der gegen die Inquisition declamirenden Schwätzer macht den Durchschnitts-Leser vor allen Dingen stutzig und zweifelhaft. Es folgt dann die Ausführung: die Inquisition sei nothwendig gewesen, um die spanische Nationalität gegen die dem spanischen Scepter unterworfenen Mauren und Juden am Leben zu erhalten. Ihre Urtheile haben Niemandem Unrecht gethan: denn die Ketzer kannten ja das Gesetz; warum hielten sie nicht vorsichtig den Mund? Am allerwenigsten aber trifft ein Vorwurf die heilige Kirche: denn bekanntlich sprach sie grundsätzlich niemals ein Bluturtheil aus, sondern übergab die „Schuldigen“ stets mit liebreicher Fürbitte dem weltlichen Richter. Konnte denn *sie* dafür, wenn dieser das Ding unrecht verstand und die seiner Fürsorge empfohlenen Ketzer reglementsmäßig verbrannte? Aber auch der Staat that nur seine Schuldigkeit, indem er nicht, wie das verworfene und gottlose England, das Seelenheil seiner Unterthanen freventlich Preis gab, sondern lieber zeitlich blühende Provinzen in

Wüsten verwandelte, als daß er eine ihm anvertraute Seele wissentlich in den Händen des Satans ließ. — Man sieht wohl, von liberalen „Vorurtheilen", von abergläubischer Hingebung an die Tyrannei der sogenannten „öffentlichen Meinung" ist hier wenigstens nicht die Rede. Die Kirche konnte zufrieden sein mit ihrem Anwalt, zumal als dieser gegen das Ende seiner Laufbahn mit dem später von Lamennais aufgefaßten und beredt ausgeführten Gedanken hervortrat: „Es sei nun an der Zeit, dem Werke der Restauration die Krone aufzusetzen, indem man den Papst als obersten Schiedsmann anerkenne zwischen den Fürsten und ihren der Revolution kaum entrissenen Völkern." — Die nächste Tendenz des 1817 erschienenen Buches „vom Papst" ist durch H. von Sybel in der genannten Abhandlung scharfsinnig und richtig gewürdigt worden. Der Plan der Beweisführung läßt sich in der That kaum anders verstehen, als wenn man sich de Maistre bemüht denkt, den Kaiser Alexander mit Rom zu versöhnen und damit die heilige Allianz ihrem Ziele entgegenzuführen. Die Verherrlichung der Päpste, der Kirche, der romanisch-französischen und neben ihr auch der slavisch-russischen Bildung wird mit vieler Beredtsamkeit durchgeführt, nicht so schwungvoll, aber viel geistreicher als in Lamennais' „Versuch über den Indifferentismus". Bei alledem kann man sich des Gefühls nicht erwehren, daß de Maistre mit seiner Arbeit auf die Dauer schwerlich bessern Dank geerntet haben würde, als sein jüngerer Mitstreiter. Ein ganz eigenthümlicher und lehrreicher Zug der romanisch-katholischen Reaction drängt bei Beiden der

Betrachtung sich auf. Wir begegnen neben den altbekannten Sätzen und Formeln einer Reihe von Ausführungen wesentlich andern Gepräges und gar seltsamen Ursprungs. Man begnügt sich nicht mehr, in Betreff der göttlichen Sendung des Papstes einfach auf die fortlaufende Ueberlieferung der Kirche und auf die Unfähigkeit des natürlichen Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit hinzuweisen. Im Gegentheil. Diese beliebten Theorien treten fast in den Hintergrund neben Erörterungen sehr weltlicher, um nicht zu sagen frivoler Natur, neben offener Berufung auf — den consensus gentium, mit andern Worten, auf die Bedeutung des „gesunden Menschenverstandes" und der ihn ausdrückenden „öffentlichen Meinung". Schon in den früheren Schriften de Maistre's tauchten hin und wieder dergleichen Anwandlungen auf; hier aber verdichten sie sich zu einer wahren Phalanx bedenklicher Ketzereien. Schon der Begriff der päpstlichen Unfehlbarkeit wird in sehr kühler, weltmännischer Weise, mit merklichem Mangel an Salbung festgestellt: der Papst sei eben nicht anders in der gesammten Christenheit unfehlbar, als jeder Familienvater in seinem Hause, jeder Schulze in seiner Dorfverwaltung, jeder Richter und Gesetzgeber im Kreise seiner Befugniß. So wird die Unfehlbarkeit lediglich formell aufgefaßt, als die Macht, den Widerspruch zu verbieten. Daß ihr damit auf dem Gebiete des Geistes jede Berechtigung abgesprochen wird, scheint der überhaupt in Erwägungen der äußeren Zweckmäßigkeit völlig aufgehende theologische Diplomat kaum zu fühlen. Er sowohl als Lamennais fassen das Bedürfniß

der „Ordnung“, der äußeren Einheit in sämmtlichen Erscheinungen des Lebens, in ächt romanischem Geiste als etwas schlechthin Gegebenes auf. Sobald dem einmal genügt ist, machen sie wenig Schwierigkeiten in Bezug auf die geistigen Stützen dieser allein heilbringenden Einheit. Das Bedürfniß, die Autorität der kirchlichen Ueberlieferung zu stärken, führt zu dem Bestreben, diese in Uebereinstimmung mit dem consensus gentium, der Stimme der Nationen, zu zeigen, und am Ende verwandelt dann ein dialektischer Sprung den Diener in den Herrn. Die öffentliche Meinung wird schon in de Maistre's Buch über den Papst als die Königin der Welt, als die Schranke auch der päpstlichen Macht, ausdrücklich anerkannt. Lamennais geht nur einen Schritt weiter auf demselben Wege, wenn er später im „Avenir“ die Kirche zu einem Organ derselben herabdrückt. So kommen wir bei der Revolution, bei der Majoritäten-Herrschaft, bei dem Abstimmen über die Wahrheit wiederum an, nachdem wir den Kreislauf der reactionären Dialektik durchmessen haben. „Revolution“ und „Autorität“ erweisen sich im Grunde als identisch. Sie wissen Beide nichts von der im Bewußtsein des eignen Rechts wurzelnden unverbrüchlichen Achtung vor dem Recht der Andern und der Gesammtheit. Die einzigen ihnen verständlichen Typen der menschlichen Gesellschaft sind Herrscher und Unterthanen, durch Furcht und Egoismus zusammengehalten. „Keine gesellschaftliche Ordnung ohne Hingabe des Einzelinteresses an das Gesammtinteresse!“ ruft Lamennais. „Dies Opfer ist aber ohne Grund, unmöglich, absurd, wenn der Mensch

es vom Menschen verlangt, weil er nichts als Ersatz bieten kann, weil die Tugend eine Thorheit wäre, wenn es nicht eine dauerndere Gesellschaft gäbe, wo sie ihre Belohnung empfängt." Wollust und Stolz sind nach demselben Philosophen die einzigen Triebfedern für den natürlichen Menschen, und in der That, es bleibt wenig Anderes übrig, wenn wir einmal den Drang nach Erkenntniß und Vervollkommnung als eine Verführung des Satans, als eine verwerfliche Anmaaßung der auf Nachbeten einer überlieferten „Wahrheit" angewiesenen Creatur beseitigt haben. „Der Gläubige hat nichts zu suchen. Er kennt seinen Platz unter den Wesen, er kennt Gott und sich selbst. Er findet, ohne Anstrengung, in Betrachtung der ewigen Wahrheit den Frieden des Geistes." — Nur freilich, daß kein unbequemer Widerspruch es sich herausnehme, den Frieden dieses Paradieses zu stören! Man wird dem Widersprechenden sicher auf dem Boden der Thatsachen begegnen, mit Gefängniß, Verbannung ꝛc., da die Welt der Gedanken von dieser Seite eines Zuganges entbehrt. Und sollte es sich einmal ereignen, daß die vorausgesetzte Uebereinstimmung zwischen der von den Leidenschaften und dem Stolze acceptirten „Wahrheit" und den äußeren Trägern derselben sich als eingebildet oder wandelbar erweist, so wird sicher eine neue Appellation an den consensus gentium, d. h. an die Abstimmungen oder auch an die Fäuste der Massen den Knoten zerhauen. Das „allgemeine Stimmrecht", die Straßen-Emeute, die Verschwörung, der Staatsstreich, ist die Kehrseite der Medaille, welche auf dem Avers die dreifache Krone und den

Hirtenstab trägt. Wo der Dünkel der Unfehlbarkeit aufhört, bei der „Autorität“ seine Rechnung zu finden, verwandelt sich der loyale Aristokrat in den mißvergnügten Führer einer systematischen Opposition, der glaubenseifrige Priester in den Demagogen. Wohin Lamennais schließlich auf diesem Wege gerathen, das darzustellen, gehört einer anderen Studie an. Für dieses Mal begnügen wir uns, ihn bis zum Scheidewege begleitet und kurz an den Ursprung und die Natur jener „höheren Weisheit“ erinnert zu haben, welche seit einem Jahrzehnt dringender als je sich berufen glaubt, die deutsche Wissenschaft zur Umkehr zu bestimmen, und dann auch unser thatsächliches Leben „ihre Straße sachte abwärts zu führen.“ —

IV. Châteaubriand.

Indem wir den Versuch machten, das politisch-sittliche Programm der französischen Gegenrevolution aus den Herzensergüssen ihrer beredtesten und scharfsinnigsten Fürsprecher zusammen zu stellen, mußte sich mehr und mehr die Ueberzeugung uns aufdrängen, daß aus dieser ganzen Straf- und Bußpredigt gegen das neunzehnte Jahrhundert denn doch viel weniger die selbstständig und organisch fortentwickelte Ueberlieferung der christlich-feudalen Weltanschauung, als vielmehr der in dem verletzten Einzelbewußtsein gebrochene Wiederhall der revolutionären Glaubenssätze uns entgegen tönte. Die Revolution, das gewaltsame Eingreifen des individuellen, zum abstracten Begriffe und zur Leidenschaft gesteigerten Bewußtseins in die überlieferten Formen der Dinge, sie feiert im Grunde einen nicht zu unterschätzenden Triumph in den Verwünschungen ihrer ergrimmtesten Gegner: denn indem diese den Inhalt der untergegangenen und wiederherzustellenden Weltordnung (oder vielmehr das, was ihnen von diesem Inhalte behagt und wiederherstellenswerth zeigt) zu einem gegenrevolutionären System verdichten und das Dogma mit dem Dogma bekämpfen, reißen sie die Ueberlieferung los

von ihrer lebendigen, geschichtlichen Wurzel, folgen dem Gegner gezwungen auf das ihm genehme Terrain, bequemen sich seiner Fechtart und bringen es in wirksamster Weise zur Anschauung, daß die Bewegung des Jahrhunderts von jenem, nicht aber von ihnen das Gesetz empfängt. Bereits zeigte es sich an Lamennais' Beispiele, wie ungleich der Kampf war und wie nahe für den ehrlichen, ohne persönliches Interesse fechtenden Kämpfer die Gefahr lag, in den Zauberkreis der feindlichen Ideen sich verlocken zu lassen und an der Revolution aus einem Saulus zum Paulus zu werden. Vervollständigen wir nun das Bild dieses bisher nur angedeuteten Processes (eines der merkwürdigsten Züge in der gesammten französischen neueren Entwickelung), indem wir seinen Verlauf an der eigentlichen literarischen Berühmtheit des legitimistischen Frankreich verfolgen, in dem Leben des Dichters, der mit der poetischen Wiederherstellung des französischen Christenthums begann und mit socialistischen Zukunftsphantasieen, gleich Lamennais, endigte, des kriegerischen Staatsmannes, der nach halbhundertjährigem, mit Schwert und Feder für die Bourbons geführtem Kampfe am Ende dem letzten Sprößling des alten Herrschergeschlechts keine bessere Zukunft als die eines Wiederherstellers der Republik wünschen und weissagen mochte.

Wie Châteaubriand's Auftreten (denn von ihm ist die Rede) fast genau in die Markscheide der Jahrhunderte fällt, so ist sein Geist, sein Charakter und Wirken bis zu seinem Ende ein Schlachtfeld für die sittlichen Kräfte zweier, von einander sich losringender Welten geblieben —

ein Schlachtfeld, auf dem keineswegs immer das Gute, das uns Gemäße und uns Ansprechende siegte, wo aber nicht wenig weithin wirkende, auch für uns praktisch wichtige Entscheidungen fielen. Weder als Mensch noch als Schriftsteller frei von den augenfälligsten Schwächen seines Volkes hat Châteaubriand seinen Namen gleichwohl unauflöslich mit der Geschichte der französischen Fortschrittsbewegung verknüpft. Einem zu tiefster Abspannung ernüchterten Geschlechte hat er das Gefühl für Gott und Natur wieder erschlossen, und aus der Verbannung brachte er ein edles Samenkorn des in Frankreich so gut als verloren gegangenen politischen Rechtsbegriffes mit zurück auf den vaterländischen Boden und ließ es sich in seiner Art angelegen sein, von dem feudal-reaktionären Ideenkreise aus über den Abgrund der Revolution, die er bekämpfte, eine Brücke zu dem Rechtsstaate einer bessern Zukunft zu schlagen. Das Pflänzchen, welches auf französischer Erde aus jenem Samen hervorging, hat seitdem hart zu kämpfen gehabt mit dem ihm wenig günstigen Klima des Landes und Châteaubriand selbst ist ihm bei Weitem nicht immer ein verständiger Pfleger gewesen. In politischen, wie in religiösen und ästhetischen Dingen ist er über glückliche Einfälle und Ansätze eigentlich nur in seinem folgerichtigen und beharrlichen Kampfe für die Freiheit der Presse hinaus gekommen. Er hatte eben schwerer, als die Meisten der Mitstrebenden, an der Erbschaft des alten Frankreich, neben den Vorurtheilen des neuen, zu tragen. Sein warmes Gefühl für echte Schönheit ringt nicht immer glücklich mit den Ueberlieferungen eines naturwidrigen

Geschmacks. Sein Gottesbewußtsein ist mehr in der Phantasie zu Hause, als im Gedanken und im sittlichen Empfinden und Wollen. Sein Liberalismus wird von den Vorurtheilen des Edelmannes und von den Gelüsten des ehrgeizigen politischen Dilettanten oft genug in die Enge getrieben. Bei alledem aber behaupten die glücklichen Eingebungen seiner guten Stunden eine hinreißende Gewalt; die Thatkraft und der ritterliche Edelsinn seines Charakters gewinnen uns unwillkürlich, und überdies muß uns der epische Schwung eines Lebenslaufes interessiren, der mehr an die Sagen von den ritterlichen, fahrenden Sängern der Vorzeit erinnert, als an die einfache Beschränkung eines Schriftstellerlebens in der nüchternen, neueren Gesellschaft. Châteaubriands Leben liegt nicht in seinen Werken, wie das eines Shakspeare und Schiller. Im Gegentheil, seine Werke erhalten überall erst von den Ereignissen seines Lebens die zum Verständniß führende Beleuchtung. „Ich bin fast allen Männern Europa's begegnet", darf er von sich sagen, „die in meiner Zeit im Auslande oder in meinem Vaterlande eine Rolle spielten, von Washington bis auf Napoleon, von Ludwig bis auf Alexander von Rußland, von Pius VII. bis auf Gregor XVI., von Fox, Burke, Sheridan, Londonderry, Capo d'Istrias, bis auf Malesherbes und Mirabeau; von Nelson, Bolivar, Mehemet-Ali bis auf Suffren, Bougainville, Lapeyrouse und Moreau. Drei Dichter, einander feindlich durch Interesse und Nationalität, sind fast gleichzeitig Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen: Ich in Frankreich, Canning in England, Martinez de la Rosa in Spanien. Von

den französischen Schriftstellern meiner Zeit bin ich fast der Einzige, dessen Leben seinen Werken gleicht: als Wanderer, als Soldat, als Dichter, als Publicist, habe ich in den Wäldern die Wälder besungen, auf den Schiffen das Meer geschildert, in den Lagern von den Waffen geredet. In der Verbannung habe ich gelernt, was die Verbannung ist, an den Höfen, in der Verwaltung, in den Versammlungen habe ich die Politik, die Gesetze, die Geschichte studiert. In meiner Person vertrete ich die Grundsätze, die Vorstellungen, die Ereignisse, die Umwälzungen, die Epopöe meiner Zeit: um so mehr, als ich eine Welt endigen und anfangen sah, und da die entgegengesetzten Charaktere dieses Endes und dieses Anfanges in meinen Meinungen gemischt sind." — Ein Paar Nuancen der Farbe abgerechnet ist diese Schilderung richtig.

Von den frühesten Jugendeindrücken an haben die Verhältnisse die Entwickelung dieses Dichters in ganz ungewöhnlichem Grade begünstigt. Man kann nichts Anziehenderes lesen, als die Schilderung, welche er selbst von seiner Heimath und von dem Leben im Vaterhause entwirft. Das Schauspiel des Meeres, die ernste und melancholische Anmuth ausgedehnter Wälder und Haiden, sagenumwobene Denkmäler einer romantischen Vorzeit, endlich die Einsamkeit, die Mutter der starken Gefühle, vereinigten sich, um in der Seele des Knaben die dichterische Kunst zu wecken und zu nähren. Sein Vater, aus altem bretonischem Adel, hatte einst, wie das Gesetz der Provinz verarmten Edelleuten es freistellte, seinen Degen im Ständehause niedergelegt, um als Kaufmann den verblichenen

Stammbaum seines Geschlechts neu zu vergolden. Jenseits des Meeres reich geworden, kehrte er nach Jahren zurück, brachte Schloß Combourg, den alten Familienbesitz, wiederum an sich und genoß dann in der unabhängigen Einsamkeit eines Ritters von altem Schlage die melancholischen Freuden des von den Kämpfen der Interessen ausruhenden Alters. In St. Malo, der uralten bretagnischen Seestadt, war ihm 1769 (im Geburtsjahre Napoleons, Wellingtons, A. v. Humboldt's und Arndt's) sein jüngstes Kind, François, geboren. Der von der Fluth umstürmte Steindamm des Hafens war erster Spielplatz des Knaben, Matrosenkinder seine erste Gesellschaft. Dann folgten in Combourg, dem wieder erworbenen Stammschlosse der Familie, und in einer benachbarten Jesuiten-Schule abwechselnd die Anstrengungen eines früh geweckten Ehrgeizes und die mächtigen Aufregungen einer etwas düsteren, aber poetischen Einsamkeit. Wie so viele Poeten hatte Châteaubriand Temperament und Talent von der Mutter, den Charakter vom Vater, einer, so scheint es, etwas harten und verschlossenen, aber energischen Natur. Ein Grundton schwermüthig-leidenschaftlicher Erregtheit klingt in allen den ergreifenden Schilderungen an, welche unser Dichter von den Freuden und Leiden seiner Knabenzeit entwirft: von seinen Streifereien in den heimathlichen Wäldern und Haiden, Resten des sagenberühmten Brezilien-Waldes, aus dessen Schatten die schönsten Zaubergestalten der altfranzösischen Dichtung einst ihren Flug durch das ritterliche und gläubige Europa erhoben. Wir erfahren, daß der kaum zum Bewußtsein gekommene Jüngling

im Begriff war, aus purem Weltschmerze sich das Leben zu nehmen. Wir werden in die Geheimnisse seines Herzens eingeweiht, oder vielmehr in die seiner schon früh krankhaft überreizten Einbildungskraft. Wir sehen ihn einem Schatten nachjagen, einer idealen, als Vision ihm sich offenbarenden Geliebten, dem unheimlich-glänzenden Symbol aller der Traumbilder, welche später das Streben des Mannes nur zu oft irre führten. Auch das krankhafte sentimentale Verhältniß zu seiner Schwester Lucile, das Motiv der Werther-Novelle „René" wird angedeutet. Es war hohe Zeit, daß der Zwang und die Anregungen des realen Lebens diesen Selbstvernichtungsprozeß einer ebenso lebhaft fühlenden als tief egoistischen Natur aufhielten. Ein erstes Engagement auf der Flotte scheiterte an der Sorglosigkeit des geistreichen Träumers, der auf den wild-poetischen Haiden der bretagnischen Meeresküste seiner Stimmung sich überlassend, die Stunde der Abfahrt versäumte; dann aber übergab ihn der Eintritt in das Regiment Navarra den erziehenden Einwirkungen einer pflichtmäßig geregelten Thätigkeit. Schnell in den literarischen Kreisen der Hauptstadt orientirt, bei Hofe vorgestellt, hatte Châteaubriand gerade noch Zeit, einen Blick auf die glänzende, geistreiche und vornehme Gesellschaft des alten Frankreich zu werfen. Dann brachte die Revolution erst den kurzen Rausch des Glaubens an die Verwirklichung der Ideale, bald Umsturz und Grauen. Das Regiment Navarra, wie die meisten anderen, kündigte seinen Offizieren den Gehorsam, und Châteaubriand, gleichsam festgebannt in dem tollen Wirbel durch den gleich

starken Zug seiner Geburts- und Standes-Vorurtheile und seiner poetischen Freiheitsliebe, suchte in Studien und Träumen die Wirklichkeit zu vergessen. Seine Sehnsucht richtete sich auf die transatlantische Welt, die damals (man zählte acht Jahre nach dem Unabhängigkeitskriege) als das gelobte Land schöner Menschlichkeit und unverdorbener Natur aus dem Geheimniß ihrer Urwälder emporstieg. Mit einem mehr kühnen und einfachen als sinnreichen Project bewaffnet, sehen wir den poetischen Ex-Offizier seinem Vaterlande den Rücken wenden, um jenseits des Weltmeeres zu lernen und zu vergessen. Er hatte nichts Geringeres im Sinne, als die nordwestliche Durchfahrt auf dem Landwege, in Verfolgung der Küstenlinie, aufzufinden. Die ersten americanischen Anschauungen und Washington's Rath thaten diesen Phantasmagorieen ihr Recht. Washington rieth zu gründlichem Studium des jugendlich aufstrebenden Freistaats, und Châteaubriand entsagte seinen Entdeckungsplänen, um — mit Indianern, zum Theil selbst in indianischer Tracht, vom Niagara und den kanadischen Seen, den Ohio und den Mississippi hinab bis nach Louisiana hin den damals noch waldbedeckten Westen zu durchstreifen. Charakteristisch für die Zeit und den Mann ist die Veranlassung, welche in dem von Poesie und Liebe (wenn auch nur indianischer) berauschten Waldmenschen wieder den französischen Offizier und den Vicomte erweckte. Als Gast betritt Châteaubriand das Haus eines Pflanzers. Er sieht eine Zeitung, seit Monaten die erste, und sein Auge fällt auf die Ueberschrift: Flucht und Gefangennahme des Königs. Es wird ihm zu Muthe, wie

dem Nachtwandler, der seinen Namen hört. Die trostlose Lage seines Vaterlandes, das dämonische Anwachsen der Revolution, die Pflichten seines Berufes und Standes — Alles das dringt in der Einen Nachricht auf ihn ein, ruft ihn eiligst zu Schiffe und in die Heimath zurück. Er findet seine Landsleute mit ganz anderen Dingen beschäftigt, als mit Naturschwärmerei und dichterischer Versenkung in die Geheimnisse der Liebe und des Weltschmerzes. Das Land treibt dem Abgrunde des Bürgerkrieges entgegen; die Edelleute ziehen in Schaaren über die Grenze, Europa rüstet, der König ist in seinem Palaste gefangen und täglich von dem Schlimmsten bedroht. Da vergißt denn auch Châteaubriand seine dichterischen, in America gesammelten Schätze und wird ganz der Mann seiner Familie, seines Standes, seiner Partei. Auch unter seinen nächsten Verwandten wird zur Auswanderung und zum Kriege gerüstet; aber ehe es fortgeht, soll der junge Vicomte noch standesgemäß versorgt werden. Er wird mit einer in Renten von Kirchengütern glänzend ausgestatteten Dame verheirathet und begiebt sich dann wohlgemuth über die Grenze, um in der aristokratischen Kreuzfahrer-Armee von Koblenz nicht zu fehlen, welche sich eben anschickt, dem Revolutions-Spectakel ein kurzes Ende zu machen. Die beabsichtigten Kriegsthaten nahmen, wie überhaupt, so auch für Châteaubriand's persönliche Verhältnisse schnell eine betrübte Wendung. Bei der Belagerung von Thionville durch einen Granat-Splitter verwundet, finden wir ihn, während des eiligen Rückzuges, unter den aufgegebenen Nachzüglern des Heeres. Er hatte nicht, wie sein

Kriegskamerad Goethe, den Vortheil, im bequemen Reisewagen durch naturhistorische Beobachtungen und Betrachtungen sich des Gedankens an das untröstliche Schicksal der umgebenden Menschenwelt zu erwehren. Von den Pocken ergriffen, von seiner Wunde geplagt, machte Châteaubriand seine dichterischen Naturstudien in den Waldgehegen der Ardennen in stündlicher Erwartung des Todes. Gleichwohl zeigt die Schilderung dieser Dinge, die wir von beiden Dichtern besitzen, die größere, poetische Ausbeute diesmal auf der Seite des Franzosen. Sein Bild hat eben den Zauberglanz der Jugend voraus vor den halb sarkastischen, halb vornehm gleichgültigen Mittheilungen unsers damals sehr übel verstimmten Altmeisters. So die Erzählung der Krisis, welche über die Erhaltung seines schwer gefährdeten Lebens entschied: „In einer Hirschäsung machte ich Halt. Jäger gingen an ihrem Rande vorüber. Eine Quelle sprudelte vor meinen Füßen. In der Tiefe dieser Quelle, in demselben Walde, erblickte Roland, der Verliebte, einst einen Kristallpalast, mit Damen und Rittern angefüllt. O, hätte der Paladin, als er die glänzenden Quellnymphen besuchte, wenigstens sein Roß, Goldzügel, dort gelassen! Hätte Shakspeare mir Rosalinde und den vertriebenen Herzog geschickt: sie wären mir nöthig gewesen! — Nachdem ich Athem geschöpft, ging's weiter. Meine geschwächten Vorstellungen wogten in reizender Unbestimmtheit unter einander: meine alten Traumbilder umgaben mich, um Abschied zu nehmen. Ich verlor die Kraft der Erinnerung; in unbestimmter Ferne und mit unbekannten Bildern gemischt sah ich die Gestalten meiner

Freunde und meiner Verwandten. Setzte ich am Wege mich nieder, so glaubte ich freundlich lächelnde Gesichter zu sehen: auf der Schwelle entfernter Hütten, in dem blauen Rauch der ländlichen Dächer, in den Gipfeln der Bäume, in dem Schleier der Wolken, in den strahlenden Lichtgarben, die auf dem Rasen umher tanzten, wie ein goldenes Gitter. Es waren die Gestalten der Musen, die zum Tode ihres Dichters heran schwebten. Mein Grab, von ihnen unter einer Eiche des Ardenner Waldes gegraben, hätte sich für den Krieger wie für den Wanderer trefflich geschickt. Einige Haselhühner, unter Hartriegelgesträuchen am Wege versteckt, machten, nebst den Insecten, das einzige Geräusch um mich her. Ich fühlte mich sehr krank, die Pocken traten zurück und drohten, mich zu ersticken. Gegen Abend streckte ich mich mit dem Rücken auf den Erdboden, in einem Graben, das Paket mit „Atala" unter dem Haupt, meine Krücke zur Seite, die Augen auf die Sonne gerichtet, deren Blicke zugleich mit meinen erloschen. Aus tiefem Herzen grüßte ich das Gestirn.... Ich verlor das Bewußtsein. Das letzte Geräusch, was ich vernahm, war der Fall eines Blattes und das Lied eines Rothkehlchens." Hier ist Alles Leben und Farbe; ein Duft der Jugend und der Natur umzieht diese Erinnerungen und umhüllt selbst die sich nirgends verläugnende Eitelkeit des Dichters mit einem anmuthigen Schleier. Wir erinnern uns der schönsten Seiten unserer deutschen Romantik. Wir glauben das geheimnißvolle Waldesrauschen der Tieck'schen Mährchen zu vernehmen; wir athmen den poetischen Duft dieser gefeierten Ardennen-Reviere,

wo „Roland Schildträger“ den Riesen erschlug, wo Celia's Vater, der vertriebene Herzog, den Undank der Menschen vergaß, und wo Rosalinde mit dem treuen Herzen und den schlechten Versen ihres Orlando ihren harmlosen Muthwillen trieb. Wenn wir die Geistesfreiheit, die Klarheit und Kraft der Shakspeare'schen Naturbetrachtung vermissen, so hat doch auch diese durchaus subjective Auffassung der Dinge ihren Reiz und ihre Berechtigung.

Durch einen Zufall wurde Châteaubriand aus jener hoffnungslosen Lage gerettet. Wagen des Prinzen von Ligne kamen vorüber; man bemerkte den Kranken, nahm ihn mit und brachte ihn über die belgische Grenze. Nach schwerem Krankenlager in Brüssel geheilt, geht Châteaubriand, am Erfolge des Krieges verzweifelnd, zunächst zu Verwandten nach Jersey, dann nach London, dem großen Hospital auch der damaligen Emigration, dem Lande der Freiheit und Sicherheit, aber auch der trostlosen Vereinsamung für den Fremden, und für Viele eine Schule der bittersten Noth. Auch Châteaubriand hat es kennen gelernt, was es sagen will, als mittelloser Verbannter durch diese Menschenwüste seinen Weg zu suchen; sie hat ihn grausamer geprüft als die Wälder und die Rothhäute des fernen Westens. Buchstäblich dem Hungertode nahe, wurde er durch Freunde gerettet, als Bibliothekar eines Landedelmanns anständig untergebracht und eine behagliche Idylle ächt englischen Land- und Familienlebens eröffnete sich ihm Ruhe und Erquickung versprechend, um nach kurzem Glücks-Sonnenschein einer schmerzlichen Katastrophe

Platz zu machen und ihn den Aufregungen und Anstrengungen der politischen Parteikämpfe zurück zu geben.

Wir haben die unter dem Titel „Charlotte“ in dem zweiten Bande der „Mémoires d'Outre-tombe“ mitgetheilte Herzensgeschichte im Sinn. Châteaubriand erzählt, vielleicht nicht allzu discret, seine Einführung in das Haus des gelehrten, liebenswürdigen und wohlhabenden Geistlichen, Mr. Ives, seine Bekanntschaft mit dessen einziger Tochter, die von ihm Französisch und Italienisch lernt, während sie ihn durch Musik entzückt. Wir erfahren, wie diese biedern Leute den ihnen ganz unbekannten Emigranten in ihr Herz schließen, wie sie vergebliche Versuche machen, ihn über seine Privatverhältnisse zum Sprechen zu bringen, bis dann endlich die Eltern seiner vermeinten Schüchternheit entgegen kommen, und ihn auffordern, als ihr Schwiegersohn bei und von ihnen Vaterland und Familie sich ersetzen zu lassen. Alles das, namentlich die entscheidende Aufklärungsscene, wird in ergreifender Weise geschildert, wenn auch nicht so, daß die rhetorisch-pathetische Ader und die grenzenlose Eitelkeit des Franzosen sich gänzlich verleugnen könnten. Es macht einen wunderlichen Eindruck, wenn Châteaubriand die Mutter seiner Geliebten schildert, in dem Augenblicke, als sie zu der entscheidenden Eröffnung sich anschickt. „Sie sah mich an, senkte die Augen, erröthete; sie selbst, verführerisch wie sie war in dieser Verwirrung, sie hätte jedes Gefühl für sich beanspruchen können.“ Es ist wohl nur zu wahr, was er dann über sich selbst hinzufügt: „Ich muß dies Gefühl

als das erste dieser Art bekennen, das in mein Herz drang. Es stimmte aber nicht mit meiner gewaltsamen Natur überein, die es verdorben haben würde. Sie hätte mich unfähig gemacht, heilige Freude lange zu kosten. Gerade damals, durch das Unglück verbittert, schon ein Pilger von jenseits des Meeres, im Beginne meiner einsamen Wanderschaft: schon damals wurde ich von den tollen, in René geschilderten Empfindungen besessen. Sie machten aus mir den gequältesten Menschen von der Welt. Wie es damit sei: Das keusche Bild Charlottens, indem es einige Strahlen wahren Lichtes in meine Seele warf, zerstreute anfangs eine Wolke von Phantomen: meine „Teufelinn", mein böser Geist, tauchte in den Abgrund zurück; sie wartete die Wirkung der Zeit ab, um ihre Erscheinung zu erneuern." — Trotz alledem findet Châteaubriand, als gealterter Diplomat, in seinen Memoiren noch die Sprache des wahren Gefühls wieder, wenn er auf diesen Sonnenblick seiner stürmischen Jugend zurück kommt. Man fühlt, daß es keine Phrasen sind, in denen er seinen Zustand nach der Trennung schildert: „Sie (Charlotte) absorbirte meine Geisteskräfte; sie war der Mittelpunct, durch den meine Gedanken sich drängten, wie das Blut durch das Herz. Sie verdarb mir den Geschmack an Allem, denn ich machte sie zu einem beständigen Gegenstande des Vergleichs und zwar zu ihrem Vortheil. Eine wahre und unglückliche Leidenschaft ist eine vergiftete Hefe auf dem Grunde der Seele. Sie würde das Brod der Engel verderben."

In dieser Zeit der Aufregung und des Schmerzes entstand in London Châteaubriand's erstes historisch-politisches Werk, der „Versuch über die Revolutionen" (1797). Es ist noch ganz von dem skeptisch-analytischen Geiste des achtzehnten Jahrhunderts erfüllt, reich an trefflichen Beobachtungen über den Charakter der Franzosen und den Geist ihrer sich eben vollziehenden staatlichen Erneuerung und, merkwürdig genug, durchaus frei von reactionärer Parteileidenschaft. Erst ein Jahr später will Châteaubriand durch die Nachricht vom Tode seiner Mutter und durch die Ermahnungen einer seiner Schwestern zum religiösen und conservativen Wiedererwecker und Bekehrer des gottlosen Frankreich geweiht worden sein. „Diese beiden, aus dem Grabe kommenden Stimmen, dieser Tod, der dem Tode als Dolmetscher diente, haben mich getroffen. Ich bin Christ geworden. Ich habe nicht einer großen, übernatürlichen Erleuchtung nachgegeben. Meine Ueberzeugung ist aus dem Herzen gekommen. Ich habe geweint und geglaubt." Der Entschluß, ein Vertheidiger der Religion gegen den Hochmuth der „Philosophen" und der feinen Welt zu werden, war die nächste Frucht dieses Glaubens. Mit der das echte Talent kennzeichnenden Ausdauer und Arbeitskraft wurde die Ausführung begonnen. Châteaubriand fing an unter der Londoner Emigration eine Rolle zu spielen und sich ein Publicum zu schaffen, als der Staatsstreich des achtzehnten Brümaire und die Freundschaft des Akademikers Fontanes ihm das lang entbehrte Vaterland wieder eröffneten. Zunächst unter falschem Namen

und mit preußischem Passe, aber über die Absichten Bonaparte's ziemlich beruhigt, entschloß er sich zur Heimkehr und langte im Frühling 1800 nach achtjähriger Verbannung in Paris an, um alsbald als Bahnbrecher einer inhaltschweren Geistesbewegung sich in der Geschichte seines Volkes seine Stelle zu erobern. Und welches Volk fand er vor, welche Hauptstadt, welche Gesellschaft! Selten ist es einem Schriftsteller gewährt worden, so voll und ganz den Boden für die seinem Talente erreichbaren Wirkungen vorbereitet zu finden. Schon der äußere Anblick des Landes, mit seinen halbzerstörten Dörfern, seinen niedergebrochenen Schlössern bildete, als es der heimkehrende Flüchtling durchfuhr, einen mächtigen und ernsten Gegensatz gegen das Frankreich, das er verlassen. „Am Wege bemerkte man (erzählt Châteaubriand selbst) beinahe keine Männer. Gebräunte, sonnenverbrannte Weiber, baarfuß, den Kopf nur mit einem Tuche umwunden, bestellten die Felder. Man hätte sie für Sclaven halten mögen. Es hatte den Anschein, als wären die Dörfer vom Feuer verwüstet; sie waren armselig und halb zerstört. Ueberall Schmutz und Staub, Unrath und Trümmer.“ „Rechts und links vom Wege zeigten sich niedergerissene Schlösser. Von ihren weggeschlagenen Baumanlagen waren nur wenige, behauene Stämme noch übrig, auf denen die Kinder spielten. Man sah lückenhafte Einfassungsmauern, verlassene Kirchen, aus denen man die Todten hinaus geworfen, Thürme ohne Glocken, Kirchhöfe ohne Kreuze, Heilige ohne Kopf, in ihren Nischen gesteinigt. Auf die Mauern hatte man jene republikanischen, schon veralteten Inschriften hingesudelt:

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder — den Tod! Bisweilen hatte man versucht, das Wort „Tod“ auszulöschen, aber die schwarzen oder rothen Buchstaben kamen unter einem Kalkanstrich wieder zum Vorschein. Dieses Volk, scheinbar im Begriff, sich aufzulösen, begann eine neue Welt wie jene aus der Nacht der Barbarei und aus der Zerstörung des Mittelalters sich emporringenden Nationen.“ In Paris wogten die Elemente der alten und der neuen Gesellschaft bunt durcheinander. Die Sitten glichen ungefähr jener Inschrift, die Châteaubriand am Hause Ginguéné's bemerkte: „Hier ehrt man sich mit dem Bürgertitel und dutzt sich. Mach' die Thüre zu, wenn Sie so gut sein wollen.“ Châteaubriand kam sich vor, wie auf einem Schlachtfelde bei'm Appell, nach dem Kampf. Man sammelte die Reste seiner Familie, man las die Trümmer seines Vermögens zusammen. Die sich zurückziehende republikanische Generation schied sich von dem aufstrebenden Geschlecht des Kaiserreiches. Der heimgekehrte Emigrant plauderte in den Salons mit den Mördern seiner Verwandten. „Alle Portiers, große Anhänger des seligen Herrn Robespierre, sehnten sich nach den Schauspielen des Platzes Ludwig's XV. zurück, wo man Frauen die Köpfe abschnitt, — so sagte zu Châteaubriand sein Portier in der Rue de Lille — die einen Hals hatten, so weiß, wie Hühnerfleisch. Die Septembermörder handelten an den Straßenecken mit gebratenen Aepfeln: aber sie mußten oft ihren Standort ändern, denn sobald das Volk sie erkannte, warf es ihnen den Kram in die Gosse und drohte sie todtzuschlagen. Die reich gewordenen Re-

volutionäre richteten sich in den großen Hotels des Faubourg St. Germain ein. Im Begriff, Barone und Grafen zu werden, sprachen die Jakobiner nur noch von der Nothwendigkeit, die Proletarier zu züchtigen. Bonaparte stellte die Brutus' und Scävola's bei seiner Polizei an und war im Begriff, sie mit rothen Bändchen zu putzen, sie mit Titeln zu besudeln, sie zu zwingen, ihre Meinungen zu verrathen und ihre Verbrechen zu entehren. Dazwischen aber wuchs ein kräftiges Geschlecht heran, im Blute gesät und sich erhebend, um von nun an nur das der Ausländer zu vergießen." —

Es waren aber nicht nur die Straßendemagogen, die Männer des Klubs und der Rednerbühne, die politischen Intriguanten und ernüchterten Enthusiasten, welche der erste Consul in seine Uniform steckte. Die Erstarrung, die Niederwerfung des sittlichen Bewußtseins vor dem materiellen Erfolg war nicht weniger allgemein unter den Gelehrten und Schriftstellern der großen Nation. Die Humanitäts-Ideale des achtzehnten Jahrhunderts hatten schmählichen, wie es Vielen schien, nie wieder gut zu machenden Schiffbruch gelitten. Die leidenschaftlichen Formlosigkeiten der revolutionären Literatur hatten ihre Wirkung auf die abgestumpften Nerven verloren, ganz abgesehen von der eisernen Napoleonischen Censur. Für neue Ideen und neue Kunstformen hatte die Alles verschlingende politische Bewegung des letzten Jahrzehnts weder Raum noch geistige Kräfte übrig gelassen. So ließ denn die zurücktretende revolutionäre Fluth auf dem Gebiet der französischen Geistesarbeit eine versandete Wüste zurück,

in deren einförmiges Grau die Handwerker des klassischen Parnasses ihre grün angestrichenen Theaterbäume und ihre Papierblumen hineinsetzten. Châteaubriand zeichnet diese Verhältnisse in markigen Strichen: „Das Haupt des Staates fand seinen Vortheil in dieser subordinirten Literatur, die er in die Kaserne gesteckt hatte, die vor ihm das Gewehr präsentirte, die heraus kam auf den Ruf: Wache heraus! die in Gliedern marschierte und manövrierte, wie Soldaten. Jede Unabhängigkeit schien Bonaparte Rebellion gegen seine Gewalt; er wollte eine Emeute der Worte und Gedanken ebenso wenig, als er den Aufstand auf der Straße duldete. Er suspendirte die Habeas-Corpus-Acte gegen die Gedanken wie gegen die persönliche Freiheit. Und das Publicum, durch die Anarchie ermüdet, nahm gerne den Zwang der Regeln auf sich. Man war es zufrieden, daß der eine Mann sich die Mühe nahm, für Frankreich nicht nur zu handeln, sondern auch zu sprechen und zu denken.“ Man darf es Châteaubriand nicht vergessen, daß er unter den Ersten war, die den Muth und die Kraft hatten, einen frischen, poetischen und sittlichen Lebenskeim in diese Geisteswüste zu pflanzen. Mit Fontanes, dem eigentlichen Großmeister des bonarpartisch approbirten Schriftthums enge verbunden, trat er mit einer Dichtung vor die Gesellschaft der Hauptstadt, die den Gefühlston der Rousseau'schen Schule mit heißerer Gluth wieder aufnahm, die Herzens- und Naturschwärmerei derselben mit einem fremdartigen Dufte religiösen Begeisterungs-Rausches durchwürzte und in ihrer fremden Farbenpracht den akademischen Schildereien gegenüber trat,

wie der Urwald dem bunten Parterre und den beschnittenen Hecken eines französischen Gartens. „Atala“ erschien im ersten Jahre des Jahrhunderts. Sie war von dem Dichter in den Einöden Louisiana's empfangen; sie hatte ihn über das Meer, in das Feldlager, in die Verbannung begleitet. Sie umschloß die Träume, die Entzückungen, auch einen Theil der Verirrungen seiner stürmisch bewegten Jugend. Sie in dieser Gesellschaft, in dieser Zeit veröffentlichen, hieß das gefährliche Spiel wagen, in welchem ein falscher Tritt über den Sturz vom Gipfel des Erhabenen in den Abgrund des Lächerlichen entscheidet. Das Wagniß gelang, wie man weiß, vollständig und glänzend. Seit Rousseau's Heloise hatte man in Frankreich einen Erfolg der Art nicht erlebt. Zwar die Voltairianer waren entrüstet. Es regnete bittere Kritiken und Parodieen. Aber das jüngere Geschlecht und die Frauen waren entzückt. In den öffentlichen Localen sah man die Helden des Romans bald in Rahmen und Glas an den Wänden, auf den Quai's zeigte man sie in Wachs. Man brachte sie auf die Volkstheater; in den Salons war eine Weile nur von Urwäldern, Flamingo's und Krokodilen, von zauberischen Mondscheinnächten und tropischen Stürmen, von der Unschuld und glückseligen Freiheit der Rothhäute und von den erhabenen Mysterien des durch Voltaire am Ende doch wohl verleumdeten Christenthums die Rede. Auf Châteaubriand wirkte das Alles, wie das Wasser auf den Fisch. Sein innerstes Wesen entfaltete sich an der Sonne des Erfolgs. Er sah seine Laufbahn zu unzweifelhaften Siegen vor sich geöffnet und seine Eitelkeit schwelgte in

den Orgien des selbstgenügsamen Entzückens. Dreißig Jahre später schildert er selbst seinen damaligen Zustand mit einer Aufrichtigkeit, der man durch alle Selbstanklagen hindurch das tiefsinnige Behagen noch anmerkt: „Der Kopf ging mir davon. Ich kannte die Genüsse der Eigenliebe noch nicht. Sie berauschten mich. Ich liebte den Ruhm wie ein Weib, wie eine erste Geliebte, und doch kam meine Furcht meiner Leidenschaft gleich. Der Rekrut ging schlecht in's Feuer. Meine natürliche Schüchternheit, der Zweifel an meinem Talent machten mich demüthig mitten in meinem Triumphe. Abends, den Hut in die Augen gedrückt, damit man den großen Mann nicht erkenne, las ich heimlich in kleinen Kneipen mein Lob in irgend einem Winkelblättchen. Ich sah mich im Spiegel und sagte zu mir: „So bist Du es wirklich, Du wunderbares Geschöpf, und Du ißt und trinkst wie ein anderer Mensch!" Der volle Triumph kam erst nach, als im Jahre darauf der „Geist des Christenthums" erschien, aus dessen drittem Theile „Atala" bekanntlich eine Episode ist. Châteaubriand steht mit dieser Leistung plötzlich auf der Höhe seiner schriftstellerischen Bedeutung. Die mit Bonaparte's Erlaubniß in die wieder geöffneten Kirchen strömenden Franzosen preisen ihn als den Seher, der die Krankheit der Zeit erkannt und das Heilmittel gefunden hat. Bonaparte selbst läßt einen Strahl der Huld auf den frommen und legitimistischen Ritter fallen, dessen Phantasieen ihm bei den Vorbereitungen für die Errichtung des Kaiserthums gelegen kommen. Die Geistlichen preisen das auserwählte Rüstzeug des Herrn, und die Frauenwelt bringt ihre Hul-

digungen dem Dichter entgegen, der tausenden von sehnenden und ermüdeten Herzen eine Oasis süßer Gefühlsgenüsse eröffnet in der dürren Verstandesöde der vom Dienstreglement, von Geometrie und Algebra beherrschten napoleonischen Welt. Châteaubriand wird mit Einladungen, mit parfümirten Billets, mit Erklärungen überschüttet. „Die Epheben von 14 bis 15 Jahren waren die gefährlichsten, denn da sie nicht wissen, was sie wollen, resp. von Euch verlangen, so mischen sie höchst verführerisch Euer Bild in eine Welt von Fabeln, Bändern und Blumen.“ — Doch wollen wir dem Dichter gern glauben, daß er diesen Enthusiasmus nicht gemißbraucht hat. Er war bisweilen ein wenig Don-Quixote, „aber gewiß kein Tartüffe, dem es gut genug gewesen wäre, sich durch den „Geist des Christenthums“, durch „die letzte Oelung“, durch „das Todtenfest“ den Weg zu Liebschaften zu bahnen.“ Seine Sünden liegen auf anderem Gebiete.

Doch es ist Zeit, daß wir hier, an der Schwelle seiner öffentlichen Laufbahn, einen Augenblick anhalten, um in der Betrachtung seines poetischen Erstlingswerkes von der Natur und Art des Dichters eine Anschauung zu gewinnen, ehe wir den Denker und Staatsmann zu würdigen versuchen.

„Atala, oder die Liebe zweier Wilden in der Einöde“, das ist bekanntlich die Aufschrift, unter welcher Châteaubriand die erste Episode seines Hauptwerkes erscheinen ließ. Sie entspricht genau dem Inhalt, vielleicht genauer, als Châteaubriand selbst und die Schaar seiner Verehrerinnen es wahr haben mochten. Die Liebe ist wirklich die Haupt-

sache und der moralisch-religiöse Zusatz giebt ihr nur den Haut-Goût, dessen der Gaumen des revolutions-müden Geschlechtes bedurfte. Schon die Einleitung ist pikant genug. In einer indianischen Pirogue, auf dem Ohio, in prächtiger Mondschein-Nacht, läßt sich der europamüde und weltschmerzliche Franzose René (das Lieblingskind von Châteaubriand's Muse) von dem ebenso weltschmerzlichen Chactas, einem 73jährigen, erblindeten, halb französisch-civilisirten Häuptling der Natchez-Indianer die tragische Geschichte von dessen erster, unglücklicher Liebe erzählen. Als 17jähriger Jüngling betrat einst Chactas zum ersten Male den Kriegspfad; aber das Glück war seinem Volke nicht günstig. Im Gefecht wird sein Vater an seiner Seite getödtet, er selbst entflieht mit Noth nach St. Augustin bei dem Spanier Lopez wo er gastliche Pflege findet, bis nach zwei Jahren die Natur des Indianers in ihm erwacht und ihn in die Wälder hinaus treibt, den Heimweg zu suchen. Wie Lopez es warnend vorher gesagt, fällt er auf seiner einsamen Wanderung streifenden Feinden in die Hände. Wer bist Du? fragt ihn Simaghan, der Führer der feindlichen Schaar. „Ich bin Chactas, Sohn des Outalissi, des Sohnes des Miscou, welche von den Helden der Muscoculgen mehr als hundert Kopfhäute heimtrugen." — „Freue Dich", lautet die Antwort, „freue Dich Chactas, Sohn des Outalissi, des Sohnes des Miscou, man wird Dich in unserm großen Dorfe verbrennen." — „Vortrefflich", entgegnet Chactas und stimmt seinen Todesgesang an. Von den Kriegern der Feinde bewacht, von ihren Frauen und Töchtern ge-

pflegt und getröstet, wandert der Gefangene seiner Bestimmung zu. Da tritt eines Abends Atala zu ihm, die aus spanischem Blute stammende Stieftochter des feindlichen Häuptlings. Ihre Tröstungen lassen ihn bald sein Vaterland und sein Schicksal vergessen. Vergebens schafft sie Gelegenheit zur Flucht. Chactas will ohne sie nicht entweichen, bis sie sich endlich eines Abends, halb widerstrebend, von ihm entführen läßt. Nach langer, hochromantischer Wanderung, im Begriffe den Schrecken eines Gewitters im Urwalde zu erliegen, werden Beide durch den Missionär Aubry gerettet, natürlich im pikantesten Moment der Geschichte. Sie finden um den Priester eine christliche Indianergemeinde versammelt, die sie sehr freundlich aufnimmt, und Chactas, ganz Sanftmuth und Frömmigkeit, glaubt sich am Ziele seiner Wünsche, als Atala plötzlich erkrankt. Die Unglückliche hat sich in jenem entscheidenden Augenblicke vergiftet. Von ihrer Mutter im Christenthume erzogen, Tochter jenes Spaniers Lopez, war sie während einer Kinderkrankheit für den Fall der Genesung der heiligen Jungfrau angelobt worden. Auf dem Todtbette der Mutter, im Beisein und auf die feierliche Ermahnung eines spanischen Missionärs hat sie durch ihren Schwur jenes Gelübde bestätigt, um ihre Mutter von der Verdammniß zu retten. Daher denn ihre Weigerung, mit Chactas zu fliehen, ihre räthselhafte Melancholie mitten unter den Entzückungen der Liebe, endlich ihr verzweifelter Entschluß. Zu spät wird sie von Aubry belehrt: ihr Gelübde sei lösbar gewesen (nämlich vermöge der Machtvollkommenheit des Bischofs von Quebeck). Ihr

Tod, dann das rührende und hochromantische Gemälde ihres Begräbnisses machen den Schluß. Im Epilog erfahren wir außerdem, daß Aubry schließlich von den Irokesen zu Tode gemartert, seine Colonie aber vernichtet wurde. Dies das Gerippe der romantischen Novelle, welche Châteaubriand seinem „Geist des Christenthumes“ gleichsam als Probe voran schickte. Von ihrem glänzenden Erfolge war schon oben die Rede. Es ist keine Frage, daß er zu gutem Theile auf Rechnung der Sprache kommt, der Farbenpracht, des wirklich grandiosen Schwunges einer pathetischen und doch einfachen, fast nie überladenen Diction. Châteaubriand's Naturschilderungen halten mit den besseren englischen Leistungen auf diesem Gebiete den Vergleich nicht aus. Es fehlt ihnen die frische Farbe der Wirklichkeit, die Treue und der Reichthum in der Auffassung des Einzelnen. Selbst der doch stark sentimentale Cooper ist ein handfester Realist, gegenüber der in bengalischem Feuer strahlenden Natur, wie der französische Ritter sie zeichnet. Aber dafür ist Châteaubriand nie breit und ermüdend. Er weiß, darin ächter Franzose, auf der Stelle den rechten Gesichtspunct für jede Schilderung zu treffen. Seine Bilder kommen der Wirklichkeit so nahe, als der französische gebildete Geschmack es irgend ertragen konnte. Sie sind kunstreiche und treffliche Theaterdecorationen für die aufzuführende Handlung. Man erinnere sich u. A., wie Chactas seinen Fluchtversuch mit Atala schildert: „Die Tochter des Landes der Palmen kam zu mir in der Mitte der Nacht. Wir traten in einen mächtigen Fichtenwald und sie erneute ihre Bitten, mich zur Flucht zu bewegen.

Wortlos ergriff ich sie bei der Hand und zwang das durstige Reh, sich mit mir in den Wald zu vertiefen. Die Nacht war köstlich. Der Geist der Lüfte wiegte sein blaues, vom Balsam der Fichten duftendes Haar; man athmete den schwachen Ambra-Geruch der Krokodile unter den Tamarisken der Flüsse. Der Mond strahlte in fleckenlosem Blau und sein perlweißes Licht strömte auf die verschwimmenden Wipfel der Forsten herab. Kein Geräusch war zu hören, außer der fernen, geheimnißvollen Harmonie, welche die Tiefen der Wälder erfüllt. Es war, als seufzte die Seele der Einsamkeit in der ganzen Weite der Wüste." Nun geht ein indianischer Romeo über die Bühne, „mit einer Fackel in den Händen, dem Geiste des Frühlings vergleichbar, der die Wälder durcheilt, um die Natur zu beleben." Es ist ein Liebender, der vor der Hütte seines Mädchens sein Schicksal erfahren will. Châteaubriand übersetzt seine Serenade und sie macht dem indianischen Zartgefühl alle Ehre. Dann erscheint eine indianische Mutter. Sie trägt eine Maisgarbe und weiße Lilien auf das Grab ihres Kindes und singt: „Warum beweinte ich Dich in Deinem Bettchen von Erde, Du, mein eben Geborenes? Wenn der kleine Vogel heranwächst, so muß er selbst seine Nahrung sich suchen und er findet viele bittere Körner im Walde. Wenigstens hast Du keine Thräne gekannt, wenigstens hat der verzehrende Hauch der Menschen Dein Herz nicht getroffen. Wenn die Knospe in ihrem Kelche verwelkt, so geht sie mit ihrem Dufte dahin, wie Du, mein Sohn, mit dem Schatze Deiner Unschuld. Glücklich, die in der Wiege sterben; sie haben nur die

Küsse und das Lächeln der Mutter gekannt." — Man sieht wohl, diese Wilden dürfen sich zeigen in guter Gesellschaft. Freilich sind sie nicht ganz von nationalen Vorurtheilen und Unarten frei. Sie bemalen z. B. ihre Kriegsgefangenen blau und roth, bekränzen sie mit Blumen, geben ihnen Leckerbissen und schicken ihnen la Vierge des dernières amours, um sie dann so ritterlich als möglich am langsamen Feuer zu braten; und ihren Frauen, wenn sie ihnen nicht treu sind, schneiden sie Nasen und Ohren ab. Aber von diesen nationalen Gebräuchen wird ihre Unschuld und ihre Tugend ebenso wenig geschädigt, als zu des „großen" Ludwig Zeit die ritterliche Hochherzigkeit der französischen Offiziere durch die Mordbrennereien in der Pfalz oder durch die Menschenjagden in den Cevennen. Im Gegentheil. Ohne den Brandpfahl im Hintergrunde wäre das Waldparadies der indianischen Idylle langweilig und fade. Aber „Atala" verdankte ihren Erfolg denn doch bei Weitem nicht ausschließlich diesen fremdländischen und glühenden Farben des die Dichtung umgebenden Rahmens. Es jubelten ihr vor Allem die nach Andacht und Religion sich sehnenden Herzen entgegen. Sie bereitete dem „Geist des Christenthums" die Bahn. Und da fragen wir denn allerdings mit einer Art von innerem Grauen: Wie war das möglich? Wie hat Châteaubriand es wagen dürfen, diese blutige Parodie auf die Religion der Liebe und der Freiheit einem Volke zu zeigen, das nach schwerem Unglück im Begriff stand, reuig in die verlassenen Tempel zurückzukehren? „Das ist also die Religion, die ihr mir so eifrig gerühmt habt!" ruft Chactas aus, als

er vernommen, wie Atala ihr Leben und das Glück des Geliebten einem abergläubischen Gelübde ihrer verstorbenen Mutter zum Opfer gebracht hat. „Fort mit dem Eide, der mir Atala entreißt! Fort mit dem Gotte, der der Natur widerspricht! Mensch, Priester, warum bist Du in diese Wälder gekommen?“ Wohl entgegnet der Missionär mit furchtbarer Stimme: „Wo sind Deine Tugenden, die Dich berechtigen könnten, zu klagen? Welche Dienste hast Du geleistet? Welches Gute hast Du gethan? Wenn Du, wie Pater Aubry, dreißig Jahre in der Verbannung auf dem Gebirge verlebt haben wirst, dann wirst Du weniger rasch sein, über die Pläne der Vorsehung ein Urtheil zu fällen; dann wirst Du begreifen, daß Du nichts weißt und nichts bist, und daß es keine so strenge Züchtigung, keine so furchtbaren Schmerzen giebt, welche das sündige Fleisch nicht zu ertragen verdiente.“ Es ist nur zu fürchten, daß diese pathetische Anrede auf den besonnenen Leser weniger vernichtend wirke, als auf den armen Indianer. Die Erinnerung an das „sündige Fleisch“ dürfte kaum genügen, um uns mit dem Glauben zu versöhnen, welcher die Mutter verführt, der Gottheit das Lebensglück des Kindes anzubieten, als Preis der Errettung aus der durch dieselbe Gottheit verhängten Todesgefahr, etwa wie der Schiffbrüchige einem hartherzigen Lootsen seine Habe verspricht, um wenigstens das nackte Leben zu retten. „Hätte es sich nur um den Verlust meiner Seele gehandelt!“ ruft Atala in ihrem Jammer. „Aber Dein Schatten, meine Mutter, war mir beständig vor Augen und machte mir seine Qualen zum Vorwurf! Ich hörte Deine

Klagen, ich sah die Flammen der Hölle, die Dich verzehren!" — Man sollte denken, Châteaubriand hätte es anders anfangen sollen, um seinen gottlosen Landsleuten das Christenthum zu empfehlen. Er scheint selbst so etwas gefühlt zu haben. Sein Missionär verwandelt sich gleich nach jener donnernden Rede in den hingebenden, weichmüthigen Menschenfreund. Er erlaubt sich Bemerkungen über die Gefahren der Unwissenheit und des Enthusiasmus in Sachen der Religion. Er zeigt ein merkliches Talent zu einem Beichtvater für praktische Leute, wenn er hinzufügt: „Wärest Du unterlegen: nun, Du armes, verirrtes Schäfchen, der gute Hirte hätte Dich aufgesucht und Dich zur Heerde zurückgeführt. Die Schätze der Reue standen Dir offen. Es sind Ströme von Blut nöthig, um unsere Fehler in den Augen der Menschen zu tilgen; für Gott genügt eine einzige Thräne!" Er macht hiebei die tröstliche Bemerkung: die Sache habe eigentlich nichts auf sich, denn es handele sich nur um ein einfaches Gelübde, und das könne der Bischof von Quebeck mit Leichtigkeit lösen. Es folgen dann prächtige Schilderungen von der christlichen Liebe und Tugend des Missionärs. Einen ganz besonderen Triumph feiert die Religion in seiner neubekehrten Gemeinde, da sie es möglich macht, für die Bearbeitung der Felder die Theilung des Eigenthums beizubehalten, während für die Verwendung der Ernte der Communismus der ersten Apostel eingeführt wird. Im schönsten poetischen Farbenglanz strahlen über dieser christlichen Idylle die geheimnißvollen Gebräuche des Gottesdienstes. Aber alle diese herrlichen Dinge schaffen die

Thatsache nicht weg, daß die gesammte Handlung des Gedichtes nicht sowohl von der christlichen Liebe, als von dem christlichen Aberglauben in Bewegung gesetzt wird, und die schönsten Reden des Pater Aubry enthalten keine Antwort auf die Frage: Wie nun, wenn Atala nicht nur durch ein „einfaches Gelübde" gebunden wäre, und wenn der Bischof von Quebeck also nicht die Macht hätte, dieses Gelübde zu lösen? Offenbar, sie sollen diese Antwort auch gar nicht enthalten. Und hier berühren wir den springenden Punkt der Betrachtung. Gerade in diesen mystischen Schauern, in diesen wollüstigen Schmerzen, in diesem schroffen Zusammenstoß der glühenden Sinnlichkeit mit den Schreckbildern einer dem Gedanken entlaufenen Phantasie lag für das französische Publicum die Ursache der ungeheueren Wirkung des Buches. Diese dichterische Religiosität bot den ermatteten Kindern der Revolution das pikante Gewürz zur Vertreibung des Blutgeschmacks, welcher die Voltaire'sche „Philosophie" seit den neunziger Jahren den geistigen Feinschmeckern verleidete. Damit hängt denn auch der Ton tiefen bitteren Wehes zusammen, welcher alle diese leidenschaftlichen Gemälde mit unheimlichen Schauern durchzieht. Es liegt im Grunde wenig Erfrischendes und Versöhnendes in diesen so beredten Vorträgen über christlichen Heldenmuth und christliche Liebe und Demuth. Die Schattenseite des Lebens, die Unbeständigkeit unseres Fühlens und Wollens, die Unwirklichkeit der Ideale hält den Blick des Dichters gefesselt. Nach dieser Seite hin dringen schon hier seine Beobachtungen am tiefsten, sind seine Betrachtungen oft von furchtbar

schlagender Wahrheit. Wer fühlt sich nicht erschüttert von Aubry's Worten: „Glaube mir, mein Sohn, die Schmerzen sind nicht ewig; sie enden früh oder später, denn das Herz des Menschen ist endlich. Das eben ist die Erbärmlichkeit unseres Geschlechts: wir sind nicht einmal fähig, lange unglücklich zu sein!" Es ist hart, in dem Erstlingswerke eines jugendlichen, Epoche machenden Dichters der Religion jener Betrachtung zu begegnen, in welche Chactas seine Erfahrungen zusammendrängt: „Mein Kind, ich bin nur noch ein alter Hirsch, den die Winter gebleicht haben, meine Jahre wetteifern an Zahl mit denen der Krähe. Nun! trotz dieser langen Lebenserfahrung bin ich keinem Menschen begegnet, der in seinen Träumen von Glück nicht getäuscht worden wäre, keinem Herzen, das nicht eine heimliche Wunde enthielt. Das scheinbar fröhlichste Herz gleicht dem Brunnen der Sawanne Alachua: die Oberfläche erscheint ruhig und rein. Aber seht in die Tiefe des Brunnens hinab und ihr erblickt ein Krokodil, welches der Brunnen in seinem Wasser ernährt."

Dieser Gedankengang führt denn geradeswegs zu jener zweiten Episode desselben Werkes hinüber, welche die französische Kritik noch heute mit dem Namen des französischen Werther beehrt. René, die poetische Verherrlichung der dem jugendlichen Dünkel entspringenden Langeweile, das klassische Epos des Weltschmerzes, hat aber mit dem Goethe'schen Meisterwerke nach unserer Ueberzeugung nichts gemein, als sein Verhältniß zu einer weit verbreiteten Krankheit der Zeit und die dadurch bedingte Menge eifriger Leser und Nachahmer. Die Novelle, gleichfalls eine Episode

aus dem „Geist des Christenthums“ ist mit „Atala“ durch einen losen Rahmen äußerlich verbunden. Chactas, dort Erzähler, ist nämlich diesmal Zuhörer. Auf sein Bitten entschließt sich sein französischer junger Freund, René, ihm seine Vergangenheit zu enthüllen. Der Missionär Souël, ein etwas in's Düstere und Heroische gemalter Aubry, wird als Zeuge und Gewissensrath zugezogen. Mit dem frühesten Morgen trifft man unter einem Sassafrasbaume am Mississippi zusammen. In der Ebene dehnt sich das Dorf der Natchez aus, mit seinen Maulbeerwäldchen und seinen wie Bienenkörbe gestalteten Hütten. Zur Rechten liegt die französische Kolonie. Im Osten steigen die azurblauen Gipfel der Apalachen in die goldschimmernden Höhen des Morgenhimmels. Im Westen rollt der Mississippi seine Fluthen in prachtvoller Ruhe und bildet mit unbegreiflicher Größe den Rahmen des Bildes. — René beginnt seine Erzählung. Er spricht von den Erinnerungen seiner Jugend: von dem väterlichen Schloß, mitten unter Wäldern gelegen, von der schwermüthigen Einsamkeit, die seit dem frühen Tode der Mutter auf der Familie lastete, von dem Zuge des Herzens, der ihn früh mit seiner fast gleich alten Schwester Amélie verband. (Man glaubt die Mémoires d'outre tombe zu lesen.) Dann stirbt der Vater. Das Vorrecht des Erstgebornen vertreibt die jüngeren Geschwister von dem heimischen Heerde und René ist auf dem Puncte, vor den Anforderungen des ihn kalt und fremd anblickenden Lebens in's Kloster zu flüchten, als das Bedürfniß der Aufregung es denn doch über seine Scheu und Unlust davon trägt. Er entschließt sich, zu

reisen, um die Welt vorerst kennen zu lernen und dann sachkundig zu entscheiden ob — sie seiner Bestrebungen wirklich so unwürdig ist, wie es eine geheime Stimme in seinem Herzen ihm zuflüstert. So werden die Träumereien einer müßigen Jugend dann fortgesetzt auf den Trümmern der Vergangenheit, unter den Wundern der Natur und auf den großen Schauplätzen des geschichtlichen Lebens. Nur der Rahmen wechselt, das Bild bleibt dasselbe. Der Weltschmerz des von dem glühenden Hauche der Revolution berührten Geschlechtes feiert seine Offenbarung in der Gestalt dieses bleichen, interessanten Jünglings, mit der gedankenvollen Stirn, mit dem heroischen und tief schmerzlichen Blick, der die Blüthe seiner Jahre zu Meditationen auf den Denkmälern längst vergangener, thatkräftiger Menschen verwendet. Dann will der zwanzigjährige Philosoph untersuchen, ob die lebenden Völker etwa mehr Tugenden und weniger Unglück haben als die verschwundenen Geschlechter. Aber auch hier findet die Hinfälligkeit der menschlichen Dinge keine Gnade vor seinem unbestechlichen Urtheil. Die mangelhaften historischen Kenntnisse der Arbeiter z. B., die er auf dem Platze vor Whitehall bei der Bildsäule Karls I., beschäftigt sieht, erfüllen ihn mit Menschenverachtung. Er überzeugt sich leider, daß diesen Unglücklichen ihre nächste Mahlzeit weit mehr am Herzen liegt, als das Schicksal des vor 150 Jahren an jener Stelle hingerichteten Fürsten, und bedarf es mehr, um die Nichtigkeit aller menschlichen Bestrebungen zu zeigen? — Die natürliche Wirkung solchen zwecklosen Umhertreibens auf den Charakter hat schon vor Châteaubriand ihre richtige

Schätzung und ihre dichterische Darstellung gefunden. Shakspeare ist es, der durch Rosalindens Mund über dies Thema dem misanthropisch-blasirten Jacques seine Meinung sagt: „Meiner Treu, Ihr habt große Ursache betrübt zu sein. Ich fürchte, Ihr habt Eure eigenen Ländereien verkauft, um anderer Leute ihre zu sehen. Viel gesehen haben und Nichts besitzen, das kommt auf reiche Augen und arme Hände hinaus." Und dann: „Fahrt wohl, mein Herr Reisender! Seht zu, daß Ihr lispelt und seltsame Kleidung tragt, macht alles Ersprießliche in Euerm Lande herunter, entzweit Euch mit Euern Sternen und scheltet schier den lieben Gott, daß er Euch kein anderes Gesicht gab; sonst glaube ich's kaum, daß Ihr je in einer Gondel gefahren seid." Seit Shakspeare's Zeit ist Jacques allerdings viel vornehmer, bedeutender und interessanter geworden. Er hat Französisch gelernt, die Klassiker und die Kirchenväter „studiert". Das Pathetische ist jetzt sein Rollenfach. Um sich in Stimmung zu setzen, steigt er auf den Gipfel des Aetna und weint dort in der ganzen Bitterkeit seines zwanzigjährigen Lebensüberdrusses heiße Thränen über die Erbärmlichkeit der zu seinen Füßen wimmelnden Völker. In seiner Menschenverachtung macht er eine einzige Ausnahme, nämlich zu Gunsten der — Dichter. Diese besitzen in seinen Augen das einzige unbestreitbare Talent, mit welchem der Himmel die Menschen beschenkt hat. „Ihr Leben ist gleichzeitig naiv und erhaben. Sie preisen die Götter mit goldenem Munde und sind einfältiger als die gewöhnlichen Menschen. Sie reden wie Unsterbliche oder wie unschuldige Kinder. Sie enthüllen die

Gesetze der Welt und können die einfachsten Gesetze des Lebens nicht begreifen.“ — Um so mehr widert ihn natürlich die „gute Gesellschaft“ an, der er stets mehr geben müsse als er von ihr empfange. Ein Riese, könne er in den Betten der Menschen nicht schlafen. Er sieht sich von ihnen einfach als romanhafter Kopf behandelt und da die Einsamkeit ihn dann wieder ebenso wenig befriedigt, als die Gesellschaft, beschließt er endlich, es mit Werther's Heilmittel, dem Selbstmord, zu versuchen, doch nicht ohne vorher den Todesgedanken als pikantes, letztes Reizmittel auszubeuten. Darüber findet ihn seine Schwester, die Herzensfreundinn seiner Jugend. Sie nimmt ihm erst den für seine persönliche Sicherheit nothwendigen Schwur ab und beginnt dann mit ihm ein von raffinirten Gefühlsgenüssen durchwürztes Einsiedlerleben, in dem anfangs Alles gut und schön geht, bis Amélie nach einigen Monaten auffallend blaß und schwermüthig wird und dann wieder, ohne sichtlichen Grund, heftig erregt. Sie schreibt und empfängt geheimnißvolle Briefe und René fängt schon an, sich über seinen muthmaßlichen künftigen Schwager den Kopf zu zerbrechen, als Amélie eines Morgens plötzlich verschwunden ist. Ihr Abschiedsbrief kündigt ihren Entschluß an, in's Kloster zu gehen und sich zeitlich von dem Bruder zu trennen, damit, wie sie sagt, die Ewigkeit ihn nicht einst ihr entreiße. Natürlich will René ihr nach. Sein Besuch in dem verödeten Vaterhause (der ältere Bruder hat nämlich sein Erbe veräußert) giebt Gelegenheit zu einem wirksamsten Nachtstück à la Hoffmann und Young. Die verlassenen Höfe, die verschlossenen Läden,

die Disteln am Fuße der Mauer, die welken Blätter auf der einsamen Freitreppe, die halbdunkeln, leeren Zimmer — es fehlt Nichts zu dem äußern Gegenbild einer öden, umnachteten Seele. Auf der Schwelle zögert Réné. Da ruft der Kastellan: „Sie machen es wol wie die fremde Dame, die vor ein Paar Tagen hier war? Als sie eintreten wollte, wurde sie ohnmächtig und ich mußte sie in ihren Wagen zurück bringen." — Alle Bemühungen Réné's, diese ihm nur zu wohlbekannte Dame vor dem entscheidenden Schritte noch zu sehen und zu sprechen, erweisen sich als vergeblich. Nur eine letzte Liebe erbittet sich Amélie: Réné's Anwesenheit bei der Ablegung des großen Gelübdes, und zwar als „Vater" bei der mystischen Himmelsbraut. Die nun folgende Katastrophe überrascht dann durch ihre Krankhaftigkeit selbst nach dieser Einleitung und in dieser Umgebung. Zunächst wird die ganze sinneberauschende Pracht des Kultus vor uns entfaltet: Als Amélie, in aller weltlichen Pracht ihres Schmuckes und ihrer Schönheit vor dem Altar erscheint und der Priester die Worte spricht: „Sie ist vor dem Herrn erschienen, wie der Weihrauch, der sich im Feuer verzehrt," schien eine tiefe Ruhe und ein himmlischer Duft sich über die Versammlung zu ergießen. Man fühlte sich wie von den Flügeln der mystischen Taube umschattet. Es war, als stiegen die Engel auf den Altar hernieder, um sich von da mit Kränzen und unter Weihrauchwolken zum Himmel zu erheben. Réné reicht dem Priester die Scheere; Amélie's Haare fallen, das Bußkleid bedeckt ihren Schmuck, sie empfängt Binde und Schleier und wird in üblicher Weise mit dem Leichentuche

bedeckt. Réné kniet daneben. Da dringen unter dem Tuche die Worte hervor: „Gott der Barmherzigkeit! Gieb, daß ich nie von diesem Todtenlager mich aufrichte, und schütte Deinen Segen aus über meinen Bruder, der meine strafbare Leidenschaft nicht getheilt hat!“ — Réné wird bewußtlos fortgetragen und erklärt später seinen Freunden so tugendhaft als möglich seine Verzweiflung: „Man kann in seiner Seele die Kraft gegen persönliches Unglück finden. Aber die unwillkürliche Ursache fremden Elends zu sein, das ist nicht zu ertragen.“ Dennoch wird man wohl thun, neben diesen Worten den Herzenserguß der nächsten Stelle in Erwägung zu ziehen: „Meine so lange schwankenden Leidenschaften stürzten sich mit Wuth auf diese ihre erste Beute. Ich fand sogar eine Art von ungeahnter Befriedigung in der Vollgewalt meines Jammers und bemerkte mit geheimer Freude, daß der Schmerz nicht eine Empfindung ist, die man erschöpft, wie das Vergnügen.“ (Aubry in der Atala war, wie wir oben sahen, anderer Meinung.) „Mein Kummer trug eine Art Heilmittel in sich. Man empfindet eine Art Genugthuung bei Allem, was nicht gewöhnlich ist, und wäre es auch ein Unglück.“ Daneben halte man nun jene Stellen der zwanzig Jahre später, also doch wol bei kaltem Blute geschriebenen Memoiren, in denen von Châteaubriand's Verhältniß zu seiner Lieblingsschwester Lucile, der Genossinn seiner Jugendträume, die Rede ist, und man wird keines Commentars über die Tragweite dieser „Genugthuung“ bedürfen. Damit schließlich die Religion und der „Geist des Christenthums“ nicht zu kurz komme, werden dann in einem

Briefe Amélie's die Segnungen des Klosterlebens geschildert: „Die Religion lullt eine empfindsame Seele in süße Täuschungen ein. An Stelle der leidenschaftlichen Liebe setzt sie eine Art von glühender Keuschheit, in der die Geliebte und die Jungfrau vereinigt sind. Sie reinigt die Seufzer. In göttlicher Weise mischt sie ihre Ruhe und Unschuld zu jenem Ueberrest von Aufregung und Wollust des Herzens, welches die Ruhe der Einsamkeit sucht." Das Ende vom Liede ist dann, daß Réné unter die Indianer geht, Amélie aber bald den Anstrengungen der Krankenpflege und der Andachtsübungen erliegt.

Diese Orgie der eiskalten Selbstsucht, dies rhetorische Sündenbekenntniß eines an Eitelkeit schwer erkrankten Gemüths hat die französische Kritik unter dem Namen des „französischen Werther" ganz naiv neben das berühmte Goethe'sche Jugendgedicht gestellt. Wie der Roman auf einen Theil der französischen Jugend gewirkt hat, schildert Châteaubriand dreißig Jahre später am besten, indem er ausruft: „Wenn es mir möglich wäre, Réné zu zerstören, ich würde es thun. Eine Familie poetischer und prosaischer Réné's hat sich erzeugt. Man hat Nichts mehr gehört, als klägliche Stoßseufzer, man hat nur noch mit den Winden und Stürmen gesprochen; es gab keinen dummen Jungen, der kaum aus der Schule gekommen, sich nicht einbildete, der unglücklichste Mensch zu sein, keinen Laffen, der mit 16 Jahren nicht das Leben erschöpft hätte, den sein Genie nicht gequält hätte, der im Abgrunde seiner Gedanken sich nicht seinen wild umherwogenden Leidenschaften überlassen, der nicht an seine bleiche, von wilden

Locken umflatterte Stirn geschlagen und die Leute in Erstaunen versetzt hätte über ein Unglück, dessen Namen er nicht kannte und sie auch nicht." —

Und dies also ist die zweitberühmte Episode jenes Werkes, durch welches Châteaubriand, wie er uns erzählt, die zürnenden Schatten seiner Mutter und Schwester zu versöhnen und den Abgrund der Gottlosigkeit vor den Füßen seines Volkes zu schließen gedachte. Es ergiebt sich schon hieraus, daß der „Geist des Christenthums" (1802) auf eine überzeugende, nach Beweis trachtende Schutzschrift für die Religion nicht angelegt war. Die Hauptstärke des berühmten Buches ist vielmehr in dem richtigen Tact zu suchen, mit welchem es seine Waffen nach der Natur und der Fechtweise des Gegners wählt, und es wäre Unrecht, von einem ganz andern Standpunkte aus ihm dies zum Vorwurf zu machen. Châteaubriand hatte hauptsächlich die Weltleute aus der Voltaireschen Schule im Auge. Mit den Gelehrten aus dem feindlichen Lager, mit den Systematikern des Materialismus, den Volney, Tracy, Ginguéné u. s. w. machte er sich weniger zu schaffen. Es kam ihm zunächst darauf an, nicht sowohl das Katheder, als die Salons für die Religion zurückzuerobern. Voltaire hatte sich ausschließlich an den sogenannten „gesunden Verstand" seiner Leser gewendet, d. h. an ihre Neigung und Fähigkeit, aus oberflächlichen Beobachtungen einseitige, aber um so deutlichere und faßbarere Schlüsse zu ziehen. Er hatte die in Frankreich so furchtbare Macht des Lächerlichen mit nur zu gutem Erfolge gegen die Formen nicht nur, sondern auch gegen

das Wesen der Kirche gewandt. Dem gegenüber that Châteaubriand ganz recht, nicht sowohl an den Verstand, als vielmehr an das Gemüth und die Phantasie seiner Leser sich zu wenden. „Nicht die Sophisten galt es, mit der Religion zu versöhnen, sondern die Welt, welche sie irre führten. Man hatte sie verführt, indem man ihr sagte, das Christenthum sei ein barbarischer Cultus, absurd in seinen Lehrsätzen, lächerlich in seinen Gebräuchen, den Künsten und Wissenschaften feindlich, nicht verträglich mit der Vernunft und der Schönheit: ein Cultus, der zu nichts gedient, als Blut zu vergießen, die Menschen zu fesseln, das Glück und die Aufklärung des menschlichen Geschlechts zu verzögern. So mußte man denn zu beweisen suchen, daß von allen Religionen, die je existirten, die christliche die am meisten poetische, die menschlichste ist, die, welche die Freiheit, die Künste, die Wissenschaften am meisten begünstigt; daß die neuere Welt ihr Alles verdankt, vom Ackerbau bis zu den strengen Wissenschaften, von den Krankenhäusern, den Zufluchtsstätten der Armen, bis zu den von Michel Angelo erbauten und von Raphael geschmückten Tempeln. Man mußte zeigen, daß es nichts Göttlicheres giebt, als seine Moral, nichts Liebenswürdigeres, Prächtigeres, als seine Lehren und seinen Gottesdienst. Man mußte zeigen, daß dieser das Genie begünstigt, den Geschmack reinigt, die tugendhaften Leidenschaften entwickelt, den Gedanken kräftigt, dem Schriftsteller edle Formen, dem Künstler vollkommne Vorbilder giebt, daß es keine Schande ist, mit Newton und Bossuet, mit Pascal und Racine gläubig zu sein: mit einem Worte,

man mußte jeden Zauber der Einbildungskraft und alle Interessen des Herzens für diese nämliche Religion aufrufen, gegen welche man dieselben bewaffnet hatte."

Châteaubriand bezeichnet hier in beredten Worten den löblichen und berechtigten Grundgedanken seines Werks, er zeigt es von der Seite, welcher dasselbe seine Erfolge verdankt. Leider hat es noch andere Seiten. Châteaubriand ist selbst viel zu sehr Sophist, seine innerste Natur ist viel zu selbstsüchtig und skeptisch, seine Gefühlsaufwallungen werden hier, wie auf jedem andern Gebiete, zu oft durch den schneidend kalten Hauch des nüchternsten Zweifels durchbrochen, als daß er der Versuchung hätte widerstehen sollen, den schlüpfrigen Boden der theologischen Controverse zu betreten. Und da begegnen ihm denn wunderliche Dinge. Was er über die Geheimnisse des Dogma's, über die Sacramente, über die socialen Institutionen der Kirche sagt, ist ein wüstes Durcheinander von widersprechendsten Einfällen. Er ergeht sich in Betrachtungen über die geheimnißvollen Eigenschaften der Dreizahl, über das Om, Ha, Hum der thibetanischen Mönche, über die drei Grazien, die drei Höllenrichter, um die Dreieinigkeit den Weltleuten annehmbar zu machen. Er spricht von den „Gewissensbissen", welche Christus litt, als er für die sündige Menschheit starb. Nach jahrelangem Aufenthalt in dem protestantischen England behauptet er trocken weg, die Abschaffung der Ohrenbeichte müßte nothwendig die Folge haben, alle Sünder, d. h. alle Menschen, in Verzweiflung zu stürzen. Das Mönchs- und Nonnenwesen wie das Verbot der Priesterehe finden ihre Rechtfertigung

in der Nothwendigkeit, die übervölkerte Erde von einem Theil ihrer sündigen Last zu befreien, — eine Lehre, nach der sich denn also Robespierre's Kopfabschneider in auserwählte Werkzeuge christlicher Volksbeglückung verwandeln, und Paul de Molènes' neuerliche schwülstige Declamationen über die heiligen Mysterien des Krieges — in der Revue des deux Mondes — als Ausfluß tief christlicher Weisheit bewähren würden! Doch Herr von Châteaubriand ist im Grunde nicht so menschenfeindlich als es den Anschein hat. Jene mystisch-asketische Entvölkerungslehre hält ihn nicht ab, eine Seite später die Verdienste der Kirche um die Zunahme der Bevölkerung zu rühmen: Die Geistlichkeit habe Eintracht und Liebe unter den Gatten gepredigt, die Fortschritte der Sittenlosigkeit aufgehalten und die Donner der Kirche gegen die kinderlosen Ehen in den großen Städten gerichtet. Es ist dies dasselbe Kapitel, in welchem Châteaubriand den Klöstern eine Lobrede hält, „weil die Mönche, ihre Einkünfte an Ort und Stelle verzehrend, den Ueberfluß in den Hütten der Bauern verbreiten!" Man sieht hier, auch ohne des Verfassers ausdrückliche Versicherung, daß er sich nicht an die „Sophisten," sondern, selbst Sophist, an die des Unglaubens müde, von jenen falschen Hirten in die Wüste geführte Heerde wendet. Auch seine christliche Aesthetik leidet an schweren Mißverständnissen. Seine theoretische Begeisterung für das Geheimnißvolle und Wunderbare kommt oft genug in bösen Gegensatz zu der nüchternen Verständigkeit seiner im Grunde doch ächt französischen Natur und zu dem schweren Gepäck der ihm sehr theuren Ueberlieferungen des „großen

Jahrhunderts." Bei alledem verdankt der „Geist des Christenthums" seinen ungeheuren Erfolg keineswegs nur den Rückwirkungen der revolutionären Ausschweifungen. Wohl hat Châteaubriand Recht, wenn er von der Sehnsucht nach religiösem Trost redet, welche nach jahrelanger Entbehrung die Gemüther damals ergriffen habe, so daß man sich „in das Gotteshaus drängte, wie zur Zeit einer Seuche in das Haus des Arztes." Diese Stimmung erleichterte die Aufgabe des Dichters in hohem Maaße; aber es bleibt ihm das Verdienst, sie erkannt, durch das rechte Zauberwort zum Bewußtsein gebracht und einer sinnigeren und ernsteren Auffassung sittlicher und geschichtlicher Fragen wenigstens die Bahn gebrochen zu haben. Wo Châteaubriand sich des Spintisirens und System-Machens enthält, wo er einer einfachen Offenbarung des Göttlichen in Leben und Natur unbefangen sich hingiebt, da findet er stets Worte von wunderbarer Gewalt. Stellen, wie die über die Offenbarung Gottes in der Natur (Il est un Dieu etc. t. I. livre 5), oder die Verherrlichung des weltumfassenden christlichen Liebesgedankens im vierten Theile des Werkes werden stets unter den geistigen Kleinodien des französischen Volks ihre Stelle behalten und, ganz abgesehen von der beispiellosen äußeren Wirkung des Buches, für den „Geist des Christenthums" volle Beachtung in der französischen Bildungsgeschichte dieses Jahrhunderts in Anspruch nehmen. Es ist bemerkenswerth, daß Châteaubriand, trotz seiner grenzenlosen Eitelkeit, die Tragweite dieser Wirkung keineswegs überschätzte. Mit dem kalten, oft genug bis zur bittersten

Ironie gesteigerten Scharfblick, der ihm in den Zwischenräumen seiner poetischen Aufwallungen eigen war, sprach er selbst bald nach dem Erscheinen des Buches darüber sich aus. Er schloß eine Kritik von seines Mitstreiters de Bonald „Ursprüngliche Gesetzgebung“ mit den Worten: „Im Augenblicke, da ich dieses schreibe, fahre ich einen der größten Ströme Frankreichs hinab. Auf zwei gegenüber stehenden Bergen erheben sich verfallene Thürme. Sie tragen kleine Glocken, mit deren Geläut die Bergbewohner uns im Vorüberfahren begrüßen. Dieser Fluß, diese Berge, diese Töne, diese gothischen Denkmäler unterhalten für einen Augenblick die Augen der Zuschauer; aber Niemand hält an, um dorthin zu gehen, wohin das Geläute ihn ruft — dies ist das Bild der Männer, welche sich heutzutage bemühen, dieses Geschlecht zu Religion und Sitte zu wecken!“

Man weiß, wie geschickt Bonaparte sich des „Glöckchens“ zu bedienen wußte, um sein Concordat einzuläuten. Auch unser Dichter kam, nach französischer Sitte, nicht schlecht dabei fort. Man belohnte ihn mit einem diplomatischen Posten in Rom. Ein chevaleresker Geniestreich — eine Visite bei dem abgesetzten Könige von Sardinien — konnte ihm bei dem ersten Consul nicht schaden. Châteaubriand wurde nicht nur nicht abgesetzt, sondern 1804 zum französischen Gesandten bei der Republik Wallis befördert. Der Posten war für einen Dichter lockend genug: Wenig Geschäfte, ein reizend romantischer Wohnort, angesehene Stellung, gute Besoldung, von den weiteren Aussichten nicht zu sprechen. Châteaubriand acceptirte ohne Bedenken.

Er hatte seine Sachen gepackt, seinen Abschiedsbesuch in den Tuilerien gemacht, als die Hinrichtung des Herzogs von Enghien alle seine Pläne durchkreuzte und ihn seinem Schriftsteller- und Pilgerleben auf ein ganzes Jahrzehent wieder zurückgab. Châteaubriand hörte die Nachricht am Morgen nach dem Ereignisse aus dem Munde des öffentlichen Ausrufers. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen eilt er nach Hause und schreibt sein Abschiedsgesuch an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Es war das nicht mehr und nicht weniger als eine Kriegserklärung aus dem Munde eines Privatmannes gegen den Herrscher, der einen Prinzen von Geblüt so eben hatte abthun lassen, wie einen auf der Landstraße ergriffenen Räuber. Châteaubriand hat später den Mund etwas voll genommen über dies glänzendste Ritterstück seines bewegten Lebens; aber es wäre doch Unrecht, die kühne Kriegserklärung des eben beförderten Diplomaten gegen seinen allmächtigen Gebieter deshalb für einen eitlen Theaterstreich zu erklären. Man darf nicht vergessen, daß die Herstellung der Bourbons niemals unwahrscheinlicher war, als nach jenem politischen Morde. Man muß ferner Châteaubriand's brennenden Ehrgeiz in Anschlag bringen und die vor ihm geöffnete staatsmännische Laufbahn. Es ist möglich, daß reifliche Ueberlegung den ritterlichen Sänger vielleicht nicht so sicher den Weg der Ehre geführt haben würde, als die plötzliche Aufregung bei der Schreckensnachricht, auch hat die Größe der Bühne, auf der das Stück spielte, sicher ihren Antheil an der heroischen Haltung des Künstlers. Bei alledem indeß ist es nicht Jedermanns Sache, derartige

Wallungen zu haben, und noch viel weniger, ihnen augenblicklich ohne Schwanken und Zögern zu folgen.

So wurde Châteaubriand denn für das Jahrzehent des Kaiserreichs in das Centrum der literarischen Opposition gegen den Besieger Europas gedrängt. Im Jahre 1807 veröffentlichte er im Mercure einen starken Artikel über — den Kaiser Tiberius. Er kostete ihn seinen Antheil an jenem Blatte und damit seine hauptsächlichste Geldquelle. „Noch eine Zeile der Art, ließ der Kaiser ihm sagen, und ich lasse Herrn von Châteaubriand auf der Schwelle der Tuilerieen in Stücken hauen.“ Vier Jahre später öffnete sich die Akademie, wenn nicht für den dichterischen Vertheidiger des Christenthums, so doch für den größten Stilisten des neueren Frankreich. Die Sitte verurtheilte den neu Aufzunehmenden zu einer Lobrede auf seinen Vorgänger, diesmal auf den Voltairianer Marie Joseph Chénier. Die Censur wurde in solchen Fällen vom Kaiser persönlich geübt, und Châteaubriand benutzte diesen Umstand, dem Mörder des Herzogs von Enghien eine strenge Kritik der revolutionären Leidenschaften und der durch sie angebahnten Soldatenherrschaft, sowie glühende Wünsche für die Preßfreiheit in die Hände zu spielen. Natürlich wurde die Rede nicht gehalten, der vacante akademische Armsessel anders besetzt; aber zu weiteren Verfolgungen, etwa wie gegen die protestantische, von deutschen Ideen angesteckte Frau von Staël, mochte sich Napoleon hier doch nicht entschließen. Vielleicht fand er es überflüssig, gegen diesen aufgeklärten, gleichzeitig für die Preßfreiheit und für den Papst schwärmenden Kreuzfahrer

sich anders als ablehnend zu verhalten. Châteaubriand's Kampfsystem durfte ihm mit Recht mehr geistreich als gefährlich erscheinen. Der Romantiker verfolgte den im „Geist des Christenthums" mit so viel Glück betretenen Weg. Er sah, wie der Kaiser die gleichmachende und straff centralisirende Staatskunst des achtzehnten Jahrhunderts mit fester Hand fortsetzte, wie das römische Imperatoren-Reich die classischen Muster, Formen und Namen hergeben mußte für sein vervollkommnetes Nachbild, wie der Dienst des berechnenden Verstandes und des äußeren Erfolges sich mit allen stolzen Ueberlieferungen des Classicismus umgab, um nicht nur die Interessen, sondern wo möglich auch die Einbildungskraft des Volkes zu beherrschen. Gegen dieses Cäsarenthum suchte nun Châteaubriand, wie die deutsche rechtgläubige Romantik, seine Bundesgenossen in den spukhaftesten Ueberlieferungen des Mittelalters. Er rief die Heiligen und Märtyrer auf gegen die Akademiker und die Polizisten des Kaisers, die religiöse Begeisterung gegen die Regula-de-Tri, den Schlachtberichten Napoleon's stellt er sein Singen und Sagen von den Thaten der langhaarigen Frankenkönige entgegen. Das verachtete, als barbarisch verschrieene Mittelalter sollte vor den Lohnschreibern und den Kriegsknechten des neunzehnten Jahrhunderts erstehen in der ganzen mystischen Herrlichkeit, in welcher der Sohn der alten sagenreichen Bretagne es zu schauen sich ernstlich bemühte. So entstanden die „Märtyrer" (1811). Zwei Jahre lang hatte der Verfasser auf einer großen, 1807 unternommenen Reise in die Küstenländer des Mittelmeeres, von Griechenland durch Palästina und

Nordafrika bis Spanien, die classischen Schauplätze der alt-christlichen Geschichte durchpilgert, um seinen Schilderungen durch den Reiz der Localfarbe zu Hülfe zu kommen. Er hatte auf den Ruinen der griechischen Tempel geträumt, seine Andacht am heiligen Grabe verrichtet und seine Flasche mit Jordanwasser gefüllt, er hatte den Marius auf den Trümmern Karthago's so natürlich als möglich aufgeführt und war von da nach der Alhambra geeilt (man sagt zu einem zärtlichen Rendez-vous), um bei dem Geplätscher der Springbrunnen des Löwenhofes in ritterlicher Unparteilichkeit dem „letzten der Abencerragen" ein dichterisches Denkmal zu setzen. Dann, 1808, nach Frankreich zurückgekehrt, schrieb er in der Einsamkeit seines Val de Loup die seltsame Epopee des über den Scheiterhaufen der Märtyrer triumphirenden Christenthums und der auf den Trümmern des heidnischen Alterthums sich gründenden christlich-germanischen Gesellschaft. Das Werk ist nicht ohne Wirkung geblieben. Bekanntlich gesteht Augustin Thierry, der künstlerischste und dabei gediegenste Geschichtschreiber des zeitgenössischen Frankreich, daß die in den „Märtyrern" geschilderten Frankenkrieger ihn zu dem Entschluß begeistert haben, der Geschichtschreiber jener dunkeln Geburtszeit des französischen Volkes und Staates zu werden. Und in der That sind die „Märtyrer" reich an Schilderungen, in welchen phantastischer Schwung und feste, wenn auch sehr kühne Zeichnung sich mit glühender Farbenpracht in seltenem Grade verbinden. Leider hat eine seltsame Grille des Verfassers das schöne Gedicht bei alledem für uns so gut wie ungenießbar gemacht. Indem Châteaubriand

mit wehender Fahne gegen die akademischen Vorurtheile zu Felde zog, begegnete es ihm, in die plumpste Schlinge zu fallen, welche die mißverstandene Nachahmung des Alterthums den gläubigen Jüngern Boileau's jemals gestellt hat. Er übersah, daß sein angestauntes und angebetetes Jahrhundert Ludwigs XIV. unbeschadet seiner christlich-kirchlichen Gläubigkeit in den Fesseln der heidnischen, lateinischen Schulbildung so fest saß als möglich und belastete sein im richtigsten Instinct modernen Kunstsinnes empfangenes Gedicht mit dem allerseltsamsten klassischen Ballast. Die „Märtyrer", angelegt auf einen culturhistorischen Roman voll Leben und Schwung wurden so zur horazischen „Vogelgestalt, mit dem Pferdehalse und dem menschlichen Haupt." Der Verfasser hielt sich für verpflichtet, die in trefflichster, malerisch-schwunghafter Prosa dahin eilende Erzählung mit dem ganzen schwerfälligen Rüstzeug der vorschriftsmäßigen „epischen Maschinerie" zu belasten, mit einem vollzähligen Aufgebot von Göttern, allegorischen Personen und Wundern. So spielt denn die Handlung in wildem Wechsel im Himmel und auf Erden, die von der Prosa angeregten Erwartungen vernünftiger Folgerichtigkeit werden jeden Augenblick auf's Lächerlichste getäuscht, und man fragt sich zuletzt, wer denn hier eigentlich der Narr sei, der Verfasser oder der Leser. Wie fest diese Geschmacklosigkeit bei Châteaubriand saß, hat sich nachher bei Herausgabe der „Natchez" noch seltsamer gezeigt. Châteaubriand hatte in America einen großen historischen Roman geschrieben, ein Bild aus den romantischen Kämpfen, welche am Anfange des achtzehnten

Jahrhunderts zwischen den Rothhäuten und den Franzosen über den Besitz Louisiana's entschieden. Die Handschrift, in England zurückgelassen, kam dem Verfasser erst nach Beendigung des großen Krieges wieder in die Hände. Er gab sie heraus, wie sie war, den ersten Theil als „Epos in Prosa", den zweiten als Roman, wie René und Atala. Es giebt nun keine schwülstige Geschmacklosigkeit des französischen Classicismus, die in den „epischen" Formen des ersten Theils nicht studirt werden könnte. Von diesem Standpunkte aus ist das Buch nicht ohne Interesse. Wer sich z. B. eine Vorstellung machen will von der berüchtigten akademischen Umschreibungssucht, von der classischen Scheu vor der frischen Farbe und den Umrissen der Wirklichkeit, der lese etwa in der Natchez die Schilderung einer französischen Parade. Da wird die Artillerie zu der „himmelblau gekleideten Schaar, welche die Blitze Bellona's schleudert," die Infanterie trägt nicht etwa Gewehre, sondern „einen flammenspeienden Tubus, über dem das Schwert von Bayonne emporsteigt." Die Dragoner verwandeln sich in „grünröckige Centauren, mit Drachen-Helm; ihre Beine stecken nicht einfach in Stiefeln, sondern in dem geschwärzten Leder, der Beute des wilden Büffels," die rothen Kragen der Gensdarmen werden zu einer „glänzenden Falte, dem Schleier Aurora's geraubt." Als das Exerciren losgeht, wird nicht etwa „Gewehr auf" gemacht, sondern „tausend Tuben, der Erde entrafft, treffen gleichzeitig die Schultern der Krieger." Vor zweihundert Jahren sagte der norddeutsche Mutterwitz aus unsers Laurenberg Munde seine Meinung über diese Art von Nachahmung der Alten.

Wenn diese Dichter, meint er, uns etwa erzählen wollen, daß sie zu Schiffe gefahren sind, so machen sie billigstens daraus ein Paar Verse wie diese:

„Auf einem hölzern' Pferd das nasse Blau durchschneiden,
Spaltend Neptuni Rück' mit einem Waldgewächs."

Hier hören wir den Regenerator der neueren französischen Poesie in demselben Tone zu seinen Landsleuten sprechen. Zu diesen erhabenen Umschreibungen kommt dann das „Wunderbare," das beliebte Hauptgewürz dieser poetischen Brühe. Der Dichter unternimmt eine Geister= und Gespensterjagd, in Himmel und Hölle und an allen geheimen und grausigen Orten der Welt. Von einem himmelhohen Berge am Südpol holt Satan die „Renommée" herbei, um die Indianer und Franzosen zu entzweien. Die heilige Katharina von Kanada und die heilige Genoveva nehmen uns mit in das Allerheiligste des Himmels. Wir sehen die Kometen mit gerötheten Augen davonsprengen, um auf den Befehl des Herrn irgend eine Welt zu vernichten. Wir athmen die himmlische Luft, deren „sichtbare Melodie" mit dem kalten Feuer und den singenden Blumen unsrer deutschen Romantik redlich wetteifert. Maria sitzt in einer glänzenden Krippe, unter anbetenden Engeln, in einer Wolke von Weihrauch und Blumen, sie allein unter allen Himmlischen mit einem Körper begnadigt. Unter den Merkwürdigkeiten des Allerheiligsten ist die Hand nicht zu übersehen, welche einst das Mene Tekel an die Wand des Belsazar schrieb. Es ist dort stockfinster, vor Ueberfluß an Licht; nur der dreizackige Blitz macht sich dem Auge bemerklich. Auf der Erde, in den Wigwam's

der Indianer begegnen uns dann wieder die altbekannten Rousseau'schen tugendhaften Naturmenschen, die vor Rührung über ihre eigene Tugend und Unschuld weinen, wenn sie sich Guten Morgen sagen und ihren Mais-Kuchen zum Frühstück essen. Daß all' dieser Schwulst durch treffliche Schilderungen dann und wann unterbrochen wird, versteht sich bei Châteaubriand von selbst. Es muß auch zur Ehre der Franzosen bemerkt werden, daß sein glänzender Name für den methodischen Unsinn der prosaischen Epopee wenig Propaganda gemacht hat. Quinet's Ahasver ist die einzige nennenswerthe Nachahmung. Aber die Neigung, von ganz gewöhnlichen Dingen in überschwänglichen Redensarten zu sprechen, hat sich dafür bei dem jungen und jüngsten romantischen Nachwuchs nur zu fest eingewurzelt. Die liebenswürdige, wenn auch hie und da etwas frivole Laune der alten guten Zeit ist dabei gegen einen poetischen Kanzleistil eingetauscht worden, bei welchem die Sittlichkeit und Gründlichkeit nicht immer gewonnen hat, was die Leichtigkeit und Anmuth verlor.

Wir sind jetzt an der Schwelle der Zeit angekommen, die den Dichter Réné's und Atala's in den Rath der Könige rief, und den Schriftsteller für einige Jahre unter der Maske des Ministers, des Pairs, des Gesandten verbarg. Die Verbündeten waren noch nicht in Paris eingezogen, als Châteaubriand 1814, kurz vor der Katastrophe, mit seiner Flugschrift: „Von Bonaparte und den Bourbons" hervortrat. Man hat ihm diesen „Angriff gegen die gefallene Größe," diese „unedelen, bis zur Verläumdung gehenden Schmähungen des Genie's" später, in den Tagen

des Napoleon-Cultus zu bitterem Vorwurf gemacht. Ein neuester, berühmter Geschichtschreiber, der zu den Bonapartisten nicht zählt, ist noch weiter gegangen. Er bestreitet dem Pamphlet, daß es die tadelnswerthen und verderblichen Seiten des Napoleonismus überhaupt begriffen und richtig bezeichnet habe. Châteaubriand selbst entschuldigt sich später (in der Ausgabe von 1828) mit der Leidenschaft des Kampfes, mit der Nothwendigkeit, die Schlacht in der öffentlichen Meinung zu gewinnen. Er nimmt aufrichtig die Freiheiten des Advocaten in einem gefährlichen Processe für seine Darstellung in Anspruch und zeigt sich mit dem Andenken des Kaisers ziemlich ausgesöhnt, seit dieser ihn auf St. Helena einmal gelobt und neben Richelieu für den einzig möglichen Retter der Bourbonen erklärt hatte. Nun wird die ruhige Prüfung auch in unseren, dem Bonapartismus abgeneigten Zeiten nicht leugnen dürfen, daß Châteaubriand's Schrift allerdings vielfach dieser Entschuldigungen bedarf. Wenn Bonaparte mit dem Mulatten Toussaint Louverture zu des Letzteren Vortheil verglichen wird, wenn die militärischen Talente seiner Generale den seinigen gleichgestellt werden u. dergl. m., so kann man sich nicht verhehlen, daß diese Urtheile von der Leidenschaft gefärbt sind. Die Ausführung, daß Napoleon nur durch die unwiderstehliche französische Macht groß geworden, keinesweges diese durch ihn, mag dem patriotischen Franzosen Angesichts des siegreichen Feindes allenfalls hingehen: auf geschichtliche Wahrheit macht sie wohl selbst keinen Anspruch. Eben dahin gehört die Verherrlichung der Bourbons, die unter dreiunddreißig Monarchen nur

Einen (!) Tyrannen hervorbrachten, „zu deren Zeit die Rechtschaffenheit und die Ehre auf dem Throne Frankreichs saß, wie die Politik und die Gewalt auf dem der übrigen Völker.“ Daß ferner die Conscription und der Steuerdruck mit glühenden und nicht ganz aufrichtigen Farben geschildert sind, daß die furchtbarsten, den Massen empfindlichen und verständlichen Triebe der Zeit etwas ungebührlich in den Vordergrund der Anklageschrift treten — das wird der philosophische Geschichtschreiber dem Publicisten nachsehen müssen. Dagegen haben Châteaubriand's Auslassungen gegen den entsittlichenden Einfluß der Eroberungssucht und der militärischen Leidenschaften, sowie gegen die Geisteskechtschaft des Napoleonischen Frankreich noch heute nichts von ihrem Werthe verloren. Wer z. B. den Herzensergießungen der französischen Presse, selbst sonst besonnener Zeitschriften, nach dem italienischen Feldzuge von 1859 gefolgt ist, der hatte Ursache genug, sich an Châteaubriand's Wort zu erinnern: „Die Neigung zu Genuß und Ausgaben über Vermögen, die Verachtung der moralischen Bande, der Geist der Abenteuer, der Gewaltthätigkeit und Herrschsucht stieg vom Thron in die Familien hinab. Noch einige Jahre solcher Regierung, und Frankreich wäre nur noch eine Räuberhorde gewesen.“ Und welches Moment der folgenden Schilderung hätte die Geschichte des Bonapartismus wohl seitdem widerlegt: „Die Worte ändern ihre Bedeutung. Journale, Pamphlete, Reden, Prosa, Verse, Alles entstellt die Wahrheit. Der einzige Zweck ist: der Fürst. Die Moral besteht darin, daß man seinen Launen sich hingiebt, die

Pflicht darin, ihn zu loben. Kein Buch durfte erscheinen, ohne mit Bonaparte's Lob gezeichnet zu sein, wie mit dem Stempel der Knechtschaft: es gab in der Polizei einen Ausschuß für die Leitung der öffentlichen Meinung." — — Lehrreich für den Deutschen und Preußen ist auch noch im Jahre 1864 der die Verbündeten betreffende Abschnitt der Flugschrift. Châteaubriand ereifert sich in seiner Aufzählung der Unthaten Napoleon's stets nur über dessen Verhalten gegen die Bourbons in Frankreich und Spanien, sowie gegen den Papst; der namenlosen Mißhandlung Deutschlands wird mit keiner Sylbe gedacht, dafür treten die Rheingelüste selbst in jenem Augenblicke der Demüthigung unzweideutig hervor; wie sie denn bis in Châteaubriand's spätestes Alter ein stets wiederkehrendes Thema seiner patriotischen Auslassungen bilden. Unter den Gegnern des Kaisers wird Alexander von Rußland als der Befreier Europa's, als der großmüthige, edelsinnige Held gefeiert, sichtlich schon in Aussicht auf das künftig anzustrebende Bündniß zwischen der östlichen und der westlichen Militärmonarchie, zwischen Slaven und Romanen. Wellington ist der zweite Turenne, selbst die „väterlichen Gefühle Franz I." erhalten ein Almosen des Mitleids: nur für Friedrich Wilhelm III. und seine Preußen, als die eigentlich principiellen und unversöhnlichen Gegner eines militärisch-centralisirten erobernden Frankreichs, findet der Verfasser kein Wörtchen. Um so entrüsteter wird Napoleon und das Schicksal angeklagt, weil durch sie das heilige und unsträfliche Frankreich endlich auch mit den, nur für geringere Völker, namentlich

für Deutsche, bestimmten Folgen des Krieges, mit Verpflegung feindlicher Heere und Kostenzahlung bekannt wurde. — Wenn übrigens Châteaubriand bei Anpreisung der legitimen Königsgewalt ganz besonders deren Nothwendigkeit für Sicherung der Freiheit und des Rechts betont, so ist dies keineswegs ein unredlicher Kunstgriff des Parteimannes. Châteaubriand ist nur in vereinzelten Augenblicken der Bethörung eigentlich rechtsfeindlicher Reactionär gewesen. Seine Grundauffassung der Restauration macht ihm Ehre und ist ein Ereigniß in der Entwicklung der französischen Staatsidee. Er sah in der Wiederkehr des Königshauses ursprünglich nicht den Sieg seiner Partei, sondern eine Herstellung des öffentlichen Rechtes gegen die tyrannische Staatsraison des revolutionären Princips. Auf die Anerkennung des königlichen Rechts mußte seiner Meinung nach die Anerkennung der andern Legitimitäten mit Nothwendigkeit folgen. Die Stände, die Commune, die Familie, der Einzelne haben ihre unantastbaren Rechte, wie der Monarch. Sie sind alle von Gottes Gnaden und in ihrem Bereich sicher zu stellen gegen jene furchtbare Lehre von der „öffentlichen Wohlfahrt", welche die Bürger des Staats in Räder einer Maschine verwandelt und dem jedesmaligen Maschinenmeister willenlos zu beliebigem Gebrauch in die Hand giebt. Châteaubriand hatte denn doch nicht ohne Nutzen Jahre der Prüfung und der strengen Arbeit in England verlebt. Er war nicht unempfindlich geblieben gegen das Schauspiel eines unter dem Gesetz lebenden und aus seiner eigenen Natur heraus sich organisch entwickelnden Volkes.

„In der Religion bin ich Papist," sagte er 1801 zu Fontanes, „aber ich bleibe Anglikaner in politischen Dingen." Wenn dies Glaubensbekenntniß einen unversöhnlichen inneren Widerspruch enthält, so war es darum nicht weniger ehrlich gemeint, und es wäre nicht schwer, die schreienden Gegensätze in Châteaubriand's ächt französischem politischem Treiben auf dasselbe zurückzuführen.

Zunächst zeigt er in den politischen Schriften der Jahre 1814 und 1815, in den Reflexions politiques (December 1814) und in dem „Bericht an den König, über den Zustand Frankreichs" (12. Mai 1815) ein nicht gemeines Verständniß der verfassungsmäßigen Regierung, so weit nämlich die großen Staatsgewalten derselben, die eigentliche politische Maschinerie, in Betracht kommen. Er weist auf die altgermanische ständische Selbstregierung hin, als auf die geschichtlich-berechtigte Grundquelle aller modernen Freiheit (gegen die alterthümelnden Abstractionen der französischen Römer, Spartaner und Athener immer ein Fortschritt), er bleibt Angesichts der unerhörten Ereignisse von 1815 nicht blind gegen die Gefahren des Militär- und Polizei-Despotismus und erstrebt für die unter dem alten Königthum nur mit Privat-Privilegien ausgestatteten Stände eine gesetzlich berechtigte und für das Gemeinwohl verpflichtende Stellung unter den öffentlichen Gewalten des Landes. Die „Monarchie nach der Charte" entwickelt dann, zum ersten Male in Frankreich, die eigentliche, rechtgläubige Lehre von der parlamentarischen Regierung: Unverletzlichkeit und Unfehlbarkeit des Königs, gegründet auf die Verantwortlichkeit der Minister, innere

Einheit des mit seinem Führer stehenden und fallenden Ministeriums, unbedingte Abhängigkeit desselben von der Mehrheit der zweiten Kammer, eine möglichst unabhängige, aristokratische erste Kammer als Damm gegen die von oben oder von unten her die Verfassung bedrohenden Leidenschaften. Leider sind alle diese trefflichen Dinge bei Châteaubriand, wie bis jetzt fast bei allen französischen Constitutionellen, ein prächtiges Dach ohne Mauern und Fundamente. Châteaubriand kümmert sich noch nicht um die Wahrheit, daß eine Verfassung nur einen formellen Werth hat, daß sie ihre Bedeutung lediglich durch den Inhalt erhält, mit welchem die thatsächlichen Zustände des Volkes in Gemeinde und Familie diese Formen erfüllen, und daß die parlamentarische Regierung für ein in localer Selbstregierung nicht geschultes, eines lebendigen und einsichtsvollen Gemeinsinns entbehrendes Volk die gefährlichste und jedenfalls kostspieligste aller Tyranneien ist. Bisweilen glaubt man, die Untersuchung müsse mit Nothwendigkeit diesem Ziele sich zuwenden, so in den Betrachtungen des an den König abgestatteten Berichtes über die Militär-Revolution vom März 1815. Aber diese vorübergehenden Erleuchtungen kommen auf die Dauer nicht auf gegen die Natur des Franzosen; „Der bürgerliche Zuschnitt paßt nicht für unsere Freiheit und die Franzosen werden ihr nur so lange folgen, als sie es verstehen wird, ihre Mütze unter einem Helm zu verstecken.“ Daß diese Stelle der „politischen Betrachtungen“ den Franzosen die Befähigung zur Freiheit überhaupt abspricht, hat Châteaubriand niemals gemerkt. Ebenso bewahrt sein Abscheu gegen die

Napoleonische Vielregiererei ihn in der Schrift von der „Monarchie nach der Charte“ nicht vor einem argen Rückfall in das ächte, wüste Präfectenthum: „Wenn es keine Royalisten gäbe, so müßte man sie machen. Die Mittel einer Regierung sind stets unermeßlich. Und also, nachdem wir Zeugen gewesen sind von allen Wandelungen der Revolution, von all' den verschiedenen Rollen, welche die Mehrzahl der Menschen gespielt hat, von allen der Republik, der Tyrannei, dem Königthum geleisteten Eiden — sollen wir daran verzweifeln, so geschmeidige Charaktere zur Legitimität zurückzuführen?“ Es fallen diese Aeußerungen freilich in die Zeit, als die leidenschaftliche Erbitterung des gekränkten Ehrgeizes Châteaubriand's Urtheil bereits trübte. Er trug eben, wie so Viele, die Freiheitsliebe nur im Kopfe, nicht im Charakter und sie verdorrte, als der glühende Hauch der selbstsüchtigen Leidenschaft sie berührte. Nach der zweiten Restauration fand sich in dem beredten Verkünder der christlichen Liebe und Selbstverläugnung leider Raum für die Verbitterung des Emigrirten. Es war ihm nicht gegeben, „sich uneigennützig am Gelingen des Werkes zu erfreuen und zufrieden den Lohn mit den Arbeitern der elften Stunde zu theilen.“ So trieb die Mäßigung des Königs ihn nach dem Siege in die Reihen der racheschnaubenden Ultra's mit denen er fünf Jahre hindurch die Männer der Versöhnung, Richelieu und namentlich Decazes bekämpfte. Ueber Hals und Kopf warf er sich in die revolutionären Regierungs-Grundsätze, gegen die er so trefflich geschrieben und — zu schreiben fortfuhr: ein bedenkliches Zeugniß gegen die, welche Confusion

und Unfreiheit in religiösen und philosophischen Fragen für verträglich halten mit klaren Rechtsbegriffen in sogenannten weltlichen Dingen. Der Vertheidiger des Rechtsstaats verlangt nun vor Allem „Ausschließungen“ und „Reinigungen.“ Sieben Stellen wenigstens nimmt er in jedem Departement für die Wohlgesinnten in Anspruch: den Präfecten, den commandirenden General, den Staats-Anwalt, den Anführer der Gensdarmerie, den Commandanten der Nationalgarde, den Bischof und den Präsidenten des außerordentlichen Gerichtshofes. Die Auflösung der „Unfindbaren Kammer“ (5. September 1816) beantwortete er mit jener Schrift „über die Monarchie nach der Charte,“ in welcher die oben erwähnte Theorie des Verfassungsstaates maaßlosen Angriffen gegen das Ministerium zur Einleitung diente. Die Schrift kostete ihn seinen Titel und Gehalt als Staatsminister, und die systematische Opposition gegen das gemäßigte Ministerium, natürlich im Namen der Verfassung und der gesetzlichen Freiheit, wurde fortan sein Wahlspruch. Von der äußersten Rechten her wurden nun die Rathgeber des Königs eben so unversöhnlich und perfid, nur viel gröber geschmäht und verdächtigt, als aus dem bonapartistischen und dem demokratischen Lager. Béranger und Châteaubriand dienten schon damals derselben Sache, vor der Hand noch, ohne es zu wissen und zu wollen. Nach fünf Jahren bringt dann bekanntlich die Ermordung des Herzogs von Berry die Ultra's an die Regierung. Châteaubriand gab sein Fläschchen Jordanwasser her zur Taufe des Wunderkindes, des nachgeborenen königlichen Sprößlings, der die Absicht des

Mörders vereitelte. Er wurde Gesandter in Berlin, in London, schürte auf dem Congreß zu Verona den Vernichtungskrieg der heiligen Allianz gegen die südeuropäischen Militär-Revolutionen und bezeichnete sein Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten (1823) durch den Restaurationsfeldzug in Spanien in welchem achthundert Millionen Francs durch den unerbittlichen Verurtheiler der bonapartistischen Kriegslust dem französischen Volke abgenommen wurden, um die spanischen Constitutionellen an das Messer der Mönche und ihrer Genossen zu liefern. Die Art, in welcher Châteaubriand noch am Ende seiner Laufbahn von dieser Heldenthat, diesem durch die goldbeladenen Esel des General-Intendanten der Armee weit mehr als durch die Streitrosse des ritterlichen Feldherrn entschiedenen Kreuzzuge spricht, ist charakteristisch für den Mann und das Volk: „Mein spanischer Krieg, dieses große politische Ereigniß meines Lebens, war ein riesenhaftes Unternehmen. Zum ersten Male sollte die Legitimität unter der weißen Fahne ihr Pulver verbrennen; sie sollte ihren ersten Kanonenschuß lösen nach dem Kanonendonner des Kaiserreiches, den die fernste Nachwelt hören wird! Mit einem Schritt über Spanien wegschreiten, den Sieg gewinnen auf demselben Boden, wo die Armeen des großen Eroberers Niederlagen erlitten, in sechs Monaten vollbringen, was ihm nicht in sieben Jahren gelang: wer hätte diese Wunder für möglich gehalten? Und ich bin es, der das Alles gethan hat!" — Man nehme hier die gleichgültigen Stichwörter fort, setze statt der weißen Fahne die Tricolore, statt der Legitimität den Kaiser, und wir haben den

Patriotismus Béranger's und der bonapartistischen Jugend, wie er leibt und lebt, nur, nicht zu seinem Vortheil aus dem Naiv-Lyrischen in's Politisch-Rhetorische übersetzt. Es ist eben jener Cultus des „Nationalruhms,“ der Rausch des äußerlichen, blendend in Scene gesetzten Erfolges, die Religion des Pulverdampfes, des Trommelwirbels und der prächtigen Bülletins, was die beiden Parteien verbindet.

Der „Besieger Spaniens“ wurde übrigens seines gigantischen Triumphes nicht froh. Sehr bald durch seinen Stolz, seine Poetengelüste und seine Tasso-Launen mit dem trocken verständigen Villèle entzweit, trat er auf's Neue in die Opposition zurück. Aber diesmal war das Ministerium streng conservativ und reactionär. Es verfolgte die Presse, reichte den Jesuiten die Hand und hielt die revolutionäre Partei unter festem Druck. Damit war denn auch Châteaubriand's Stellung gegeben. Die skeptischen und verneinenden Tendenzen, welche der ächte Sohn des achtzehnten Jahrhunderts stets nur schwer unterdrückt hatte, erwachten in voller Stärke. „Nach 1824,“ sagt er, „als ich die Feder im Journal des Débats wieder ergriff, waren die Stellungen verändert. Was lag mir jedoch an diesen Armseligkeiten, mir, der ich nie an die Zeit glaubte, in welcher ich lebte, mir, der ich der Vergangenheit angehörte, mir, ohne Vertrauen zu den Königen, ohne Ueberzeugung in Bezug auf die Völker, mir, der ich mir nie aus irgend etwas etwas gemacht habe, es sei denn aus Träumen, und auch das nur unter der Bedingung, daß sie nicht länger als eine Nacht dauerten!“ So mußte

es denn die Kirche erleben, daß der vielgefeierte Sänger ihrer Mysterien sich nachdrücklich „gegen alles patentirte und concessionirte Christenthum“ erklärte, daß er sich zu der „wahren Katholicität“, d. h. zu der umfassenden, natürlichen und öffentlichen Gemeinschaft aller Menschen bekannte, die seit der Schöpfung, von einem Ende der Erde bis zum anderen, sich vereinigt haben, um zu Gott zu beten! Nicht sowohl die Autorität der Jahrhunderte, als vielmehr die Vereinbarkeit der Religion mit der Freiheit wurde ihm das maaßgebende Kennzeichen ihrer Wahrheit. Sich in Allem nach dem erhabenen und sanftmüthigen Geiste des Evangeliums bilden, mit der Zeit fortgehen, die Freiheit durch das Ansehen der Religion unterstützen, Gehorsam gegen die Charte predigen, auf der Kanzel Worte des Mitleids für die Leidenden hören lassen, ohne Rücksicht auf ihr Land und ihre Religion, den Glauben durch die Gluth der Liebe wieder erwärmen — das allein könne dem Klerus die ihm rechtmäßig zustehende Macht zurückgeben: auf dem entgegengesetzten Wege sei der Untergang sicher. Mit Manuel und Béranger um die Wette, wenn auch natürlich mit gebrochenem Herzen, werden die Fehler der Regierung, insbesondre ihr unverständiger und nicht folgerichtig durchgeführter Kampf gegen die Presse getadelt, es wird mit geschickter Hand Gift in die Wunden gegossen, welche ihre Mißgriffe dem ohnehin ziemlich schwächlichen Rechtsbewußtsein des Volkes schlagen — und nach der Julirevolution ist Châteaubriand dann wieder der einzige Pair, der in ritterlicher Parade über den Trümmern des gestürzten Thrones sein Schwert zieht,

um für das Erbrecht des jungen Herzogs von Bordeaux einige glänzende und unschädliche rhetorische Lufthiebe zu führen. Die berühmte Rede vom 7. August 1830, sein Schwanengesang auf der Tribüne, wurde der glänzende Erfolg seines Alters. Sie appellirte mit vollendeter Anmuth und Würde an das ritterliche Blut und den theatralischen Instinct des französischen Publicums; und da sie im Grunde Niemandem gefährlich war, so nahm man sie mit allgemeiner Begeisterung auf. Die jungen Barrikaden-Kämpfer trugen den Paladin der gestürzten Königsfamilie, den „Schmeichler des Unglücks" auf den Händen nach Hause. Unter ihrem Jubel hielt Châteaubriand seinen feierlichen Einzug in das demokratische Heerlager, den schließlichen Sammelplatz so ziemlich aller literarischen Berühmtheiten des neuen Frankreich. Armand Carrel, der Führer der Republikaner, huldigte im Namen des souveränen Volkes dem Dichter der Legitimität, des Ritterthums und der Kirche. Béranger fühlte sich durch die Freundschaft des Vorbildes seiner Jugendversuche beglückt. „Ich hatte immer von Châteaubriand geträumt," schreibt er. „Wie groß war meine Freude, als ich erfuhr, er wünsche, mich kennen zu lernen. Es ist dies die höchste literarische Belohnung, die mir zu Theil werden konnte." Das sie bindende Gefühl prägt sich sehr gut in den Versen aus, welche Châteaubriand dem Sänger des „alten Corporals" und der „Volkserinnerungen" in ein Exemplar seiner „historischen Studien" schrieb:

Frankreich hab' ich beweint, wie Du: das sage
Den Söhnen unsrer Tapfern! Ja, ich sprach

Von Hoffnung mit dem Volk am Unglückstage,
Ich sang von seinem Ruhm am Tag der Schmach.
Sag' ihnen, wie der Sturm mir schlug zusammen
Die letzte Saat, gepflanzt durch mein Bemüh'n,
Und laß in Deinem Liede, bei den Flammen
Des Heerds mein Angedenken frisch erblühn!

Die letzten Worte beziehen sich wohl auf Châteaubriand's bekannte Bemühungen um die Vereinigung des legitimen Königshauses mit der demokratischen Fortschrittspartei. Er hatte nichts Geringeres im Sinne, als sich zum unumschränkten Erzieher des Thronerben zu machen, demselben eine gründliche, demokratisch-republikanische Ausbildung zu geben und ihm dadurch, sowie durch seine eigene, nämlich des Dichters, Popularität den Weg zum Thron zu bahnen. Was dann folgen sollte, darüber müssen wir den poetischen Staatsweisen selbst hören. Einem Dritten würde es Niemand glauben. „Wäre ich Gouverneur des jungen Prinzen geworden", so erzählt er im sechsten Bande der Denkwürdigkeiten „„von jenseits des Grabes"", „so hätte ich mich bemüht, sein Vertrauen zu gewinnen. Hätte er nun die Krone wieder erlangt, so wäre mein Rath gewesen, daß er dieselbe nur tragen solle, um sie zur rechten Zeit niederzulegen. Ich wünschte die Capets in einer Weise verschwinden zu sehen, die ihrer Würde geziemte. Sobald nun mein Zögling die Religion wieder aufgerichtet, die Verfassung vervollkommnet, die Rechte der Bürger erweitert, die letzten Fesseln der Presse gesprengt, die Gemeinden selbständig gemacht, das Monopol zerstört, den Lohn und die Arbeit in das richtige Verhältniß gebracht, das Eigenthum durch Beschränkung

seines Mißbrauches befestigt, die Industrie belebt, die Abgaben vermindert, unsere Ehre bei den Völkern hergestellt und durch ausgedehnte Grenzen unsere Unabhängigkeit gesichert haben würde: welch' schöner, herrlicher Tag wäre es gewesen, wenn nun mein Zögling nach Vollendung aller dieser Werke die Nation feierlich um sich versammelt und also geredet hätte: Franzosen! Eure Erziehung ist mit der meinigen beendet. Mein erster Ahn, Robert der Starke, starb für euch, und mein Vater bat um Gnade für den Mann, der ihm das Leben nahm. Meine Vorfahren haben Frankreich in barbarischer Zeit erzogen und gebildet. Jetzt erlaubt mir der Fortschritt der Civilisation nicht mehr, euch einen Vormund zu setzen. Ich steige vom Thron herab; ich bestätige die Wohlthaten meiner Väter, indem ich euch von dem Eide löse, den ihr der Monarchie geleistet habt."

Wie Châteaubriand es angefangen hätte, „um die Abgaben zu vermindern", davon gab schon der spanische Krieg eine Probe. An der hier vorliegenden Stelle spricht er über diesen Punkt sich des Weiteren aus: „Meine Ideen", sagt er, „sind den Kabinetten verhaßt. Sie wissen, daß ich die Wiener Verträge verabscheue, daß ich um jeden Preis Krieg führen würde, um Frankreich seine nothwendigen Grenzen zu geben und — das Gleichgewicht der Mächte in Europa herzustellen!" — —

Platon sagt bekanntlich, in seiner Musterrepublik würde er die Dichter beschenken und bekränzen und sie dann über die Grenze bringen. Die Franzosen haben in neuester Zeit mehrfach anders gedacht. Sie haben ihre

Dichter zu Deputirten, zu Pairs, zu Ministern, zu provisorischen Regenten gemacht. Bis jetzt haben sie damit dem Ansehen des Platon wenig Abbruch gethan. Weder Châteaubriand, der Minister, noch Victor Hugo, der Pair, noch Lamartine, das Mitglied der provisorischen Regierung, haben die Zeiten des Königs David und des athenischen Solon erneuert, da die Seele des Dichters sich als die Schatzkammer der den wirren Weltlauf ordnenden und beherrschenden Weisheit erwies. Von Châteaubriand zumal ist Villemain's Urtheil nur zu wahr: „Ein Leben, in dem jede hervorragende Tugend durch einen Charakterfehler verdorben wird, wo selbst das Werk des Genie's in jedem Augenblicke durch die Sprünge der Leidenschaft gefährdet erscheint." So war es ihm nicht gegeben, Begonnenes gleichmäßig fortzuführen und zu dauerndem Gewinn zu vollenden. Er ist über Ansätze und Anregungen nicht hinausgekommen. Seine glänzendsten Geistesblüthen haben durch prächtige, bunte Farben den Blick der Zeitgenossen gefesselt, und ihr narkotischer Duft ist von den Kindern der Revolution begierig eingesogen worden. Aber die von ihnen gehofften Früchte hat bis jetzt nicht nur die Ungunst des Himmels am Gedeihen gehindert. Wir wollen und mögen uns dem Gedanken nicht hingeben, daß ächte Religiosität, „in dem freien, erhabenen und sanften Geiste des Evangeliums", daß vernünftige Selbstregierung und Achtung vor dem Rechte des Gedankens, daß diese glänzendsten Feldrufe Châteaubriand's dem schönen Frankreich stets nur das lügnerische Aushängeschild der rechtlosen Selbstsucht bleiben sollten. Aber

wenn die Erscheinungen der gegenwärtigen Stunde noch manchen bangen Zweifel gestatten, so läßt sich die Thatsache nicht verbergen, daß der Grund davon nicht etwa nur in solchen Eigenschaften des französischen Volkes liegt, die dem Verfasser des „Geistes des Christenthums“ und der „Monarchie nach der Charte“ fremd wären. Wo der Samen des Geistes in den Flugsand der Eitelkeit und auf den Fels der Selbstsucht fällt, wo der Ehr- und Rechtsbegriff abwechselnd von der Phantasie und dem Interesse seine Gesetze empfängt, wo der Götzendienst der von dem Sturme der Leidenschaft durch die ganze Windrose gejagten öffentlichen Meinung die Tiefen und die Breiten des Lebens erfüllt: da liegt die Bürgschaft der Zustände nicht im Recht, sondern in der Gewalt. Wir haben oben gezeigt, wie Châteaubriand die christliche Liebesgemeinschaft und die ritterliche Ehre und Treue in Bezug auf Deutschland verstand. An solche Worte zu erinnern, galt bei uns für böswillig oder phantastisch, als kaum noch der Rasen die Gräber der Opfer unseres Befreiungskampfes bedeckte. Heute dagegen wird diese Erinnerung zur Pflicht; wir dürfen es nicht übersehen, daß in dem Augenblicke, da wir dieses schreiben, die gesammte französische Presse, und zwar die liberale und die demokratische am eifrigsten und verstocktesten, für die fernere Mißhandlung deutscher Ehre und deutschen Rechtes an unserer Nordgrenze eintritt, und daß wir den ersten, seit einem halben Jahrhunderte uns, wenn auch noch nicht zu Theil gewordenen, so doch mit Wahrscheinlichkeit in Aussicht gestellten nationalen Erfolg zu nicht geringem Theile gerade

der Mäßigung und Festigkeit des Mannes verdanken, der als Herrscher der „großen Nation“ seit anderthalb Jahrzehnten mit Erfolg die Aufgabe durchführt, die Voraussicht aller Welt zu Schanden zu machen und mit den Befürchtungen seiner Feinde wie mit den Hoffnungen seiner Freunde sein gleich unergründliches Spiel zu treiben *).

*) Seitdem die Abtretung der Herzogthümer an die deutschen Großmächte erfolgt ist, treten Rechtsausführungen im Charakter der Raubkriege Ludwig's XIV. ganz offen an die Stelle der uneigennützigen Begeisterung für die dänische Nationalität. Selbst die Revue des deux Mondes wird durch ihren bekannten, freisinnigen Kosmopolitismus nicht verhindert, sich bitter darüber zu beklagen, daß man den Franzosen ihre „position légitime“ am Rhein verkümmert habe, indem man die „France rhénane“, will sagen die deutschen Rheinlande, ihrem beglückenden Einflusse entzog und ihnen statt schwacher, vom Fehler eines beschränkten Patriotismus freier geistlicher Fürsten eine „formidable puissance militaire“ zum Nachbarn gab. Die Abtretung von Saarlouis und Landau wird durch das „gemäßigt“ liberale Organ als die geringste Gefälligkeit bezeichnet, auf welche Frankreich durch seine Neutralität im dänisch-deutschen Kriege sich Anspruch erworben.

V. Frau von Staël.

Die bisher versuchten Rückblicke auf die literarische und sociale Arbeit der französischen Umwälzung boten mehrfache Aufforderung, sowohl aufdringlichen Massenerfolgen als blendenden Einzelleistungen unserer Nachbarn gegenüber den vaterländischen Standpunkt mit allem Nachdruck zu wahren. Wir haben in Betrachtung Béranger's und Scribe's den eigenthümlichen Vorzügen der neufranzösischen Gesellschaft so viel Aufmerksamkeit geschenkt als erforderlich schien, um die Gefahr dieser glänzenden, beweglichen, für jede Gewaltwirkung trefflich gegliederten, dabei tief selbstsüchtigen und von den hemmenden Bedenken des formellen Rechts gründlich befreiten Demokratie in ihrer ganzen Bedeutung hervortreten zu lassen. Das Studium Châteaubriand's zeigte uns die sehr nahe Verwandtschaft dieser Zustände mit den viel gerühmten religiösen und ritterlichen Instincten des alten Frankreich, und ein Blick auf die Leistungen der französischen Reactionäre von Fach ließ auch in ihnen alles Andere eher erkennen, als eine zuverlässige Schutzwehr gegen die Wirkungen der aus jenem Mittelpunkt der neuromanischen Welt gegen die germanische Völkerfamilie losgelassenen

Zerstörungskräfte. Es ist nun an der Zeit, auch der andern Seite des Bildes gerecht zu werden. Wir haben schon früher uns offen darüber ausgesprochen, daß wir an einen unversöhnlichen, schlechterdings feindlichen Gegensatz der germanischen und der romanischen Race trotz alledem nicht glauben, auch nicht Angesichts der neuesten Triumphe des Bonapartismus. Die culturhistorische Wahlverwandtschaft der beiden mächtigen, sich so merkwürdig ergänzenden Völkerfamilien erscheint uns durch die bedrohlichen Erscheinungen einer nicht fernen Vergangenheit mehr verdunkelt als ernstlich in Frage gestellt. Die Bestrebungen und Leistungen, welche seit mehr als einem Menschenalter jenseit des Rheines das Bewußtsein dieser gegenseitigen Abhängigkeit mehr und mehr zur Geltung brachten, sind unserer Ansicht nach durch die gegenwärtigen Zustände Frankreichs mit nichten widerlegt und beseitigt, ihre Träger weitaus nicht zu den Todten geworfen, und die Aufgabe, in den Grundgedanken auch dieser Richtung sich zurecht zu finden und von ihren Bestrebungen und Aussichten sich ein Bild zu machen, verliert durch das gegenwärtig noch unzweifelhafte Ueberwiegen der imperialistisch-revolutionären Strömung für die aufrichtigen Freunde des organischen Fortschrittes auch in Deutschland keineswegs ihre Bedeutung. Indem wir an ihrer Lösung uns hier in den von dem Zwecke und Umfange dieser Studien gesteckten Grenzen betheiligen, kommt die eigenthümlich concentrirte Gestaltung der französischen Dinge uns trefflich zu statten, sofern sie uns nämlich vergönnt, an großen, schriftstellerischen und gleichzeitig dem praktischen Leben nicht fremden Persönlichkeiten

gewissermaaßen das personificirte Programm der vorliegenden Culturbewegung zu studieren und daran den Blick für das Verständniß der Bestrebungen zweiten Ranges zu schärfen. So sind nicht nur die Formeln und Symbole der gesetzlichen Freiheit, sondern recht eigentlich die sittlichen Lebensbedingungen derselben, gegenüber den extremen Parteien, in den schriftstellerischen Leistungen der Frau von Staël in hohem Grade einleuchtend und belehrend vertreten. Ihre Arbeiten haben in den tief aufgewühlten Boden des neuen Frankreich eine reiche Fülle durchaus gesunden Saamens gestreut. Sie bildeten theils eine nothwendige Ergänzung, theils eine heilsame Gegenwirkung für alle Anregungen, durch welche Châteaubriand in die Entwickelung des französischen Wesens eingriff. Der Verfasser von René und Atala schlug in seinen bessern Leistungen den Ton einer feurigen Beredsamkeit an, wie man ihn in Frankreich seit den Siegen des Classicismus kaum wieder vernommen hatte: aber seine ästhetische Theorie war von den Vorurtheilen der alten Schule beherrscht, und sie hat, wie wir sahen, mehrere seiner Schöpfungen gründlich verdorben. Châteaubriand hat ferner das nicht geringe Verdienst, zu einem seiner Ideale beraubten Geschlecht von Gott, von Freiheit und Recht begeisternde Worte gesprochen zu haben: aber seine Religion erhitzte die Einbildungskraft und ließ das Herz so öde und kalt, als es gewesen, und seine politischen Ueberzeugungen wurden durch die Vorurtheile des Edelmanns und durch die beschränkte Eitelkeit des Franzosen bedenklich getrübt und verwirrt. Als es an's Handeln

ging, blieb von dem ritterlichen Kämpen der Freiheit nichts übrig, als der wenig glückliche Nachahmer des Kaisers und zuletzt gar der phantastische Parteigänger unreiffster und hohlster republikanisch-socialistischer Einbildungen. Auf allen diesen Gebieten hat Frau von Staël von den Verirrungen ihres glänzenden Nebenbuhlers sich frei gehalten und um die Befruchtung und Fortbildung der französischen Geisteszustände sich bleibende Verdienste erworben. Ihre feine und geistreiche Deutung der germanischen Gedankenwelt durchbrach zuerst die chinesische, das alte Frankreich umschließende Mauer. Sie zuerst zeigte den Franzosen den Weg zu einer vertieften, begeisternden Einsicht in die Natur des Schönen; der tieffittliche Grundton ihrer sämmtlichen Arbeiten macht dieselben zu einer wahren Oasis in der durch öde Selbstsucht und geckenhafte Eitelkeit verderbten Romanliteratur jener Epoche — und ihre ehrliche, begeisterte und dabei aufgeklärte und besonnene Hingebung an die Grundsätze der Humanität und der Freiheit sichert ihrem Namen ein hochachtungsvolles Andenken in der durch Landes- und Sprachgrenzen nicht beschränkten Gemeinde, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert die göttlichen und schöpferischen Ueberlieferungen der christlichen Bildung lebendig und wirksam erhält. Wir in Deutschland namentlich schulden ihr Beachtung und Anerkennung als dem wohlwollenden und verständigen Anwalt unserer nationalen Bedeutung zu einer Zeit, da es nicht ganz leicht war, unter den Trümmern auf dem Boden des alten Germaniens die aufsprießende Saat einer bessern Zukunft richtig zu schätzen.

Man weiß, wie Familie, Erziehung, Religion und Gesellschaft der Tochter des Banquiers und Ministers Necker in dem von Zukunftsgedanken durchwühlten Paris der siebziger und achtziger Jahre eine hochbegünstigte Sonderstellung gewährten. Sie war am 22. April 1766 geboren, als ihr Vater noch Commis bei Tholusson, aber schon ein Mäcen freisinniger Schriftsteller war. Necker's schnell steigender Einfluß (er wurde bekanntlich 1776 Finanzrath, 1777—81 Generaldirector der Finanzen und 1788, nach mehrjähriger glänzend zugebrachter Muße Minister) so wie sein Reichthum und sein schriftstelleri- scher Ruhm versammelten die glänzendsten literarischen Vertreter der damals noch sehr naiv-freisinnigen Zeit- strömung in seinem Salon: Thomas, den von antiker Tugendrede überfließenden Akademiker, Marmontel, den fruchtbaren Verfasser sentimentaler Fortschrittsromane, Raynal, den „philosophischen" Vertheidiger der in allen Welttheilen durch die böse Cultur unterdrückten, rothen, schwarzen und braunen Rousseau'schen Naturkinder, Gib- bon, den geistreich-boshaften, hochberedten Ankläger des christlichen Staates, endlich Grimm, den deutsch-franzö- sischen Zwischenträger und Dolmetscher der neuen Huma- nitätsreligion. Es war ein besonderes Glück für die junge Germaine, daß ihre gründlich gebildete Mutter, Suzanne Curchod de Nasse, die ernste schweizerische Pfarrerstochter, durch gemessensten Nachdruck in Lehre und Sitte den auf- reizenden und berauschenden Einflüssen dieser Kreise die Wage hielt. Die strenge Calvinistinn nahm Anstoß daran, wenn ihr fünfjähres, frühreifes Töchterchen à la Wilhelm

Meister mit Papier-Püppchen Komödie spielte, wenn sie im Salon der Unterhaltung der Erwachsenen lauschte und durch liebenswürdig-naive Bemerkungen Staunen erregte. Um so inniger schloß sich Germaine an ihren ebenso gemüthlichen als geistreichen Vater an. Er wurde ihr, was beinahe allen ausgezeichneten männlichen Dichtern und Künstlern ihre Mütter waren: Herzensvertrauter, Beschützer und Vorbild. Durch diese glücklichen Familieneinflüsse wurde das wunderbar frühreife Mädchen davor bewahrt, die Aneignung glänzendster Unterhaltungskunst und die frühe Ermuthigung kühner, selbstständiger Geistesregung mit Verlust der Ehrfurcht vor Wahrheit und Sitte, und mit Abstumpfung der Freude an ehrlich hingebender Arbeit zu zahlen. Daß ihr Kämpfe nicht erspart blieben, zeigen, von allem Anekdotenklatsch abgesehen, ihre wenig bekannten, zwar fehlerhaften, aber durchaus nicht unbedeutenden Jugendarbeiten auf jeder Seite. Es sind die Dramen Sophie, Jane Grey, Montmorency, die Novellen Mirza, Adelaide und Theodor, und das Fragment Zulma: sämmtlich mehr flüchtige Skizzen als Gemälde. Gefühl, leidenschaftliche Declamation überwuchert die Handlung. Aber stark und ergreifend spricht sich überall eine gefährliche, wenn auch in dieser Zeit und Gesellschaft nur zu natürliche Grundstimmung aus, der Kampf glühendster Herzenssehnsucht mit dem strengen, durch eine selbstsüchtige und tyrannische Gesellschaft gefälschten Gebot der Tugend und Sitte. Die äußere Einkleidung ist oft genug seltsam, für unser Gefühl selbst burlesk. Die unschuldigen, edelherzigen,

romantisch-ritterlichen Hottentotten, Jaloffen, Botokuden, à la Rousseau und Marmontel, spielen die Hauptrolle; die edelherzige und heldenmüthige Indianerin Zulma, eine rothhäutige Corinna im Naturcostum, nimmt unter lebhaftem Beifall der Dichterin siegreich das Wort zur Vertheidigung des Mordes und des Selbstmordes als Genugthuung für gekränkte Liebe. Ueberall triumphirt das Herz im Kampfe gegen die Welt, feinere Sitte, Anstand, conventionellen Ehrbegriff. Daneben zeigt sich schon hier der Trieb des abstrahirenden Erkennens neben dem des Empfindens und Gestaltens, wobei denn das Zugeständniß nicht umgangen werden darf, daß die Verfasserin überhaupt nur in zweiter Linie Dichterin ist. Auch ihre besten Sachen wenden sich mehr an Verstand, Gefühl und sittliche Ueberzeugung als an die Einbildungskraft. Das Blut ihres fast abgöttisch von ihr verehrten Vaters, des doctrinären Staats- und Geschäftsmannes, verleugnet sich nicht, und selbst die norddeutsche Natur des aus Brandenburg stammenden Großvaters macht sich in manchem Zuge der ebenso gelehrten und characterfesten als glänzenden und anmuthigen Pariser Salondame merkbar. Schon der „Versuch über die Dichtungen," gleichzeitig mit den Novellen geschaffen, legt an die Gebilde der Einbildungskraft das sittliche Maaß. Die jugendliche Verfasserin erklärt sich hier bereits gegen die Anwendung des Wunderbaren, insofern dies die innere Wahrheit der Entwickelung schwäche und Willkür und Zufall an die Stelle der sittlichen Freiheit setze. Die Allegorie wird in ihrer Schwäche sehr richtig gewürdigt, Wahrheit und sittliche Freiheit der

Motive werden als höchste Vorzüge der dichterischen Handlung gepriesen. Höchst liebenswürdig ist der Zug tiefen, leidenschaftlichen Gefühls, der die strengen Grundsätze der wohlerzogenen Calvinistin erwärmt und verschönert. Die Schöpfungen der Einbildungskraft erscheinen ihr als freundliche Genien, welche im Augenblicke des Genusses die Unvollkommenheit alles Erdenglückes vergessen machen. Ihre Bewunderung heroischer Hinopferung an die sittliche Pflicht hält sie nicht ab, den dichterischen Triumphen der Empfindsamkeit ihrer Zeit, Heloise und Werther, eine verschämte, menschlich-warme Liebeserklärung zu machen.

Einen vorläufigen Abschluß gewinnen dann diese Versuche, dem Gefühl den Halt eines Systems zu geben, in den 1788 erschienen „Briefen über J. J. Rousseau", d. h. über den eigentlichen Propheten jener in den achtziger Jahren unter schwermüthig-süßen Träumen für die Orgien der Revolution heranreifenden Jugend. Die damals zwei und zwanzigjährige Verfasserin ist keineswegs blind für die Schwächen ihres Lieblings. Mit vieler Feinheit weist sie auf Rousseau's Abstractionssucht hin, auf seine halbe und schiefe Erfassung der Wirklichkeit, auf die krankhafte Reizbarkeit des Mannes, der seine guten Vorsätze für Thaten nahm und seine schlechten Thaten nicht beachtete, weil sie der Leidenschaft, nicht dem Systeme entsprangen. Dennoch wird Rousseau als Führer der Jugend hoch gepriesen, denn — er habe die Jugend mit der Gewalt der Leidenschaft gewaffnet und überzeugt, indem er begeisterte. Die „neue Heloise" namentlich wird mit wahrer Liebesgluth geschildert. Man fühlt nur zu deutlich, wie diese

Vivisection des Herzens, diese gefährlichen Auseinandersetzungen zwischen der mit Entzücken geschilderten Leidenschaft und der mit heimlichem Ingrimm auf ihren kalten und einsamen Thron gesetzten „Tugend“ die Theilnahme, nicht nur der Schriftstellerin, sondern auch des Weibes, gefesselt haben. Schon seit zwei Jahren genoß damals die junge Frau, seit 1786 Gemahlin des schwedischen Gesandten, Baron von Staël-Holstein, das „Glück“ einer glänzenden Pariser Normal-Ehe. Wir machen hier nicht Jagd auf unverbürgte Anekdoten und Klatsch, und wollen deshalb aus dem bekannten Gerede über Frau von Staël's Gefühle für Mathieu de Montmorency, ihren langjährigen Freund, uns keinen Schluß auf thatsächliche Verhältnisse erlauben. Unzweifelhaft aber ist der gewaltige Antheil, welchen getäuschte Herzenswünsche, unerfüllte Sehnsucht nach einfachem, häuslichem Glück, schmerzvolles Vertiefen in die Härten und Widersprüche des französisch-vornehmen Tugend- und Anstands-Begriffes an der künstlerischen und sittlichen Entwickelung dieser merkwürdigen Frau gehabt haben. Was in den frühesten Novellen als schwermüthige Vorahnung des leidenschaftlichen Mädchens auftrat, die bittere Nothwendigkeit der Entsagung, die Unverträglichkeit voller Herzensbefriedigung mit der Unnatur unserer Zustände, das durchzieht später die sämmtlichen dichterischen und betrachtenden Werke der gereiften Frau als Ergebniß der Erfahrung und des Nachdenkens, in Schilderung und Ausführung. Die leidenschaftliche Anklage gegen Gesellschaft und Schicksal verwandelt sich frühzeitig in tiefernste Erwägung der sittlichen Nothwendigkeit,

als Grundlage eines, man kann wohl sagen, männlich-gediegenen Lebensplanes. Es ist bei Würdigung dieser Dinge natürlich der Ernst der Zeit nicht zu vergessen. Die Revolution fand Frau von Staël in dem glänzenden socialen Mittelpunkte der gemäßigt-freisinnigen Partei, welche noch eine Zeit lang ihren Vater, — bekanntlich von jeher der Gegenstand ihrer leidenschaftlichen Liebe, — als eine Art von Orakel verehrte. Die Tochter des volksthümlichen Ministers, die bewunderte Schriftstellerin und Meisterin geistreich-anmuthiger Unterhaltung, schlürfte in vollen Zügen diesen glänzenden Hochgenuß der guten, altfranzösischen Gesellschaft in den Flitterwochen der aus den Salons noch nicht auf die Straße hinabgestiegenen Freiheit. Wieder und wieder taucht das Bild dieser ihrer goldenen Tage in ihren Denknissen und Romanen auf. Mit beredter Sehnsucht schildert sie Lord Nelvil in der Corinna: „Ich erstaunte über die Einfachheit und die Freiheit der Pariser Gesellschaften. Die größesten Interessen wurden dort ohne Frivolität verhandelt, wie ohne Pedanterie. Es hatte den Anschein, als wären die tiefsten Gedanken das Erbtheil der Unterhaltung geworden und als vollzöge die Umwälzung der Welt sich nur, um die Pariser Gesellschaft noch liebenswürdiger zu machen. Ich traf dort Männer von ernster Bildung, von überlegenem Talent, durch den Wunsch zu gefallen noch mehr beseelt, als durch das Bedürfniß, nützlich zu sein, begierig nach dem Beifall eines Salons, selbst nach den Triumphen der Rednerbühne und in der Gesellschaft der Frauen lebend, weit mehr um ihren Beifall, als um ihre

Liebe zu finden." Und als Mittelpunkt dieser glänzenden Kreise hat man Frau von Staël sich in der Rolle Delphinens vorzustellen: mit den Männern am Kamin plaudernd, während die Damen zum Spiel gehen, in alle wichtigsten Unterhaltungen als Ebenbürtige sich einmischend, tief eintauchend in die Wogen einer von dem Enthusiasmus leichter, ungeprüfter Tugend trunkenen Zeit. Freilich entsprach dem Glanz dieser Tage ihr schneller Verlauf. Von vorn herein war Frau von Staël nicht blind gegen die Selbstsucht und Eitelkeit, welche unter jenen liebenswürdigen Formen sich breit und breiter machte, gegen die Gefahren jener „leichten Art, das Leben zu führen, ihm Abwechselung zu geben, es dem strengen Nachdenken zu entziehen, ohne ihm den Reiz des Geistes zu nehmen." Dann wurde ihr hochverehrter Vater, schon 1790, von der Bewegung überholt, sie selbst aus dem lebendigen Mittelpunkt derselben in die entfernteren, beobachtenden, leidenden und widerstrebenden Kreise gedrängt. Nicht leicht und gern verließ sie endlich ihren Posten in der Pariser Gesellschaft. Bis zu den Septembertagen 1792 durch die diplomatische Stellung ihres Gemahls nothdürftig vor dem Aeußersten geschützt, wurde sie zahlreichen Freunden und Bekannten eine Helferin in der Noth, unter Andern auch Herrn von Montmorency, den sie, in Lakaien-Verkleidung, auf dem Bocke ihres Wagens den Mörderbanden Danton's entzog, nicht ohne ernste Gefahr ihres eigenen Lebens. Sie verdankte es nur ihrer Freundschaft mit Manuel, daß man ihr, nach mehrstündigem peinlichem Warten auf dem von den Sansculotten

umlagerten Stadthause, endlich doch die Erlaubniß zur Abreise ertheilte. Die Schreckenszeit wurde mit ihrem Vater, theils in Coppet, theils in London verlebt. Sie wird in der Reihe der Staël'schen Schriften nur durch ein beredtes Pamphlet zu Gunsten der Königin Marie Antoinette bezeichnet. Aber bald nach Robespierre's Sturz legten die „Betrachtungen über den Frieden, an Pitt und an die Franzosen gerichtet“ (1794), die „Betrachtung über den innern Frieden“ (1795) und die Schrift „über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Einzelnen und der Völker“ Rechnung ab über die in Geist und Gemüth der Verfasserin durch den furchtbaren Ernst dieser Jahre gezeitigte Frucht. Das Weib zeigt sich dabei an Erkenntniß, an festem Muthe den besten Männern ihres Volkes gewachsen, und vielen glänzenden Wortführern, nicht nur der Jakobiner, sondern auch der erhaltenden Parteien (z. B. J. de Maistre) weit überlegen.

Wir lassen hier indessen diese politischen Schriften einen Augenblick bei Seite, um, wie das beim Studium eines weiblichen Autors doppelt nothwendig ist, vor Allem in den sittlichen Grundlagen der ganzen Erscheinung klar zu sehen. Die Schrift über den Einfluß der Leidenschaften, in Verbindung mit den beiden größern Romanen, giebt hier wünschenswertheste Auskunft und macht uns zu Zeugen, keineswegs einer Sinneswandelung, wohl aber eines mächtigen Emporarbeitens aus verworrenem Empfinden zu klarem Erkennen und festem Wollen. Wie billig werfen wir den ersten Blick in das Kapitel, welches die „große Passion“, das stehende Problem der oben betrachteten

Jugendschriften behandelt. Wir begegnen hier Allem eher, als moralisirender Nüchternheit des reiferen Alters. Die Verfasserin ist nicht in der Lage, durch Verleugnung und Schmähung idealer und sittlich-reiner Jugendillusionen über die demnächst eingetretene Herrschaft engherzig-selbstsüchtiger Leidenschaften sich und Andere täuschen zu müssen. Der Liebe, in ihrer vollen, dämonischen Gewalt, wird ohne Rückhalt gehuldigt, als der edelsten, geistigsten, berechtigtsten Form des schrankenlosen Glückseligkeitstriebes der Jugend. Sie sei nur den Auserwählten der Natur bekannt in ihrer Herrlichkeit und furchtbaren Größe; Newton habe mehr kundige Beurtheiler, als die ächte Liebe; alle Erfolge der Eigenliebe, die höchsten Grade des Genusses der Persönlichkeit erblassen neben ihrem Zauber; alle großen Dichter wenden die Summe ihrer Kraft daran, eine einzige jener Erregungen sich zu verschaffen, welche die Liebe in Strömen über das Leben ausgieße. Mit aller Gluth innigster, persönlicher Erregung wird die Seligkeit glücklicher Neigungsehen geschildert. „Wenn es auf der Welt zwei Personen giebt, die vollkommne Liebe verbindet, und welche die Ehe an einander geknüpft hat, so mögen sie die Welt zu ihren Füßen sehen, so mögen sie erschrecken über ein Glück, welches sie so weit über andere Menschen erhebt. Vielleicht haben sie schon alles Glück empfangen, welches wir hoffen, vielleicht giebt es für sie keine Unsterblichkeit!" In diese Lichtseite des Bildes werfen dann trübe Erfahrungen und Erwägungen recht dunkle Schatten. Die krankhafteste Rousseau- und Werther-Begeisterung weht uns an aus den Worten: „Unter allen

Leidenschaften ist die Liebe dem Glücke des Menschen am verderblichsten, denn — man weiß nicht zu sterben nach dem Verlust, man giebt seine Seele an ein Gefühl hin, welches den Rest des Daseins der Farbe beraubt. Nur wer im Stande ist, sich zu tödten, kann mit einigem Schein der Weisheit diese große Glücksstraße versuchen." — Das ist beinahe, als hörte man Chactas nach dem Tode Atala's im Gespräche mit Aubry. Aber es liegt doch eine weite Kluft zwischen jenen romantischen Orgien einer öden, nur sich kennenden und fühlenden Eitelkeit und diesen ehrlichen Bekenntnissen einer im gesunden Boden des Pflichtgefühls und geistiger, geregelter Arbeit wurzelnden, durch ächt protestantisch=humane Bildung genährten Natur. Nicht verstimmte Flucht vor der Wirklichkeit, noch weniger Berauschung in den Erfolgen der Eigenliebe wird hier als Heilmittel gegen jene herbsten Schläge des Schicksals empfohlen. Die Verfasserin widmet neben der Betrachtung der Liebe dem Studium der ernsten, männlichern Leidenschaften eine eingehende Sorgfalt. Mit überraschender Kenntniß spricht sie über die Natur und die Gefahren des Ruhmesdurstes, des Ehrgeizes, der Eitelkeit. Man muß es da der Französin sehr hoch anrechnen, daß sie die Unterwerfung des innern, sittlichen Bewußtseins unter äußere Mächte als den eigentlichen Fluch aller dieser glänzendsten und gefahrvollsten Neigungen ihres eigenen Volkes bezeichnet, daß sie die Rettung des innern Menschen aus diesem Gedränge schließlich von den Segnungen der ächten Geistesarbeit erwartet, von einem uneigennützigen, tapfern Dienste unter der Fahne der Wahrheit, sowie von

ausdauernder Treue in rein menschlicher, liebevoller Pflichterfüllung. Man erinnert sich dabei unwillkürlich der goldenen Schiller'schen Worte über den Segen der nie ermattenden, langsam schaffenden, nie zerstörenden und den Bau des menschlichen Fortschrittes, wenn auch nur um Sandkörner mehrenden Arbeit. Völlig deutsch ist auch das liebenswürdige, durchaus nicht kokettirende Bekenntniß über die Stellung des Weibes zu den Aufgaben und Erfolgen des öffentlichen Lebens; „Das Glück der Frauen verliert bei jeder Art von persönlichem Ehrgeiz. Wenn sie nur gefallen wollen, um geliebt zu werden, geben sie sich mehr Mühe, sich zu vervollkommnen, als sich zu zeigen. Aber wenn sie nach Berühmtheit streben, so entfernen ihre Anstrengungen wie ihre Erfolge das Gefühl, welches unter verschiedenen Namen stets das Schicksal ihres Lebens bestimmt. Denn die Frau kann durch sich allein nicht bestehen; ein unsterblicher Genius kann sie von dieser Abhängigkeit nicht befreien."

Wir haben uns hier dem Thema genähert, welches die beiden Romane der Verfasserin dichterisch ausführen, weitaus nicht mit der Gestaltungskraft und dem dämonischen Feuer einer George Sand, aber mit einem Gedankenreichthum und einer sittlichen Wahrhaftigkeit und Gesundheit, die wir bei der Dichterin von Indiana und Lelia nicht finden. — Sie sind zu verschiedener Zeit und in verschiedenen Verhältnissen geschrieben: Delphine um 1798 und 1799 (gedruckt 1802), als Frau von Staël, nachdem sie ihren eine Zeit lang von ihr getrennten Gemahl in seiner letzten Krankheit treulich gepflegt, in Coppet

das erste Jahr ihrer Wittwenfreiheit genoß; Corinne nach dem Tode ihres Vaters, 1805. Man weiß, wie hier die feine Kunstkennerin, die sinnige Schülerin der deutschen Aesthetik in der Schilderung Italiens glänzt. Aber wir haben es zunächst noch mit der Entwickelung der Dichterin und des Weibes, mit ihrem Urtheil über das Herz und die Gesellschaft zu thun, und bei dieser Untersuchung lassen sich die beiden Romane nicht trennen.

Nichts ist bekanntlich einfacher als ihre Fabel. Delphine, nach dem Vorbilde von Rousseau's Heloise und von Werther in Briefen geschrieben, schildert den an äußern, spannenden Ereignissen sehr armen Kampf einer reich begabten Frauennatur gegen die Misere der von herzloser Eitelkeit beherrschten Gesellschaft. Die Heldin, Delphine von Albémar, die zweiundzwanzigjährige, bildschöne, geniale und sehr reiche Wittwe eines gutherzigen alten Herrn, genießt das gefährliche Gut ihrer Freiheit in den glänzendsten Cirkeln der französischen Hauptstadt. In überströmender Herzensgüte opfert sie einer Seitenverwandtin ihres verstorbenen Mannes, Mathilde de Vernon, einen Theil ihres Vermögens, um deren Verheirathung mit dem Spanier Léonce de Mondoville möglich zu machen: natürlich haben die einander Bestimmten sich nie gesehen, sondern erwarten ihr „Glück" gehorsam aus den Händen der beiderseitigen Mütter. Léonce kommt dann in Paris an. Wie man denken kann, kreuzt die Leidenschaft die Berechnungen der selbstsüchtigen Klugheit. Delphine sieht sich verurtheilt, den Mann zu lieben, welchen der Wille der Familie und ihre eigene Großmuth der Freundin bestimmte.

Léonce entbrennt für sie in gleicher Neigung und steht im Begriff, die Convenienz dem Bedürfnisse des Herzens zu opfern, als gerade die schönsten und gediegensten Eigenschaften Delphinens eine glückliche Lösung verhindern. Schon die glänzende Lebhaftigkeit seiner Geliebten, ihre Triumphe in der Gesellschaft, ihre Begeisterung für den humanen Freiheitsdrang des Jahrhunderts geben dem stolzen, streng erzogenen Aristokraten Manches zu denken. Als dann aber die Herzensgüte des genialen Weibes in Handlungen sich zeigt, welche, an sich großmüthig und edel, sie bloßstellen gegen die Médisance der „guten Gesellschaft,“ da siegt die Convenienz über die Stimme des Herzens. Ohne Neigung heirathet Léonce die kalte, bigotte, langweilige, aber tadellos anständige und von seiner Mutter ihm ausgesuchte Mathilde, und alle drei Hauptpersonen gehen schließlich in den Qualen eines verfehlten Lebens zu Grunde. — In dem zweiten, berühmtern Roman haben die Personen ihre Namen gewechselt. Léonce heißt Lord Nelvil, Delphine nennt sich Corinne, Mathilde Vernon tritt als Lucile Edgermont auf. Die Situation ist nur äußerlich verändert. Lord Nelvil hängt von seinem Vater so ab, wie Léonce von der Mutter, nur mit dem Unterschiede, daß es der Wunsch des schon verstorbenen Vaters ist, durch den er seine Zukunft bestimmen zu lassen sich verpflichtet fühlt. Er war bei des Vaters Leben in die Schlingen einer Pariser Kokette gefallen, und als er, noch glücklich genug entronnen, zurückkehrte, fand er die Heimath öde, den Vater verstorben, ehe er den rettenden Entschluß seines von ihm heiß geliebten Sohnes erfahren.

Daher Oswalds unheilbare Melancholie, daher sein Vorsatz, in einer künftigen Verbindung mit der als Kind durch seinen Vater ihm bestimmten Lucile Edgermont seinen Ungehorsam gegen den geliebten Todten gut zu machen. So führt ihn eine durch den Arzt verordnete Reise nach Rom. Er sieht Corinne, die auf dem Capitol gekrönte Dichterin, das mit allen Musengaben gesegnete, in Schönheit, Jugend und Tugend strahlende, aber von Geheimniß umgebene, in männlicher Unabhängkeit außerhalb der Familie lebende Weib. Damit beginnen denn für Beide die Kämpfe Léonce's und Delphinen's in vergrößertem Maaßstabe. Die Natur- und Kunstwunder Italiens thun das Ihre, um die Liebenden mit einem Zauberkreise seliger Weltvergessenheit zu umziehen. Aber dann macht das Leben und die Gesellschaft sich geltend. Corinne weist als Lucile's Halbschwester sich aus, als Tochter erster Ehe von Lord Edgermont und einer italienischen Prinzessin. In Florenz erzogen, dann mit funfzehn Jahren auf einen Landsitz des nördlichen Englands gebracht, mitten unter die tugendhaften, schweigsamen, langweiligen Misses und die Portwein trinkenden, Füchse hetzenden und noch schweigsamern Landedelleute, hat sie die geistigen und physischen Nebel des Nordens unerträglich gefunden und ist mit ihrer Dienerin zurückgekehrt in das Land ihrer Jugend, in das Land der Sonne, der Blumen und der Künste. Die Familie hat ihr Vermögen herausgegeben, aber ihren Namen gestrichen und sie als todt „betrauert.“ Lord Nelvil, unschlüssig schwankend zwischen seiner Liebe und den Vorurtheilen der Gesellschaft

nimmt zu der Pietät gegen den Vater seine Zuflucht, um seine Schwäche sich selbst zu verbergen. Er geht nach England zurück, erfährt dort durch einen alten Verwandten, daß sein Vater einst Corinne gesehen, und sie nicht geeignet gefunden habe, das Glück seines Sohnes zu machen, und so bricht er die seinen Worten und seinem Herzen geschuldete Treue, und wird Lucile's exemplarisch-tugendhafter, von allen Ton angebenden Anstandsdamen hoch verehrter Gatte. Eine zweite Reise nach Italien verschafft ihm die Gelegenheit, in Rom dem Sarge Corinne's zu folgen. Dann kehrt er mit Gemahlin und Tochter nach England zurück. „Er gab dort das Beispiel des regelrechtesten und reinsten häuslichen Lebens. Aber vergab er sich seine That? Gab er sich zufrieden mit einem gewöhnlichen Loose, nach dem, was er verloren? Ich weiß es nicht. Ich will ihn weder tadeln noch freisprechen."

So schließt die Erzählung, mit einer bangen, gepreßten Kundgebung des Gefühls, welches hier wie in Delphine alle Situationen durchzieht. Eine tiefe Erbitterung gegen das innerste Wesen der exclusiven, „guten" Gesellschaft, gegen die Allerweltsmoral der normalen Theetische und ihres Anhanges ist das Pathos der Dichtungen, zu welchen die glänzendste Vertreterin dieser Kreise in ihnen den Stoff fand. Sie wird nicht müde, dem Götzen jener Kreise den Spiegel vorzuhalten, jener ebenso grausam-selbstsüchtigen als leichtfertigen und unfreien Eitelkeit, welche sie immer und immer wieder als die Seele dieser so regelmäßigen und anmuthigen Formen bezeichnet. Eine Stelle in ihrem Werke über Deutschland wiederholt kurz und

bündig das Thema aller dieser Schilderungen und berührt den Lebensnerv der romanisch=aristokratischen Bildung: „Eine aristokratische Gewalt, der gute Ton und die Eleganz, trug es bei uns (in Frankreich) über die Tiefe, das Gefühl, selbst über den Esprit davon. Sie sagte zur Energie: Du legst zu viel Gewicht auf die Personen und Dinge; — zur Tiefe: Du kostest mir zu viel Zeit; — zum Gefühl: Du bist mir zu ausschließlich; — zum Esprit: Du bist eine zu persönliche Auszeichnung. Wir brauchten Vorzüge, die mehr an den Manieren hingen, als an den Gedanken; man mußte in einem Menschen mehr die Klasse erkennen, der er angehörte, als das Verdienst, das er besaß." — „Einem Franzosen wäre es so langweilig, in seiner Meinung, als in seinem Zimmer allein zu sein. Bei geheimen Abstimmungen hat man Deputirte ihre weiße oder schwarze Kugel gegen ihre Meinung abgeben sehen, blos, weil sie die Mehrheit auf der andern Seite glaubten, und weil sie „„ihre Stimme nicht verlieren"" wollten." In der Tyrannei dieser Gesellschaft finden nur die kalten, selbstsüchtigen, platten, beschränkten Naturen ihre Rechnung. Die glänzende Hülle der angeeigneten Formen verdeckt ihre Mittelmäßigkeit, ihre vollkommene Gleichgültigkeit gegen alle nicht rein persönlichen Interessen bewahrt sie vor Verstößen gegen die augenblicklich von der Mode gebotene Meinung, Form und Gesinnung. So liegen sie auf der Lauer, die Blößen ihrer Mitbewerber erspähend, um jene geheimnißvolle Vehme der öffentlichen Meinung, des guten Tones, im geeigneten Augenblicke gegen sie loszulassen. Es versteht sich, daß

die Meister dieser Kunst in den Romanen einer Frau aus den Reihen der Damen hervorgehen. Sie werden in „Delphine“ glänzend durch Frau von Vernon vertreten, die stets gelassene, ehrbare Mutter Mathildens, welche in langer, musterhafter Ehe mit einem höchst unliebenswürdigen Gatten die Kunst der „practischen“ Moralität zur Meisterschaft ausgebildet hat. Selbst durchaus frei von „religiösen Vorurtheilen“ hat sie ihre einzige Tochter in strengster Kirchlichkeit erziehen lassen, damit ihr deren Starrsinn nicht über den Kopf wachse. Der Erfolg ist ihrer Ansicht nach ein glänzender gewesen: „Die Religion“ meint sie, „hat den Character meiner Tochter nicht eben geändert, aber sie hat ihm seine gefährlichsten Uebelstände genommen, und da das Gefühl der Pflicht sich in alle ihre Entschlüsse, fast in alle ihre Worte mischt, so merkt man ihre natürlichen Fehler nur noch durch eine gewisse Kälte und Trockenheit in allen Verhältnissen des Lebens, aber nie durch einen wirklichen Fehltritt. Ihr Geist ist ziemlich beschränkt; aber da sie alle Vorurtheile respectirt und sich allen Convenienzen fügt, wird sie dem Tadel der Welt niemals ausgesetzt sein. — Mit dieser vollendeten, wohlerzogenen Schönheit soll denn der feurige und geistreiche Léonce beglückt werden. Frau von Vernon merkt zwar auf den ersten Blick, daß der junge Zukünftige ihre Tochter unausstehlich findet. Aber das macht sie nicht irre, so wenig ihre Berechnungen dadurch gestört werden, daß Delphine, die für Léonce wie geschaffen ist und ihn leidenschaftlich liebt, so eben durch ein glänzendes, edelmüthiges Geschenk sie verpflichtet hat. Was die vollendete

Anstandsdame ihrem Geschäftsfreunde darüber schreibt, ist bezeichnend für sie und ihre Welt: „Sie sagen mir, daß Delphine mir ihre Neigung für Léonce verbirgt. Mein Gott! Ich versichere Sie, daß ich ihr Vertrauen haben kann, sobald ich es will; ich habe nur eine Sorge, nämlich: ihm aus dem Wege zu gehen. Denn es würde mich verpflichten, und es gefällt mir, frei zu bleiben." So schlägt sie das bewährte Verfahren ein, welches darin besteht, „in einem großen Interesse nicht etwa lebhafter zu handeln, als in einem geringen: denn das Mittel zu Allem zu kommen, sei Geduld und Geheimniß." Mit Gelassenheit läßt sie die Dinge sich entwickeln und bemüht sich nur, dem Zufalle zu Hülfe zu kommen, wobei einige tugendhafte ältere Jungfrauen und geistreiche, unbeschäftigte Herren, vulgo Klatsch-Schwestern und Klatsch-Brüder unentgeltliche Dienste leisten. Das Uebrige thut Léonce's Character, in welchem Anlage und Erziehung die Furcht vor dem „Qu'en dira-t-on," den Götzendienst der Gesellschaft und der öffentlichen Meinung zu einer Art von Religion gesteigert haben. Frau von Staël berührt hier das eigentliche Lebensprincip jener großen, glänzenden, romanisch-katholischen Gesellschaft, in welcher sie aufgewachsen war, zu der ihr glänzendes Talent sie hinzog, während ihr innerstes, durchaus lauteres und selbstständiges Empfinden die hochgebildete Protestantinn von ihr entfernte: „Meine Stirn bedeckt sich mit Schweiß," sagt Léonce, „wenn ich mir einen Augenblick vorstelle, daß selbst hundert Meilen von mir es ein Mensch sich erlauben könnte, meinen Namen oder den der Meinigen mit geringer Achtung

auszusprechen, und daß ich nicht da wäre, um es zu rächen!" — „Wissen Sie, warum ich mich gegen die Liebe bis jetzt gewahrt habe, obgleich ich wohl fühle, mit welcher Gewalt sie sich meiner bemächtigen könnte? Weil ich stets fürchtete, ein Weib zu lieben, welches mit mir nicht über den Werth übereinstimmte, den ich der Meinung beilege und deren Reiz mich hinrisse, obgleich ihre Art zu denken mir schmerzlich wäre." — So hat er sich denn entschlossen, im Alter von 25 Jahren mit kaltem Blute eine Convenienz-Ehe zu schließen, mit einer Dame, die er niemals gesehen. Ein inneres Gefühl läßt ihn den furchtbaren Ernst dieses Schrittes wohl empfinden, aber es scheint ihm, daß sein Götze, die Gesellschaft, nur um dieses Opfer ihm jene Befriedigung der Eigenliebe geben wird, der er unter dem Namen der Ehre nachjagt und so faßt er mit schwerem Herzen seinen Entschluß: „Nein, das Leben ist nicht jenes Entzücken, von dem meine Phantasie wohl geträumt hat. Es bietet tausend unvermeidliche Uebel, tausend zu fürchtende Gefahren für unsern Ruf und unsere Ruhe. Aber man muß fest und streng diesen traurigen Weg betreten und dem Tadel entgehen, indem man dem Glück entsagt." — Das ist nun die Welt, in welche die Dichterin ihre Delphine setzt, das idealisirte Bild ihrer eigenen Jugend, das Weib mit einem für das Gute und Sittliche glühenden Herzen, mit feuriger Einbildungskraft, mit der Fähigkeit und dem brennenden Bedürfnisse zu denken und sich auszusprechen, natürlich ausgestattet mit allem äußern Reiz, wobei auch jene auffallend schönen Arme nicht vergessen werden, mit denen Frau von

Staël noch in späteren Jahren mehr als gerade nothwendig zu kokettiren pflegte. Es ist nicht zu leugnen, daß die Dichterinn in den beiden poetischen Selbstschilderungen, die sie giebt, in Delphine und Corrinne, mit den hellen Farben hätte sparsamer umgehen können, ohne der Wirkung zu schaden. Aber man kann sich bei alledem eines herzlichen, sittlich-ästhetischen Wohlgefallens an diesen beiden Frauengestalten nicht erwehren. In manchen deutschen Kreisen hat man es zu Zeiten wohl für deutsche Gediegenheit gehalten, Frau von Staël als eine Art aufdringlichen Blaustrumpfes zu bespötteln, ihre Selbstständigkeit unsern großen Dichtern gegenüber anmaaßend zu finden, und über ihre Einmischung in Aesthetik, Philosophie und Politik die Nase zu rümpfen. Diese Urtheile sind nicht ganz und gar aus der Luft gegriffen; es macht mitunter wirklich einen, wenn nicht geradezu komischen, so doch etwas exotischen Eindruck auf den deutschen Leser, wenn die geistreiche Französinn, wie mehrfach in der Geschichte ihres Exils, den deutschen Regierungen, Völkern und Poeten gegenüber als eine wenigstens gleichberechtigte Macht das Wort nimmt, und Schiller und Göthe u. A. waren sicher sehr in ihrem Rechte, wenn sie es unbequem und ziemlich überflüssig fanden, von der lebhaften Dame sich studiren zu lassen und dann aus ihrer Hand die Palme der europäischen Berühmtheit zu empfangen. Aber diese kleinen Unzuträglichkeiten, und durch die damalige Weltlage unseres Volkes nur zu erklärlich gemachten Seltsamkeiten dürfen der berechtigten Geltung einer Schriftstellerinn nicht schaden, welche in reinster Absicht und mit bleibendem,

segensreichen Erfolge der geistlichen und sittlichen Verständigung zwischen den beiden Hauptculturvölkern des europäischen Festlandes die Bahn gebrochen hat. Was sie unserm deutschen Bewußtsein näher rückt, als viele ihrer berühmten und bewunderten Landsleute, das ist vor Allem eine ächte, von Bigoterie und Frivolität gleich weit entfernte Religiosität, die sich von den zu jener Zeit so viel gerühmten Phantastereien Châteaubriand's und seiner Schule sehr zu ihrem Vortheile unterscheidet. Es ist sehr zu beherzigen und wohl geradezu gegen die bigotte Aesthetik des „Génie du Christianisme“ gerichtet, was z. B. die Vorrede zur Delphine bemerkt: „Die großen religiösen Vorstellungen, des Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und die Vereinigung dieser schönen Hoffnungsgedanken mit dem Sittengesetz sind so unzertrennlich von jedem gehobenen Gefühl, von jeder zarten und träumerischen Begeisterung, daß kein Werk der Einbildungskraft, kein Roman, kein Trauerspiel ohne ihren Beistand uns jemals erwärmen kann. Die poetische Begeisterung ist fast immer jenes Vorgefühl des Herzens, jener Schwung des Genie's, der die Hoffnung über die Grenzen des menschlichen Daseins hinaus trägt: aber Nichts ist der Einbildungskraft wie dem Gedanken hinderlicher, als die Dogmen irgend einer Secte, es sei welche es wolle.“ Die Romantiker haben Frau von Staël Vieles zu danken, aber an ihrer schlimmsten Verirrung ist sie durchaus unschuldig. Es sind gewichtige, goldene Worte, die sie ihnen zuruft: „Man hat seit einiger Zeit eine Art Gegensatz zwischen der Einbildungslraft und der Vernunft erfunden und viele Leute,

welchen die Einbildungskraft versagt ist, haben sich wenigstens ihrer Vernunft in Eile entäußert, in der Hoffnung, daß man diesen Beweis des Eifers auf alle Fälle ihnen anrechnen werde." Die zahlreichen trefflichen Ausführungen, welche in Corinne und in dem Buche über Deutschland in Bezug auf das Verhältniß der Religion zur Kunst, zur Literatur und zur Gesellschaft sich finden, laufen im Grunde auf die Entwickelung dieses Satzes hinaus und verdienen noch heute die größte Beachtung.

Doch wir kehren zu „Delphine" zurück. Mit Vollendung zeichnet die Dichterinn den kleinen Krieg der Gesellschaft gegen die geniale Natur, die sich ihren despotischen Launen zu entziehen wagt. Wir erinnern namentlich, als an eine Meisterscene, an die Darstellung jener durch Delphine vereitelten „Execution," welche die „tugendhaften" Hofdamen an einer ein wenig durch Unvorsichtigkeit compromittirten Genossinn zu vollziehen sich vorgenommen haben. Delphine sieht, wie man sich geflissentlich und höhnisch von jener Aermsten zurückzieht, wie sie in Seelenqual dasitzt, — und ohne sich einen Augenblick zu bedenken, macht sie der Scene durch freundliche Unterhaltung mit der Gemißhandelten ein Ende, worauf sie Léonce's Vorstellungen mit dem einfachen Worte begegnet: „Ich war nicht ihr Richter, und man mußte etwas Schlimmeres sein, als ihr Richter, um sich zu weigern, sie von einer großen Marter, einer öffentlichen Demüthigung, zu befreien. Diese selbigen Damen würden alle mit ihr gesprochen haben, hätten sie sie ohne Zeugen getroffen. Wie viel nichtige Kleinlichkeit, ja wie viel kalte Grausamkeit

liegt in diesen Menschenopfern, die man nicht der Sittlichkeit darbringt, sondern dem Hochmuth! Ich werde der größten Gefahr trotzen, die ich kenne, der Gefahr, Ihnen zu mißfallen, wenn es sich darum handelt, ein unglückliches Wesen zu trösten."

Wie die Gesellschaft diese Denkweise aufnimmt und belohnt, davon war schon die Rede. In „Corinne" ist die Dissonanz noch schärfer, da die Vorurtheile der Gesellschaft ohne wesentliche Beihülfe von außen aus dem Character des Helden heraus wirken. Die „Société" wird hier eigentlich nur theoretisch durch den trefflich geschilderten Grafen Erfeuil vertreten, der aber nicht in die Handlung eingreift, sondern dieselbe nur fortlaufend mit seinen pikanten Bemerkungen begleitet. Es darf hier überhaupt die Wahrnehmung nicht unterdrückt werden, daß Frau von Staël die Welt doch mehr mit dem Auge des Kritikers als mit dem des Dichters ansieht. Ihre Beobachtungen sind meist richtig und ausnehmend fein, ihre Ansichten klar, ihre Gesinnung menschlich schön und gesund; aber man vermißt in ihren Gestalten nur zu oft den eigentlichen Zauber der dichterischen Schöpfungskraft, indem sie nach und nach aus ihren einzelnen Theilen sich zusammensetzen, statt in sinnlicher Totalität und Fülle auf uns zu wirken. Man merkt stets den Plan und die Absicht, und wenn man auch nicht verstimmt wird, so wird man doch auch nicht leicht unmittelbar und unwiderstehlich ergriffen. Wir müssen zusammenhängend und mit Nachdenken lesen, ehe die reiche Fülle wahrer Gedanken und trefflicher Schilderungen sich uns zu einem organischen

Ganzen gestaltet und die Theilnahme, nachdem sie den Kopf erobert, sich des Herzens bemächtigt. Aber dann ist sie auch eine nachhaltig gesunde und fruchtbare, von der fieberhaft aufregenden Wirkung so vieler berühmter, neufranzösischer Kunstleistungen zu ihrem Vortheil gründlich verschieden.

Wir fanden hier bereits Veranlassung, des starken Einflusses literarisch kritischer Studien auf die Staël'schen Dichtungen zu gedenken. Derselbe ist weit älter, als ihre berühmte Kunstreise nach Deutschland und tritt keineswegs erst in der Corinne hervor. Von jenem jugendlichen, oben erwähnten Versuche, „über die Erdichtungen" an entwickelt sich mächtig und aufsteigend in dieser mit männlichem Ernst an sich arbeitenden Frau das Streben nach klarer Umschau und festen Begriffen auf dem Gebiet ihrer Kunst, ja es wächst bald genug der poetischen Schöpferkraft über den Kopf. Merkwürdig, und bis dahin in Frankreich noch nicht erhört war ihr ursprüngliches, keineswegs erst in Weimar und Berlin angelerntes Verständniß für germanische Denk- und Empfindungsweise. Gewiß hat daran ihre protestantische, nicht nach französisch-vornehmer Mode im Pensionat, sondern in der Familie empfangene Erziehung einen hervorragenden Antheil. Auch das frühe, begeisterte Studium Rousseau's schlug unzweifelhaft eine Brücke zum Verständniß Pseudo-Ossians, der Goethe'schen und Schiller'schen Schriften erster Periode, bis auf einen gewissen Punkt selbst Shakespeare's. Aber was wir hier im Sinne haben, geht weit über bloßes sympathetisches Anempfinden hinaus und sichert den literar-historischen Arbeiten der Frau

von Staël eine bleibende Bedeutung. Wir meinen ihr Verständniß für den organischen Zusammenhang der Dichtkunst und Beredsamkeit mit der sittlichen und staatsbürgerlichen Entwickelung der Völker, — ein Verständniß, wie es als bestimmender Gesichtspunkt umfassender literar-historischer Arbeiten selbst in Deutschland erst zu und nach ihrer Zeit wirksam geworden ist. Die „Geschichte der Literatur in ihrer Beziehung auf die Gesellschaftsverfassung" bietet dafür merkwürdige Belege. Das schon 1796 erschienene Buch beginnt mit dem Satze von der Solidarität zwischen Leben, Wissenschaft und Dichtung, von der innern Uebereinstimmung des sittlich Guten und des Schönen, von der an den ewigen Fortschritt des Gedankens geknüpften Vervollkommnungsfähigkeit unsers Geschlechts. Man wird überall an Lessing und Herder erinnert. Sehr richtig wird der stetige, unaufhaltsame Fortschritt der Erkenntniß und der durch dieselbe bedingten Sittlichkeit den sprungweisen, an die Gunst zufälliger Umstände geknüpften Großthaten der dichterischen Schöpferkraft gegenüber gestellt; der göttliche, geheimnißvolle Adel der Dichtkunst findet volle und reine Anerkennung, doch nicht in dem Sinne, daß der Cultus dieser hohen geistigen Aristokratie in romantischer Ueberschwänglichkeit dem guten Rechte der langsam und stetig vorschreitenden, so zu sagen bürgerlichen und demokratischen geistigen Massenarbeit zu nahe träte. Von überraschender Klarheit und Gediegenheit ist in dem Werke selbst die Beurtheilung der griechischen Tragik, im Gegensatz gegen die Tragik Shakspeare's, Goethe's und Schiller's. Es ist wiederum die

ächt protestantische Würdigung der sittlichen Freiheit, welche die Verfasserin hier den springenden Punkt gewahren läßt: die Abhängigkeit des antiken Bewußtseins von den dunkeln Mächten der Natur und der überlieferten Sitte. Aus derselben Quelle stammt denn freilich auch die einseitige Herabsetzung des modern-italienischen, nach Ansicht der Verfasserinn vom Dienst der Idee zu dem einer verfeinerten Sinnlichkeit abgefallenen Kunstlebens, sowie umgekehrt die eben so einseitige Bevorzugung der klaren, starkmüthigen, durch einen großartigen Pflichtbegriff disciplinirten Römer vor den sinnlich-beweglichen, oft genug allerdings mit dem Worte und dem Gedanken spielenden Griechen. Ganz schwach ist das Urtheil über die griechische Philosophie, welche als eitles Phrasenwerk der römischen untergeordnet wird!! Die an sich treffliche Ueberzeugung von der fortschreitenden Bewegung der menschlichen Erkenntniß verleitet hier zu einem sehr oberflächlichen Absprechen über offenbar nicht gekannte Dinge. — Unter den Erscheinungen der nordischen Literatur, d. h. der germanisch-scandinavischen, kommen besonders die ahnungsvoll-schwermüthigen Herzensergüsse der sechsziger und siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts zu Anerkennung und Geltung. Als das deutsche Kunstwerk par excellence wird Werther gepriesen, aber auch Klopstock und Schiller finden hier ihre Würdigung. In wahrhaft wohlthuendem Gegensatz aber gegen die gleichzeitigen reactionären Sophismen und Rechtfertigungen der unvernünftigen Gewalt steht der feste, besonnene Glaube der Verfasserinn an die befreiende und heilende Kraft des rücksichtslos die Wahrheit suchenden Gedankens, das „trotz

alledem!" was sie den verzagten Freunden und den triumphirenden Feinden der Freiheit entgegenruft. Hoffentlich war es keine Täuschung, wenn sie gerade die Deutschen für in hohem Grade der Freiheit fähig erklärt und zwar hauptsächlich „weil sie schon in ihrer wissenschaftlichen Umwälzung es verstanden haben, an Stelle der vor Alterschwäche fallenden Satzungen die unveränderlichen Schranken der natürlichen Vernunft zu setzen." Es ist freilich zunächst an die Adresse der französischen Revolutionsmänner gerichtet, wenn sie die Gewissenhaftigkeit, die über dem System den Menschen nicht vergessende Humanität der deutschen Fortschrittsmänner preist; aber wahr und erfreulich bleibt diese gerechte Würdigung unserer besten Seite trotzdem. Die Franzosen sind noch heute sehr zu zählen, welche es der Mühe werth halten, zwischen deutscher Gewissenhaftigkeit und deutschem Phlegma zu unterscheiden.

Von nun an ist die literarische Thätigkeit der Frau von Staël mit ihrer politischen Stellung und ihren äußern Schicksalen so enge verflochten, daß wir das, was hier noch zu sagen bleibt, am besten mit einem kurzen Ueberblick über den letzten Theil ihrer Laufbahn verknüpfen. — Ihr Wiederauftreten in der Pariser Gesellschaft, nach dem Sturze der Schreckensherrschaft, gereicht ihr in jeder Beziehung zur Ehre. Mit doctrinärer Beharrlichkeit, aber ohne doctrinäre Beschränktheit sucht sie ihren Glauben an die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer gemäßigten Freiheit unter dem Gesetz mit der thatsächlichen Anerkennung der Republik in Uebereinstimmung zu bringen. Ihr Scharfblick, freilich wohl unterstützt durch die natürliche Abneigung

des Weibes gegen das ihr versagte Wagespiel der materiellen Gewalt, erkennt auf der Stelle die eigentliche Gefahr der Lage in der unbegrenzten Fortdauer des Krieges. So ermahnt sie Pitt und die Franzosen 1794 und 1795 zur Mäßigung. Sie warnt vor der Thorheit, politische Fragen wie Glaubensartikel zu behandeln und um irgend eines Systems willen den Erwägungen der Nützlichkeit und Möglichkeit das Ohr zu verschließen. Der Parteigeist, in seiner sinnverwirrenden und herzbethörenden Gewalt wird in dem „Versuch über den Einfluß der Leidenschaften" mit ergreifender Beredsamkeit geschildert: Er sei stärker, als selbst die Eigenliebe, sei Glauben und Fanatismus vereinigt. Der Gedanke verliere da, so zu sagen, seine geistigen Eigenschaften, er wirke mit dem blinden Ungestüm einer materiellen Gewalt. Man verlerne es, zu sehen, zu hören, zu begreifen. Mit zwei oder drei Schlußfolgerungen ein für allemal ausgerüstet trete man jedem möglichen Einwurf entgegen: sei doch selbst Condorcet stets bereit gewesen, gegen seine eigne Meinung zu sprechen, wenn die Parteidisciplin es verlangte! — Als die von ihr aufrichtig acceptirte Republik unter der Militärherrschaft des „Robespierre à cheval" zusammenbrach, gehörte sie dann bekanntlich zu den Wenigen, welche, nicht aus Fanatismus oder Neid, sondern aus fester, wenn man will hartnäckiger und eigensinniger Anhänglichkeit an die Formen des Verfassungsstaates sich dem Zauber der aufsteigenden Sonne entzogen. Aus ihrem Salon holte die schwache liberale Opposition des Tribunats sich Anregung und Gedanken, und Bonaparte wandte seine gewöhnlichen Mittel

vergeblich an, den „calvinistischen Blaustrumpf" zu gewinnen. Er ließ durch seinen Bruder Joseph fragen, was sie denn eigentlich wolle; er sei ja zu billigen Zugeständnissen bereit, namentlich auch zu Zahlung der Forderung des Herrn Necker an den Staatsschatz. Er erhielt die Antwort: „Mon Dieu, il ne s'agit pas de ce que je veux, mais de ce que je pense." Bonaparte ließ die Antwort nicht gelten, denn, wie Frau von Staël hinzufügt, „überzeugungstreue Leute galten ihm für Dummköpfe oder für übertheuernde Krämer. Er fühlte sich, in aller seiner Herrlichkeit, in Paris nicht behaglich neben der Frau, aus deren Empfangszimmer Niemand fortging, ohne dem ersten Consul weniger freundlich gesinnt zu sein, als da er hineintrat." — Es ist übrigens recht liebenswürdig von Frau von Staël, daß sie auch die humoristische Seite dieses seltsamen Kampfes zwischen dem Eroberer und der Schriftstellerin uns nicht verhehlt. Wir erfahren aus ihrem Munde, daß sie einst zu einer Gesellschaft bei Berthier geistreiche und scharfe Antworten für den Kaiser vorher ausdachte und einübte und leider nachher keine Gelegenheit fand, ihre Patronen zu verschießen. Sie gesteht ganz offenherzig ihre bekannte, fast krankhafte Abhängigkeit von den kleinen Aufregungen des Pariser Salon-Geplauders und daß sie gern von der im Grunde doch unpraktischen Opposition ihrer Freunde abgerathen hätte, um nur in der Hauptstadt bleiben zu dürfen. Man weiß, wie sie endlich Paris verlassen mußte, wie sie dann ihre Gereiztheit und ihre Wißbegierde in den Jahren 1803 und 1804 nach Deutschland trug, in Weimar und Berlin unsere Literatur

und Gesellschaft studirte, bis die Nachricht von dem Tode ihres Vaters sie abrief. In der Schrift: „du caractère de Necker et de sa vie privée“ setzte sie dem Todten ein Denkmal begeisterter kindlicher Liebe; 1805 war sie in Italien und machte Studien zu der 1807 erschienenen Corinne. Dann umkreiste sie in krankhafter Sehnsucht nach der von ihr doch so vollkommen durchschauten Pariser Gesellschaft die ihr verbotene Hauptstadt, bis die Polizei sie nach Coppet verwies. In dieser reizenden Besitzung am Genfer See konnte sie zwar, wie sie meinte, die Sehnsucht „wenn auch nur nach dem Anblick der Gosse ihrer lieben Rue du Bac“ nicht los werden, machte aber doch anfangs ziemlich gute Miene zum bösen Spiel und belebte ihre unfreiwillige Muße nach Kräften durch gute Gesellschaft. Es waren dies die Jahre, in denen sie mit Schlegel ihren deutschen Studien oblag, mit Oehlenschläger und Zacharias Werner romantisirte, mit Bonstetten, Sismondi, Benjamin Constant dem Gange der europäischen Dinge folgte und mit ihrer reizenden Freundin, der für Männer unwiderstehlichen Récamier, der unbezwungenen Besiegerin Napoleon's und des Prinzen August von Preußen, in Erinnerungen an die Triumphe früherer Jahre für die weniger freundliche Gegenwart sich zu entschädigen suchte. Im Jahre 1810 war das Werk über Deutschland vollendet und von der französischen Censur mit einigen lehrreichen Censurlücken zum Druck verstattet. Die Verfasserinn ging mit polizeilicher Erlaubniß nach Chaumont sur Loire, um dort, vierzig Meilen von Paris, den Druck zu überwachen. Die Auflage von 10,000 Exemplaren war

fertig zum Ausgeben, — da wurde sie mit Beschlag belegt, zur Vernichtung verurtheilt, der Buchhändler mit — 20 Louisd'or für das Papier entschädigt, und Frau von Staël erhielt den Befehl, das Manuscript gleichfalls auszuliefern und in vierundzwanzig Stunden sich zur Abreise aus Frankreich anzuschicken. Das Verfahren war keineswegs ungesetzlich, denn soeben hatte ein praktischer Zusatzartikel das Gebäude der Napoleonischen Preßfreiheit entsprechend vollendet: „Wenn die Censoren ein Werk gebilligt hätten, so seien die Buchhändler berechtigt, dasselbe zu drucken; aber alsdann habe der Polizeiminister die Befugniß, es vollständig zu unterdrücken, sobald ihm dies convenabel erscheine.“ Berühmt geworden ist die lehrreiche Antwort, welche Savary auf die Bitte um Gewährung eines kleinen Reiseaufschubs ertheilte. Nach Bewilligung einer Frist von acht Tagen heißt es dort zur Sache: „Die Ursache des Ihnen mitgetheilten Befehls haben Sie nicht etwa in dem Schweigen zu suchen, welches Sie in Ihrem Buche über den Kaiser beobachtet. Das wäre ein Irrthum. Er konnte dort keinen Platz finden, der seiner würdig wäre. Ihre Verbannung ist vielmehr eine natürliche Folge Ihrer seit mehreren Jahren beständig verfolgten Richtung. Es kam mir vor, als stände Ihnen die Luft dieses Landes nicht an, und wir sind noch nicht so weit herunter gekommen, um bei den Völkern, welche Sie bewundern, unsere Muster zu suchen. Ihr letztes Werk ist nicht französisch, darum habe ich seinen Druck inhibirt.“

Als Frau von Staël auf ihrer Rückreise von Coppet nach Genf kam, ließ der dortige Präfect ihre Effecten streng nach dem Manuscript des Buches untersuchen und erlaubte sich dabei die taktvolle Anfrage, ob die Schriftstellerin nicht geneigt wäre, durch einige Zeilen zu Ehren des jungen Königs von Rom ihren Fehler gut zu machen und sich das Herz und die Börse des Kaisers zu öffnen. Sie gab die bekannte Antwort, daß sie dem Kinde nichts zu wünschen wisse, als etwa eine gute Amme. Allmählich machte man ihr nun ihr Exil in Coppet zu einem Gefängniß. Ihre Freunde wurden verbannt, (nicht einmal Schlegel, der Hofmeister der Söhne, durfte bleiben), ihre Promenaden wurden auf die nächste Umgebung beschränkt. Da in der Verzweiflung ihrer Langenweile fiel die fünfundvierzigjährige Frau noch einmal in die Fallstricke einer verspäteten Liebe. Ein junger, blessirter Offizier, de Rocca, gewann ihre Neigung und wurde ihr heimlich angetraut, wohl aus Rücksicht auf die schon erwachsenen Kinder der ersten Ehe. Mit ihm und Schlegel verließ sie dann heimlich die Schweiz, ging 1812 nach Wien, durch Galizien nach Moskau, von da, den Armeen ausweichend, nach Petersburg und zu Bernadotte nach Stockholm, wo ihr jüngerer Sohn im Zweikampf blieb, endlich nach London. Zwei Jahre später eröffnete Napoleon's Sturz ihr die Heimath. Durch die Ereignisse der hundert Tage wieder vertrieben, erlebte sie die Genugthuung, daß ihr alter gewaltiger Gegner sich zu der Schwachheit herbei ließ, ihren Beirath zur constitutionellen Beglückung Frankreichs sich auszubitten.

„Die Constitution! Der Kaiser liebt weder mich, noch sie!“ war ihre Antwort. Dann erfolgte die Katastrophe von Waterloo und das royalistische Reactionsfieber, zu dessen Erhitzung Châteaubriand so treulich mithalf. Erst die Auflösung der Chambre introuvable, am 5. September 1816 schien den liberalen Ideen wieder eine Zukunft zu versprechen. Sie wurde von Frau von Staël mit neuer Lebenshoffnung begrüßt. In Paris, von ihren constitutionellen Freunden umgeben, hoffte sie am Abende ihres Lebens für die thatsächliche Durchführung ihrer politischen, unwandelbar festgehaltenen Ueberzeugung endlich mitwirken zu können, als im Jahre 1817 eine kurze Krankheit die kaum Einundfunfzigjährige ihren Arbeiten entriß, nachdem sie soeben die „Betrachtungen über die französische Revolution,“ ein liberal-doctrinäres, durch die Ereignisse der Zeitgeschichte fortlaufend erläutertes Glaubensbekenntniß, vollendet hatte. Ihr zweiter Gemahl starb nicht lange darauf, erst 31 Jahre alt, auf einer Reise in die Provence.

Frau von Staël war es nicht, wie Béranger und Châteaubriand gegönnt, die Wirkungen ihres geistigen Schaffens während eines langen Alters zu betrachten und zu genießen. So weit die Politik ihr am Herzen lag, ist sie deswegen kaum zu beklagen. Aber es wäre ihr wohl zu gönnen gewesen, daß sie das lustige Wachsen der Bildungskeime hätte mit ansehen können, welche ihr Buch über Deutschland in den alten französischen Culturboden streute. Wir dürfen dies Werk als das eigentliche, lebendig fortwirkende Ergebniß ihres schriftstellerischen Schaffens

bezeichnen. Für einen Deutschen, dem nationales Ehrgefühl keine Redensart ist, sind noch heute, Angesichts des von Fürsten und Völkern wiederum groß gezogenen Bonapartismus, zunächst die später ausgefüllten Censurlücken eine lehrreiche Lectüre. Es findet sich darunter die Stelle: „Der glühende Heldenmuth des Prinzen Louis von Preußen muß immerhin einigen Ruhm auf seine Waffengefährten zurückstrahlen lassen.“ So viel Anerkennung glaubte der siegreiche Kaiser preußischen Gegnern nicht bewilligen zu dürfen, derselbe Kaiser, welcher seine Marschälle hart anzulassen pflegte, wenn sie gelegentlich der Tapferkeit der Rheinbundtruppen lobend gedachten. Das Höchste, was er diesen Deutschen etwa nachzurühmen erlaubte, war ihre hingebende Liebe für den Franzosenkaiser. Unter jenen Censurlücken war ferner die Stelle: „Nach dem Tode Joseph's II. blieb nichts von dem, was er eingeführt, denn nur die allmählich entstandenen Dinge haben Dauer!“ Ferner: „Der Einfluß der französischen Sitten hat die Fremden darauf vorbereitet, die Franzosen für unbesiegbar zu halten. Es giebt nur Ein Mittel, diesem Einfluß zu widerstehen: nämlich sehr entschiedene, nationale Gewohnheiten und Sitten.“ Man merkt hier, warum Savary das Werk nicht für französisch hielt. Die ganze Arbeit ist in der That ein beredter Protest gegen den nivellirenden Despotismus der „Napoleonischen Ideen,“ gegen eine Auffassung und Behandlung der Gesellschaft, die dem rücksichtslosen, engherzigen Egoismus kein anderes Gegengewicht ließ, als etwa die beifallshungrige Eitelkeit. Ein wahrer Durst nach geistiger Unabhängigkeit und Naturfrische, eine gründliche und

aufrichtige Verehrung der Mächte des Gedankens und des Gemüthes spricht sich überall aus. Mit einer auf französischer Seite bis dahin unerhörten Schärfe und Unparteilichkeit werden die Grundeigenschaften der beiden Nachbarvölker einander gegenübergestellt, die Quellen und Ergebnisse der neuern deutschen Geistesbildung beleuchtet, die Meisterwerke unserer Literatur analysirt und zum Theil übersetzt. Es sind diese Leistungen um so verdienstvoller als durchaus nicht feindselige Verstimmung gegen das eigene Vaterland oder eine wesentlich antinationale Richtung der eigenen Begabung sie veranlaßt. Frau von Staël hat bekanntlich in dem französischsten der französischen Talente, in der Kunst der Unterhaltung, selten ihres Gleichen gefunden, sie verdankte der Bildung, gegen deren Einseitigkeit sie sich erhob, glänzende und leichte Triumphe, sie war sich aller ihrer Hülfsmittel vollkommen bewußt. Es ist über französische Eigenthümlichkeit selten Treffenderes und Geistreicheres geschrieben, als z. B. jenes glänzende Capitel: „Ueber den Geist der Conversation." Mit wahrem Behagen schildert da die Pariserin jene elegante, glänzende Waffe des beflügelten französischen Wortes, von dem sie mit Recht sagt: „Bei uns ist das Wort nicht, wie anderwärts, nur ein Mittel, seine Gedanken, seine Gefühle, seine Geschäfte sich mitzutheilen. Es ist ein Instrument, auf dem man gern spielt, und welches die Geister belebt, wie die Musik bei einigen Völkern und die starken Getränke bei andern." Aber dieses natürliche Wohlgefallen des Fechters an seiner Waffe hindert sie nicht, die eigenthümlichen und wesentlichen Vorzüge der deutschen Art

anzuerkennen, insofern diese nämlich auf der Unabhängigkeit der Gesinnung, auf der Entschlossenheit des Denkens, auf der Redlichkeit des Charakters, auf der Stärke und Aufrichtigkeit der Begeisterung beruhen. Ihre Auffassung deutschen Gemüths- und Familienlebens, deutscher Religiosität und deutschen Naturgefühls ist fast überall zu unterschreiben. Selbst in der Beurtheilung der deutschen Philosophie läßt ihr sicherer Blick für das praktisch Bedeutende sie nicht im Stiche. An den uns unerfreulichen Stellen des Werks dürfte wohl das Schlimmste der Umstand sein, daß wir nicht in der Lage uns fühlen, sie so entschieden zu bestreiten, als unser Patriotismus es wünschte. Es thut z. B. auch heute noch wehe, die Französinn die Ursachen entwickeln zu hören, warum der kriegerische Geist der Deutschen erschlafft sei, um so mehr, weil die Hauptursache, welche sie angiebt, die schroffe Trennung der Stände nämlich, die militärische Exclusivität des Adels seitdem kaum in dem Grade verschwunden ist, wie die Besieger des ersten Napoleon es wohl zu hoffen berechtigt waren. Aber auch in diesen Partien des Werkes ist von Mißwollen, von französischer Ueberhebung nichts zu spüren. Wenn das Capitel „über den Einfluß der Kantischen Philosophie auf den Volkscharakter" sich aus dieser Quelle keine großen Wirkungen für die Hebung praktischen Mannes- und Bürgersinnes verspricht, so unterläßt die drei Jahre später (1813) geschriebene Vorrede nicht, hiezu zu bemerken: „Ich bitte sich zu erinnern, daß dies Capitel in der Zeit der völligen Knechtung Deutschlands geschrieben wurde. Seitdem hat das heldenmüthige Benehmen der deutschen

Fürsten und Völker hinlänglich gezeigt, was der Gedanke über die Schicksale der Welt vermag.“ Es findet sich in dem Buche auch die Bemerkung, die gegenwärtigen Deutschen seien kein Volk. Hiezu erinnert die Vorrede: „Sicherlich empfängt die Welt in diesem Augenblicke von den Deutschen eine heldenmüthige Widerlegung dieser Befürchtung. Aber sieht man nicht dennoch einige germanische Länder, die gegen ihre Landsleute kämpfen und sich dabei der Verachtung ihrer eigenen französischen Verbündeten aussetzen? Diese Hülfstruppen, deren Namen auszusprechen man zögert, als wäre es noch Zeit, ihn der Nachwelt zu verbergen, diese Hülfstruppen, sage ich, werden weder von ihrer Gesinnung, noch von ihrem Interesse, noch weniger von ihrer Ehre geleitet. Aber eine unbesonnene Furcht hat ihre Regierungen dem Stärkeren zugeführt, ohne zu überlegen, daß sie selbst die Ursache jener Macht waren, vor der sie sich in den Staub werfen.“ — Man muß durch die unglaubliche Arroganz der nationalen Beschränktheit selbst bei Franzosen ersten geistigen Ranges sich durchgearbeitet haben, um dies Wort im Munde einer französischen Schriftstellerin zu würdigen. Wir können es uns nicht versagen, ihm die schönen Schlußworte der Vorrede hier folgen zu lassen: „Vor drei Jahren bezeichnete ich Preußen und seine nordischen Nachbarn als das Vaterland des Gedankens. In wie vielen großherzigen Thaten hat dieser Gedanke sich seitdem nicht gestaltet? Was die Philosophie ersonnen, vollzieht sich im Leben, und die Unabhängigkeit der Seele wird die Freiheit der Staaten gründen!“

Wir glauben unter keinem würdigern und gerechtern Eindruck scheiden zu können von der merkwürdigen Frau, welche es wagte, dem von den Orgien des materiellen Erfolges berauschten Franzosenthum die geistige und sittliche Ueberlegenheit jenes „armen, edeln Deutschlands“ zu enthüllen und damit den ermattenden und ausgesogenen Kindern der Revolution eine reich sprudelnde Quelle geistiger Erfrischung und Erneuerung zu eröffnen. In der That, diese Solidarität des Gedankens und der That, der sittlichen Treue und der lebendigen, fruchtbringenden Leistung, in Leben und Kunst, — sie ist der Kern ihrer Persönlichkeit und ihrer literarischen und politischen Bedeutung. Im Gebiete des künstlerischen Schaffens legen alle bessern Leistungen der romantischen Schule Zeugniß dafür ab, daß das Ohr ihres Volkes ihr nicht verschlossen blieb. Was die Franzosen auf politischem Gebiete in der von ihr und ihren Freunden angebahnten Richtung geleistet haben und für die Zukunft versprechen, darüber gedenken wir im nächsten Abschnitt dieser Studien unsere Meinung zu sagen und zu begründen.

VI. Guizot.

Wenn wir von der Tochter Necker's unmittelbar zu dem Haupte der französischen Doctrinäre uns wenden, so bestimmt uns nicht nur der Umstand, daß auch Guizot dem Genfer Protestantismus sowie den Einwirkungen germanischer Geistesarbeit und dem Studium germanischen Staatslebens einen guten Theil seiner Bildung verdankt. Wir haben noch stärkere Gründe, gerade ihn aus der langen und nicht ruhmlosen Reihe der französischen Vorkämpfer des Verfassungsstaates herauszuheben. Diese literar-historischen Streifzüge können und wollen neben dem rein wissenschaftlichen ein vaterländisch-politisches Interesse keinesweges verleugnen. Wir gestehen offen den Wunsch ein, durch unsere Skizzen aus dem geistigen und socialen Leben unserer Nachbarn auch einem gründlicheren Verständniß unserer eigenen neuern und neuesten Entwickelung in gewissen Grenzen fördernd entgegen zu kommen: für diesen Standpunkt aber bietet keine im Bereich dieser Schilderungen liegende Aufgabe eine reichere Ausbeute, als das Studium des Staatsmannes, in welchem alle besten Seiten der parlamentarischen Juli-Regierung und leider auch eine ihrer verhängnißvollsten Schwächen sich personificiren. Guizot

ist eben nicht nur das mächtige Haupt der neufranzösischen, pragmatischen Geschichtschreibung. Er ist nicht nur der historisch-gründlichste und logisch-schärffste Advocat jener französischen, etwas freien Uebersetzung des englischen Rechtsstaates, um welche seit 1789 die gediegensten Köpfe und die edelsten Herzen der französischen Mittelclasse sich geschaart haben. Nicht nur hat er seinen Landsleuten den Blick geöffnet für die in ihrer Geschichte verborgenen reichen Schätze staatsmännischer Belehrung, sowie er andrerseits der Verfasserin des „Buches über Deutschland" zur Seite steht, nach Maaßgabe seiner männlichen, aber wenig künstlerischen Art, als Bahnbrecher für die Befruchtung des französischen Geistes durch deutsche Gedankenschätze. Es ist ihm zu alledem, wie wenig andern Schriftstellern, auch vergönnt gewesen, die Macht seines Gedankens gegen die thatsächlichen Gewalten des Lebens zu messen. Seine Theorien haben sich eines durchgreifenden, für neufranzösische Verhältnisse selbst dauernden Einflusses auf die Geschicke seines Landes zu rühmen. Sie sind nach glänzenden Erfolgen allerdings zusammengebrochen, in jähem, unerhörtem Sturze, unter dem höhnenden Jubel der von rechts und links heranstürmenden Gegner. Dann aber hat das seitdem verflossene Jahrzehnt nicht nur hingereicht, ihnen eine, wenigstens theilweise unbestreitbare Auferstehung im Bewußtsein der gebildeten Franzosen zu sichern: auch ihr Einfluß auf das zeitgenössische Staatsleben ist zusehends wieder im Wachsen, wenn auch zunächst nicht vorwiegend in Frankreich. So darf denn eine ernsthafte und nach Kräften eindringende Erörterung dieser Dinge wohl

auch von unserm deutsch-nationalen Standpunkte aus auf eine Theilnahme hoffen, die über die Tragweite des bloßen literar-historischen Interesses hinausreicht. Daß die überschwängliche Fülle des zugänglichen Materials für den vorliegenden Versuch einer wohl erwogenen Beschränkung und Auswahl sich fügen mußte, bedarf kaum der Bemerkung. Wir hoffen auf die Zustimmung unserer Leser, wenn wir, die Erörterung der allbekannten, geschichtlichen Hauptwerke Guizot's auf das Nothwendigste beschränkend, an diesem Orte die staatsmännische Thätigkeit des berühmten Doctrinärs in die Mitte der Betrachtung stellen. Die bis jetzt erschienenen fünf Bände der „Denkwürdigkeiten" geben dazu ohnehin besondere Aufforderung und erwünschten Zuwachs an zum Theil anziehendstem und lehrreichstem Material.

Guizot's äußere Erscheinung ist so doctrinär, wie seine Reden und seine Schriften. Sie predigt in jedem Zuge die Ueberlegenheit des Willens und des Gedankens über die Zufälligkeiten der Abstammung und der Geburt. Fast wird man an den bekannten linguistischen Scherz über die Herkunft der Guizot's von den märkischen Quitzow's erinnert, wenn man diesen Südfranzosen in gemessenster, würdevoller Rede, in einer fast bis zur Steifheit ruhigen, gravitätischen Haltung, mit der kalten Einfachheit eines Puritaners, mit der sichern Ausführlichkeit und der methodischen Logik eines deutschen Professors sich aussprechen hört. Guizot's Vortrag würde selbst in Deutschland durch die langsame, scharf markirte Aussprache beinahe auffallen. Er verschmäht die beliebtesten Waffen der französischen

Rhetorik. Er vermeidet die malerischen Gleichnisse eher, als daß er sie suchte, er wendet sich nicht an die Leidenschaft, sondern an den Verstand seiner Hörer, und wenn er einmal darauf verzichten muß, sie zu überzeugen, so liegt ihm der Versuch, sie einzuschüchtern, stets näher, als der, ihnen zu schmeicheln. Nie sah der Schreiber dieser Zeilen das verhängnißvolle: oderint, dum metuant schneidender und gewaltiger in den Zügen eines Mannes verkörpert, als in einer Kammersitzung des Jahres 1847, da Guizot den Marschall Bugeaud gegen die wüthenden Angriffe der Linken vertheidigte. Der Minister schien ordentlich zu schwelgen in dem stolzen Bewußtsein seiner von widerwilliger Achtung und Furcht umgebenen Unpopularität. Die Scene erinnerte lebhaft an jenen andern berühmt gewordenen Moment, da Guizot der wie das tobende Meer gegen ihn anbrandenden Opposition die Worte entgegen schleuderte: „Verdoppeln Sie doch die Wuth Ihres Geschreies! Sie werden meinen Muth nicht erschüttern. Machen Sie, was Sie wollen! Sie werden Ihre Beleidigungen nie zu der Höhe meiner Verachtung erheben!“ Guizot ist in jedem Zuge der calvinistische, sittenstrenge, eifernde Gelehrte. Aus seinen Bewegungen, seinen Worten und Werken spricht der Mann, dessen früheste Jugendeindrücke durch Schrecken und Abscheu vor der Revolution ihre Färbung empfingen*), dessen Knaben- und Jünglingsjahre in dem puritanischen und damals

*) Guizot ist am 4. October 1787 zu Nimes geboren und wurde nach dem Tode seines Vaters, eines Advocaten, der auf der Guillotine starb, im Jahre 1794 nach Genf auf die Schule gebracht.

noch aristokratischen Genf an der strengen und starken Kost gründlicher classischer und historischer Studien sich nährten, dessen Blick in der vielsprachigen Grenzstadt früh über den Gesichtskreis eines regelrecht erzogenen Franzosen hinausschweifen durfte. Schon in Genf wurde Guizot mit deutscher Sprache und Literatur, mit Kant und Herder, bekannt. Seine erste Stellung in Paris (er wurde 1805 Hauslehrer bei seinem Gönner, dem schweizerischen Gesandten Stapfer) vermehrte diese Bildungselemente durch den disciplinirenden Einfluß des auf Napoleon's Machtgebot wieder in's Leben gerufenen Classicismus, ohne jedoch ihre fortschreitende Wirkung zu unterbrechen. Guizot vertheidigte gegen den gefällig, aber ungläubig zuhörenden Stockfranzosen Fontanes, den Großmeister der Universität und napoleonischen Musterakademiker, die tiefsinnige Literatur der germanischen Barbaren. Ein Jahr, nachdem Frau v. Staël ihr Werk über Deutschland vollendet, trat er als gelehrter Kenner deutscher Sprache in seiner Uebersetzung von Rehfues' „Spanien im Jahre 1808" vor seinen Landsleuten auf. Seine „Jahrbücher der Erziehung" (1811—1815) bahnten den schweizerisch-deutschen Reformbestrebungen auf diesem Gebiet den Weg in die besseren französischen Kreise. Aber mit nicht minderer Theilnahme wandte Guizot schon damals den Ueberlieferungen der specifisch französischen Bildung seine Aufmerksamkeit zu. Seinen Sprachstudien entsprang sein „synonymisches Wörterbuch" (1809), die Richtung seiner damaligen literar-historischen Arbeiten wird durch die „Dichter des Jahrhunderts Ludwig's XIV." (1813) bezeichnet.

Die französische Bildung des achtzehnten Jahrhunderts endlich wirkte auf Guizot in den letzten unverfälschten Ausstrahlungen ihres die Gesellschaft gestaltenden Geistes. Guizot's Denkwürdigkeiten sind voll von den Erinnerungen an den Umgang mit Suard, dem Herausgeber des Publiciste, mit Morellet, Boufflers, mit Frau v. Houdetot und Frau v. Rumford. In diesen Kreisen, am Kaminfeuer eleganter Greise und liebenswürdiger Großmütter, welche die Revolution verschont hatte, wie die Axt das dürre Holz, in diesen letzten Zufluchtsstätten altfranzösischer Urbanität, geistreich bewegter, aber von den Interessen und Leidenschaften des thatsächlichen Lebens nicht getrübter Unterhaltung gewann Guizot das feinste Verständniß für die geistigen Triebfedern der Revolution, von denen seine eigene Bildung wenig oder garnicht berührt war. Seine „Nachricht über Frau v. Rumford", dem zweiten Bande der Denkwürdigkeiten beigegeben, ist voll von lebendigen und belehrenden Erinnerungen an diese letzten Zeugen des „philosophischen Jahrhunderts." Sie unterschieden sich ebenso wesentlich von dem revolutionären Nachwuchs der sensualistischen Schule, von den Deguignes, Volney, de Tracy und ihren Anhängern, wie von den wieder erstandenen Salons der Vorstadt St. Germain. Die Einen trugen in Sitten und Charakter das Gepräge der stürmischen Zeiten, in denen sie ihre Jugend verlebt; sie hatten die alte Gesellschaft nur kennen gelernt, um sie über den Haufen zu werfen. Die Andern, die zurückgekehrten Emigranten, bewahrten wohl die gesellschaftlichen Formen, aber nicht die Denkweise der Voltärischen Zeiten;

sie hatten die unbefangene Freude an den Spielen des Geistes für immer verloren, seit sie einmal das Haupt der unter diesen Rosen lauernden Schlange gesehen. Die Besten unter ihnen schwärmten mit Châteaubriand für ritterliche Paladine, christliche Märtyrer und edelmüthige, unschuldige Rothhäute. Nur eine geringe Zahl vergessener Veteranen bewahrte noch das Palladium der glänzenden altfranzösischen Gesellschaft: die uneigennützige Freude am Wechselstreit der Meinungen, an den Ring- und Fechterkünsten des freien, geistig bewegten Gesprächs, an der unbeengten Entfaltung der geistigen Persönlichkeit, an der vollen und freien Offenbarung des Gedankens an sich, ganz abgesehn davon, wozu Zeitungsschreiber und Gesetzgeber ihn etwa verwenden könnten. Dort fand denn auch die tiefe, politische Verzagtheit des napoleonischen Geschlechtes keinen Eingang, jene Stimmung, welche Guizot trefflich in der Anrede eines kaiserlichen Theatercensors an einen Freund kennzeichnet: „Sie sehen da keine Anspielungen," sagte dieser vorsorgliche Beamte, „das Publicum wird keine sehen. Nun wohl, mein Herr, es sind welche da, und ich werde mich wohl hüten, sie zu gestatten!" Einen besonders freundlichen Mittelpunkt jener Ueberreste der alten guten Zeit bildete Frau von Rumford, Tochter des liberalen Generalpächters Paulze, eines Freundes von Turgot, Malesherbes, Trudaine, Condorcet ꝛc. Im Alter von 13 Jahren hatte sie 1771 den Generalpächter Lavoisier geheirathet, der seinen Ruhm den chemischen Studien seiner Mußestunden verdankt. Sie wurde ihm eine treue Freundin und Gehülfin im Laboratorium und im Salon,

bis die Revolution seinen Bemühungen um Volksaufklärung durch die Guillotine ein Ende machte. Der Treue eines Dieners gelang es, Lavoisier's Vermögen für die Wittwe zu retten. Diese machte später den nicht glücklichen Versuch einer zweiten Ehe mit Herrn v. Rumford, dem vor Kurzem aus Bayern nach Paris übergesiedelten ökonomischen Volksbeglücker und Suppenerfinder. Die Prätension der Dame, sich Frau Lavoisier v. Rumford zu nennen, trennte die Ehe und seitdem blieb Frau v. Rumford noch 27 Jahre (bis 1836) die Seele eines kleinen Kreises, der in ihrem Salon die Ueberlieferungen des vorrevolutionären Geistesfrühlings lebendig erhielt. Guizot, der sonst so marmorkalte Doctrinär, wird ordentlich warm, wenn er dieses Freundeslebens gedenkt. Der unerbittliche Gegner der Umsturzparteien findet beredte Worte zum Preise des achtzehnten Jahrhunderts. Er nennt es eine glühende, eifrige und aufrichtige Zeit, ein Jahrhundert der Selbstständigkeit und der Ueberzeugung. Er rühmt ihm nach, daß es Vertrauen zur Wahrheit hatte, da es für die Wahrheit das Recht verlangte, die Welt zu regieren; daß es an die Menschheit glaubte, da es ihr die Kraft zuerkannte, sich zu vervollkommnen und deren ungehinderte Ausübung eifrig erstrebte. In dem verschrieenen, reactionären Minister Ludwig Philipp's, dem schwärzesten Sündenbock des „tollen Jahres“, springt hier hell und klar eine Ader auf, die ihn deutlich als den Geistesverwandten Necker's und der Staël, seiner religiösen und politischen Glaubensgenossen, so wie der ganzen, glänzenden Generation von 1789 bezeichnet, deren belebende,

schöpferische Kraft man dann in seinem Leben und in seinen Schriften deutlich verfolgen kann unter allem Schutt, welchen die Vorurtheile und die Erbitterung des von den Verhältnissen ihm unerbittlich auferlegten Parteikampfes wohl gelegentlich darüber aufgehäuft haben. Durch alle Wechselfälle seiner langen Laufbahn (wir meinen die des zurechnungsfähigen Mannes und nehmem von seinem neuesten, greisenhaften Parteigerede zu Gunsten des römischen Stuhles hier, wie billig, keine Notiz), namentlich aber in allen seinen wirklich freien, seinem eigensten Wesen entsprossenen staatsmännischen Bestrebungen hat er diesen geistigen Adelsbrief treulich gewahrt. Es ist keine Zufälligkeit, wenn Cormenin, Guizot's entschiedenster Gegner, nach manchem herben Tadel mit warmer Anerkennung aus einer seiner Rede die Worte citirt: „Ich zweifle nicht, daß die edeln Seelen der Verfassungsstreiter von 1789, diese reinen Seelen, die das Wohl der Menschheit so aufrichtig wollten, in ihrem unbekannten Wohnorte eine innige Freude empfinden, indem sie uns heute die Klippen vermeiden sehen, an denen so viele ihrer schönen Hoffnungen zerschellt sind!“ In der That enthalten diese wenigen Worte so ziemlich das Programm der Guizot'schen Politik. „Die Fehler vermeiden, welche die philanthropischen Ideen von 1789 um ihre ersten Früchte betrogen, die Freiheit durch die Ordnung stützen und die Ordnung durch die Freiheit lebendig und fruchtbringend machen:“ das ist die Aufgabe, welche der viel bewunderte und viel geschmähte Minister Ludwig Philipp's, so weit er in freier Selbstbestimmung handelte, wirklich zu lösen versucht hat; leider,

und aus guten, bald zu betrachtenden Gründen, keineswegs immer mit Glück, aber stets mit festem, redlichem Willen. Guizot's frühe, innige Verbindung mit Royer-Collard darf dabei nicht übersehen werden. Sie ist auf die Feststellung seines politischen Glaubensbekenntnisses, wie auf die Einleitung seiner staatsmännischen Wirksamkeit von entscheidendem Einfluß gewesen. Collard stand, als Guizot ihn kennen lernte, bereits auf der Höhe des Lebens. (Er ist 1763 geboren.) Die Revolution, welche den Einen seines Vaters beraubte, hatte den Andern geächtet. Er gehörte zu der gemäßigten Partei im Rathe der Fünfhundert, welche der Staatsstreich des 18. Fructidor ihrer Stellen beraubte. Seitdem hatte er Jahre lang in strenger Zurückgezogenheit seinen Studien und der Erziehung seiner Kinder gelebt, bis Fontanes ihn 1811 als Professor der Philosophie nach Paris berief. Royer-Collard hatte mit Guizot vor Allem die streng sittliche, religiöse Grundrichtung gemein. Sein Jansenismus kam mit dem Calvinismus des Ersteren um so näher zusammen, da Beiden die Religion wesentlich Quelle der Sittlichkeit und des Rechtsbegriffes, das metaphysische Dogma durchaus Nebensache war. Mit der germanischen Ideenwelt war Collard durch das Studium der nüchternen schottischen Moralphilosophie und der englischen Verfassung in Verbindung getreten. Aus der letztern erhob sich nun in dem systematischen, auf Einheit und logische Ordnung gestellten Geiste des Franzosen das Idealbild der sittlich berechtigten Staatsordnung. Die constitutionelle Theilung der Gewalten, die Uebertragung des Souveränetätsbegriffes

auf das abstracte Gesetz, das durch die Aristokratie zwischen Volk und Krone zu vermittelnde Gleichgewicht, die constitutionellen Fictionen von den verantwortlichen Ministern und dem unverantwortlichen Könige, alle diese hervorragendsten und augenfälligsten Erscheinungen des englischen Staatslebens gewannen für ihn die Bedeutung von mathematischen Axiomen. Einige concrete Erzeugnisse eines fremden Staatslebens, Ergebnisse von Jahrhunderte langen Kämpfen thatsächlicher Interessen, wurden so aus ihrem Zusammenhange mit dem künstlichen Organismus der englischen Gesellschaft gerissen, zu philosophischen Grundwahrheiten gestempelt und als Grundpfeiler für die Umgestaltung einer durch eine furchtbare Erschütterung in ihre Atome zerriebenen, wesentlich anders gearteten Gesellschaft verwandt. So erhob sich die Doctrin des französischen Constitutionalismus über den Trümmern der Ideale von 1789, auf der großen Brandstätte der Revolution, in der geistigen Aristokratie eines Volkes, welches die organischen Mittelglieder zwischen der ungebundenen Selbstsucht des Einzelnen und dem maschinenmäßigen Gehorsam des Beamten und des Soldaten vollständig eingebüßt hatte. Es ist der verhängnißvolle Irrthum seiner Begründer gewesen, daß sie diese Grundverschiedenheit der französischen und der englischen Gesellschaft gering achteten und ihre nichtfranzösischen Nachahmer sind bis heute dieses Irrthums mit nichten so ledig, als es zu wünschen wäre. Royer-Collard, Guizot und ihre gesammte Schule haben es ohne Frage aufrichtig mit der Freiheit und dem Rechte gemeint. Die doctrinäre Fahne ist in Frankreich, wie bei

uns, fast immer von reinen Händen getragen worden, und wir wären die Letzten, diesen Vorzug für einen geringen zu halten. Auch den wohlfeilen Spott der Gegner von Rechts und Links über den die politischen Biedermänner stets lohnenden Undank kann die Mittelpartei sich gerne gefallen lassen. Mit Freuden unterschreiben wir noch heute Royer-Collard's bekannte Erklärung gegen die extremen Parteien: „Es giebt eine Faction, die im Vorrecht wurzelt, welche sich über die Rechtsgleichheit entrüstet, das Bedürfniß fühlt, sie zu zerstören. Es giebt eine andere Faction, die der Revolution entstammt, die stets nach gewaltsamen Uebergriffen trachtet, noch mehr aus Neigung als aus Bedürfniß. Wenn diese Factionen noch einmal handgemein werden, so sichere ich mich bei Zeiten: Ich erkläre der siegreichen Partei im Voraus, daß ich ihren Sieg verabscheuen werde; ich bitte sie schon heute, mich auf ihre Aechtungslisten zu setzen!“ Und dieser Zustimmung steht kein praktisches Bedenken entgegen; denn nicht in ihrem Abscheu gegen die Willkür, gegen die revolutionäre wie gegen die despotische, glauben wir den Grund für die zahlreichen Fehlschläge der Doctrinäre zu sehen, sondern vielmehr in dem stattlichen Antheil an der Neigung zu gewaltthätigen Abstractionen, welchen sie als gute Franzosen und Kinder der Revolution beim besten Willen nicht los werden konnten. Weder Royer-Collard, noch Guizot, noch irgend Einer der ganzen Schule ist zu der Erkenntniß durchgedrungen, daß alle staatliche Freiheit in der Selbstverwaltung der Gemeinde und in der Sicherheit und allgemeinen Zugänglichkeit der Rechtshülfe wurzelt,

daß man vergeblich die Parteien im Zaum hält und die constitutionelle Gesetzgebungsmaschine auf einer Nadelspitze balancirt, so lange eine allmächtige Verwaltung das Gesammtleben des Volkes umfaßt. Wir kommen auf diese Grundfrage noch öfters zurück. Vorläufig möge diese Andeutung genügen, unsern Standpunkt und die Richtung unserer Untersuchung in's Klare zu setzen.

Der Sturz des Kaisers fand Guizot als Professor der neuen Geschichte in Paris (seit 1812), trotz seiner Jugend im Besitz eines wohlbegründeten Ansehens unter den Literatoren und in den Kreisen der constitutionellen Theoretiker, in genauem Umgange mit Royer-Collard, Lainé, Maine de Biran 2c., mit der toleranten und gemäßigt freisinnigen Coterie des Publiciste durch seine Heirath mit der (vierzehn Jahre älteren) Schriftstellerin Pauline de Meulan innig verbunden. Mit einem Sprunge berief die Umwandlung der Verhältnisse den jungen Schriftsteller zu thätiger Theilnahme an der Regierung. Royer-Collard, längst mit Ludwig XVIII. in Verbindung, so zu sagen als constitutioneller Lehrmeister des in der Verbannung über seine Versöhnung mit Frankreich nachdenkenden Prinzen, trat in den Staatsrath und gleichzeitig wurde Guizot unter Montesquiou Generalsecretär im Ministerium des Innern. Was er wollte und hoffte, faßt er, unserer Ansicht nach, richtig und ehrlich, im ersten Bande seiner Denkwürdigkeiten zusammen: „Ich gehöre zu denen, welche der Aufschwung von 1789 gehoben hat, und ich gedenke nicht von dieser Höhe hinabzusteigen. Ich hänge mit dem alten Frankreich durch keine Interessen zusammen, aber ich

habe auch keine Bitterkeit gegen dasselbe. Bürgerlicher und Protestant, gehöre ich von ganzem Herzen der Gewissensfreiheit an, der Gleichheit vor dem Gesetz. Aber ich habe auch Vertrauen und glaube mich nicht verpflichtet, die Bourbons, den Adel und die katholische Geistlichkeit als Feinde zu betrachten." Frankreich, setzt er hinzu, müsse seiner Geschichte ebenso treu bleiben, als seiner Aufgabe und seiner Zukunft; die Geschichte sei die Nation, das Vaterland in den Jahrhunderten. Es ist dies eine treffliche und gründliche Auffassung ohne Frage, des gelehrten Denkers vollkommen würdig, aber nicht ohne praktische Gefahren Angesichts leidenschaftlicher, unversöhnlicher Gegensätze, in einer durch eine Revolution bis in ihre Grundfesten gespaltenen, ihren geschichtlichen Ueberlieferungen thatsächlich entfremdeten Gesellschaft. Es kommt uns vor, als ob die Doctrinärs die Weite dieser Kluft bis auf die heutige Stunde unterschätzen, als ob sie den auf der anderen Seite Stehenden die Hand bisweilen weiter hinüber reichen, als es das Gleichgewicht der eigenen Stellung wünschenswerth macht. Daß Guizot in seinen Erinnerungen an 1814 etwas dem Aehnliches fühlt, möchte der etwas verlegene Eifer wohl verrathen, mit welchem er seine Einwirkung auf das bekanntlich sehr unvollkommene Preßgesetz der ersten Restauration vertheidigt: der Staatsmann dürfe seine Ueberzeugung nicht geltend machen ohne Rücksicht auf die Vorurtheile der einmal nothwendigen Herrscher. Es habe doch viele aufrichtige und sonst nicht unverständige Gegner der Preßfreiheit gegeben, deren Meinung einige Rechnung zu tragen man nicht wohl hätte

vermeiden können. Auch habe die Presse ja oft genug gesündigt und da seien denn einige Beschränkungen der Pamphlete und Zeitungen wohl verzeihlich gewesen." Uebrigens läßt sein scharfsichtiges Urtheil über die Fehler der ersten Restauration und die Ursachen ihres Sturzes Nichts zu wünschen übrig. Auch seiner Vertheidigung der ihm später so oft vorgeworfenen Reise nach Gent wird jeder billig Denkende beipflichten: Es habe sich einfach darum gehandelt, die vor dem Kaiser und den revolutionären Ideen wiederum entflohenen Bourbons in Verbindung mit den Verfassungsfreuden und dadurch möglich zu erhalten. Da habe denn der Kreis der Doctrinäre durch Royer-Collard sich an Guizot, den Jüngsten und Disponibelsten von Allen, gewandt. Dieser wunderte sich während seiner gewagten Expedition übrigens am meisten über die ungewohnte Schlaffheit der kaiserlichen Polizei, die es deutlich erkennen ließ, wie die französische Staatsmaschine in jenen Augenblicken der letzten Entscheidung nur noch unvollkommen und widerwillig der unsicher gewordenen Hand ihres alten Meisters gehorchte.

In Gent wußte der junge, staatmännische Gelehrte sich und seine Freunde so geschickt geltend zu machen, daß nach der Rückkehr des Königs das Ministerium Richelieu-Decazes ihn als General-Secretär im Justiz-Departement von Fouché-Talleyrand übernahm und bald zum Maître des Requêtes beförderte. So hatte er, mit den übrigen Doctrinären die schwierige Aufgabe des „durate et vosmet rebus servate secundis" mitten unter den Orgien einer entfesselten, racheschnaubenden Reaction zu lösen.

Sein Urtheil über die traurige Zeit der Chambre introuvable (bis zum 5. September 1816) ist, wie immer, verständig und scharf. Wir haben volle Ursache, ihm beizustimmen, wenn er für solche Krankheitsperioden der Staaten den Ausnahmegesetzen, und wären sie noch so hart, vor jedem, wenn auch scheinbar mäßigen Zurechtmachen des bleibenden Rechts, oder gar vor einer „weitgreifenden Praxis" den Vorzug giebt. Als ein hübscher Beleg für den Satz, daß es nichts eigentlich Neues unter der Sonne giebt, verdient ein damals vorgefallenes Gespräch zwischen dem Kriegsminister, dem Herzog de Feltre, und dem General Bernard die Beachtung auch des preußischen Lesers. Der Herzog wollte den ein wenig als freisinnig verschrieenen General dem Dienste erhalten und bat ihn, seine beabsichtigte Auswanderung nicht zu übereilen. „Sie können mich gar nicht anstellen, Herr Minister," antwortete Bernard, „denn in vierzehn Tagen würde ich so vielfach denuncirt sein, daß Sie selbst es nicht wagen dürften, mich halten zu wollen." Auch die negativen Erfolge der Mittelpartei gegenüber der losgelassenen Reaction haben für den deutschen Leser den Reiz des Fremdartigen und Ausländischen ziemlich verloren. Sie bemühte sich vergeblich, dem Mißbrauch der Ausnahmegewalt entgegen zu treten, zu deren Besitz sie, den Umständen Rechnung tragend, den Ultras an ihrem Theile geholfen hatte. Royer-Collard und seine Freunde mußten es mit ansehen, wie man die von ihnen vertheidigten Prévôtal-Gerichte nicht nur gegen wenige hohe Beamte, sondern zu massenhafter Verfolgung Mißliebiger, oft genug

aus Gründen der kläglichsten Privatrache verwandte. Sie mußten den die Nation erbitternden Emigranten-Unfug geschehen lassen, ohne auch nur ein lautes Wort des Tadels zu wagen. Aber das schlug ihren Muth nicht nieder. Wenngleich thatsächlich die Willkür herrschte, so war doch in der Verfassung das Princip und die richtige Form der Freiheit gerettet. Frankreich besaß eine Pairskammer, eine Kammer der Abgeordneten und ein verantwortliches Ministerium und damit, im Sinne der constitutionellen Doctrin, hinlängliche Garantien für die Zukunft, um die Unbilden der Gegenwart mit hoffnungsfreudiger Gelassenheit ertragen zu können. In diesem Sinne feierten u. a. de Serre in Colmar, als erster Präsident des dortigen Gerichtshofes, Royer-Collard bei Vertheilung der Universitäts-Preise und Suard in der Akademie, als er Villemain den Preis für sein „éloge de Montesquieu“ ertheilte, die Verfassung als „die Arche des neuen Frankreich, als den Felsen, auf welchem die Rechte des Thrones wie des Volkes von nun an sicher und einträchtig ruhen würden.“ Es darf übrigens ohne Verstoß gegen die Wahrheit nicht verschwiegen werden, daß die Vertrauensseligkeit der Doctrinäre nicht die gleiche gewesen ist, sobald eine Bewegung von der andern Seite her die Hebel und Räder ihrer Maschine in ihrem tactmäßigen Gange zu stören drohte. Sie haben das Uebermaaß des aus dem Kessel aufsteigenden Dampfes stets mehr gefürchtet, als Gegenwinde und hindernde Strömungen, und wenn sie dabei das Schiff nicht in die Luft gesprengt haben, so sind sie dafür mehr als einmal gründlich auf den Strand gerathen und haben auf

glänzende, schnelle Fahrten von jeher verzichtet. Guizot selbst nennt sich und seine Freunde einmal bürgerliche Tory's und bezeichnet damit, wenn auch nicht ihre natürliche Geltung unter den thatsächlichen Gewalten des französischen Lebens, so doch den Grundgedanken ihres Systems: Aufrichtiges Acceptiren der Thatsache eines revolutionären, auf das Princip der Rechtsgleichheit gegründeten Frankreichs, doch mit dem Vorbehalt, diesen ungeheuren Rohstoff ohne gewaltsame Erschütterungen in die Form eines idealen, auf Verschmelzung der alten Ansprüche und Ueberlieferungen mit den neuen Thatsachen berechneten Systems zu gießen. In dieser Richtung haben die Doctrinärs namentlich in der Jugendzeit ihres Einflusses, in den Jahren 1816 bis 1820 wacker und nicht unverständig gearbeitet. Das Ministerium Decazes, oder vielmehr die Ueberzeugung und Neigung Ludwig's XVIII. selbst gewährte ihnen seit Auflösung der „unfindbaren Kammer" (5. September 1816) einen beständig steigenden Einfluß. Sie waren im Staatsrath durch Royer-Collard, de Serre, Camille Jordan, den Grafen Berenger und Guizot vertreten. Im Ministerium hatten sie mehr oder weniger auf Gouvion St. Cyr, Pasquier, Molé so wie auf Decazes zu rechnen. Ihnen, vornämlich Royer-Collard, verdankte Frankreich das Wahlgesetz vom 5. Februar 1817, mit directen Wahlen in Wahlcollegien der Höchstbesteuerten: ein System, das unsers Erachtens nur einer vernünftigen Fortbildung, einer mit dem Wohlstande und der Intelligenz der mittleren Volksschichten steigenden Erweiterung bedurfte, um Frankreich und seinen

Nachahmern die bis jetzt wenig ermuthigenden Experimente mit dem allgemeinen Stimmrecht zu ersparen. Wahres Verständniß des französischen Wesens bekundeten die Doctrinäre ferner bei Unterstützung des Recrutirungsgesetzes von Gouvion St. Cyr (1817). Ihre Vorliebe für eine aristokratische Gliederung der Gesellschaft hat sie nicht auf einen Augenblick das Geheimniß der französischen Ueberlegenheit im Waffenwerke verkennen lassen: wir meinen die innige Vermählung der physischen Volkskraft mit der besten Intelligenz der gesammten höheren Klassen, wie sie im französischen Heere durch und seit Napoleon angebahnt ist. Die damals angenommenen Grundsätze des Avancements, allerdings im Wesentlichen nur die gesetzliche Feststellung der durch die Kriege der Republik und des Kaiserreichs geschaffenen Praxis, sie haben seitdem alle gewaltsamen Umwandelungen der französischen Verfassung überdauert und auf den Schlachtfeldern Afrikas, der Krimm und Italiens sich glänzend bewährt. Wird es ihnen einst gelingen, nicht nur die Kanonen und Standarten der legitimen Heere zu erobern, sondern auch in die Vorurtheile ihrer correcten Rückzugs-Generale Bresche zu legen? Wir fürchten sehr, die eine Wirkung wird nur am Eintreten der andern einst ihre Grenze finden.

Weniger erfreulich ist die Stellung Guizot's und der andern doctrinären Führer zur Tagespresse. Es läge nahe, gerade auf diesem Gebiete ihrer Freisinnigkeit Etwas zuzumuthen. Keine andere Partei hat eine so glänzende Reihe von ernsthaften Denkern, arbeitskräftigen und verständigen Gelehrten, achtungswerthen Schriftstellern und selbst geschickten Zeitungsschreibern in's Feld gestellt. Noch

mehr: Ihre bedeutendsten Männer, Royer-Collard wie Guizot, sind auf dem Gebiete des Gedankens eigentlich mehr zu Hause als auf dem der Thatsachen. Royer-Collard hat sich stets nur zögernd und halb widerwillig in die Geschäfte gemischt, und was Guizot angeht, so fühlt man recht, wie er jedesmal auflebt, wenn er von den Erinnerungen der Tribüne und der Ministerbank sich zu denen seiner Studierstube und seines Katheders, oder zu den glänzenden Tagen seiner publicistischen Wirksamkeit wendet. Gleichwohl ist in ihrem Auftreten gegen die ihnen nicht dienstbare Tagespresse wenig von Theilnahme zu spüren. Nicht daß sie ihr grundsätzlich den Krieg erklärten. Man weiß ja, daß es Guizot's Freund de Serre war, dem Frankreich mehr noch als den glänzenden Declamationen Châteaubriand's die Aufhebung der Censur und den Beginn der dauerndsten und fruchtbringendsten Periode seiner Preßfreiheit verdankte. Dennoch mögen wir es den eigentlichen überzeugungsfreudigen Kämpen der Preßfreiheit nicht verdenken, wenn sie zu ihren doctrinären Bundesgenossen nie ein recht festes Vertrauen faßten. Man fühlt beständig durch, daß die Doctrinärs mit der freien Zeitungspresse nur eine Vernunftehe eingehen. Sie bleibt ihnen doch stets der aus Pflichtgefühl zu respectirende Gegner oder im besten Falle der nicht zünftige und nicht correcte Parteigänger, den der reguläre Offizier sich seufzend und achselzuckend gefallen läßt. Er betrachte die Presse ohne Antipathie, erklärte Guizot einmal, aber auch ohne Illusion über die sich selbst corrigirende und dem Staatskörper unbedingt heilsame Kraft, welche ihre Verehrer

ihr zuschreiben. Nur starke Repressivgesetze, eine starke Gesellschaftsverfassung und eine starke öffentliche Sittlichkeit seien im Stande, sie unschädlich zu machen. Nicht weit davon ruft er, in freudiger Erinnerung an die rüstige Geistesarbeit der zwanziger Jahre: „Wir waren voller Vertrauen zu unsern Ideen und uns selbst, voller Hoffnung auf die Zukunft, und ließen uns täglich tiefer in unsern Kampf ein, mit eben so viel Hingebung als Stolz, mit mehr Stolz als Ehrgeiz." — Gegen die Hingebung und den Stolz kann hier kein billig denkender Beurtheiler jener bereits so fern und doch wieder so sehr nahe liegenden Zustände Etwas einzuwenden haben. Das „Vertrauen" aber auf die Idee, von welchem Guizot spricht, war leider nicht stark und gesund genug, um ein lähmendes Mißtrauen gegen die natürlichen Lebensäußerungen des Volksgeistes nicht aufkommen lassen. Es war, und es ist, fügen wir hinzu, vornämlich durch den „Stolz" geknickt, durch den an sich so wohl berechtigten Stolz des Fachmannes auf sein mit Mühe und Schweiß erarbeitetes Besser-Wissen, gegenüber der nur instinctiv urtheilenden und handelnden Menge. Nur dem wahrhaft schöpferischen, mit dem innersten Leben seiner Zeit sich eins fühlenden Genius oder — der Leichtfertigkeit ist es gegeben, diesen Stolz nicht in rechthaberische Empfindlichkeit ausarten zu lassen: und den Doctrinärs kann die eine Eigenschaft eben so wenig nachgerühmt, als die andere vorgeworfen werden. Ihr System ist ihnen nicht nur Sache der Ueberzeugung und des Gewissens. Sie lieben und verehren in ihm auch das nicht ohne Mühe und Schmerzen

geborene Kind ihres Verstandes, das eigentliche Kleinod ihres geistigen Selbst, die von ihnen gefundene Lösung des Räthsels der revolutionären Sphinx, den Homunculus, der von ihrem Witze das Leben empfing. Mit einer solchen Zärtlichkeit ist nicht zu scherzen. Sie hat für den Widerspruch weit eher Hohn und Verachtung, als Verständniß bereit, und wenn die Macht sich zu ihr gesellt, so ist es wenig gerathen, ihrer Toleranz und ihrer immerhin erprobten Gerechtigkeit das Palladium des freien Wortes anzuvertrauen. Ueber Guizot's, des Ministers, Verhältniß zur Presse erlaubt sich Cormenin in seiner drastischen Bildersprache einmal die Bemerkung: „Sobald Guizot in der Regierung erscheint, sind wir sicher, daß die Presse, die große wie die kleine, gleich einem wilden Thiere aus allen ihren Schlupfwinkeln aufgehetzt wird." Der Ausdruck ist stark und nicht der eines Freundes. Aber Guizot hat nicht nur durch die Septembergesetze dazu Veranlassung, wenn auch nicht eben juristisch hinreichenden Grund, gegeben. Bei dieser starken, echt französischen Neigung zum Ordnunghalten um jeden Preis ist er übrigens keineswegs blind gegen die Gefahren jener Allregiererei, welche sich vermißt, den Strom der Volkskraft durch Reglements und Beamte in jedes beliebige Bette zu zwängen. Wie heute zu Tage bereits die Mehrzahl der wirklich gebildeten Franzosen hat er seine lichten Augenblicke, in denen er gar wohl merkt und auch sagt, worauf es eigentlich ankommt. Der Hauptvorwurf freilich, den er dem liberalen Ministerium Ludwig's XVIII. macht, ist einer doppelten Auslegung fähig. Es trifft weniger das

napoleonische Verwaltungssystem, als dessen mattherzige und unsichere Handhabung durch die Minister, wenn er darüber klagt, daß man das Centrum reformirte, nicht die Localverwaltung, daß man sich in unmittelbarer Nähe mit verfassungstreuen, rechtschaffenen Leuten umgab, und darüber nicht sah, wie in den Provinzen der alte Unfug sich fortsetzte. Die Dinge ließen sich leichter handhaben als die Menschen. „Dieselben Minister, welche nicht immer die Präfecten und die Maires zu lenken wußten, oder die zögerten, sie im Falle des Widerstrebens oder der Unfähigkeit zu wechseln, zeigten sich nutzlos entschlossen und wirksam, sobald es sich um Maaßregeln ohne Eigennamen handelte.“ (So anspruchsvoll ist man jenseit des Rheins in Regierungssachen!) Hier tadelt nun im Grunde nur der energische Bureaukrat seine durch aristokratische Rücksichten gehemmten Genossen. Dagegen erhebt sich Guizot bei Gelegenheit eines Schlußurtheils über das Fehlschlagen der Restauration einmal in überraschender Klarheit und Schärfe zur vollen Höhe der Lage. Es hört sich wie das Programm eines freien Frankreichs der Zukunft an, wenn er ausruft: „Groß ist der natürliche Zwiespalt zwischen der durch die Charte eingesetzten repräsentativen Regierung und dem durch Ludwig XIV. und Napoleon gegründeten Beamtenstaat. Wo die Verwaltung frei ist, wie die Politik, wo die örtlichen Angelegenheiten durch örtliche Behörden entschieden werden und von der Centralgewalt weder Anregung noch Unterstützung verlangen — in England, in Amerika, in Holland, in Belgien, da vereint die verfassungsmäßige Regierung sich leicht mit einer

Verwaltung, die nur in seltenen Fällen von ihr abhängt. Aber wenn die oberste Gewalt den Auftrag hat, gleichzeitig mit der Freiheit zu regieren und mit der Centralisation zu verwalten, so zeigen sich bald zwei Schwierigkeiten: Entweder die Centralgewalt vernachlässigt die örtlichen Angelegenheiten und läßt sie in Unordnung erschlaffen, oder sie knüpft sie eng an die allgemeinen Beziehungen, läßt sie ihren eigenen Interessen dienen, und die ganze Verwaltung, vom Dörfchen bis zum Palast, ist nur noch ein Regierungsmittel in den Händen der politischen Parteien, die sich die Macht streitig machen." Man sollte nun glauben, diese trefflichen, freilich auch in Deutschland weit öfter bekannten, als beachteten Wahrheiten müßten den Eingang zu einer einfachen Befürwortung der communalen Selbstverwaltung bilden. Statt dessen knüpft selbst der durch die Ereignisse von 1848 und ihre Folgen belehrte Guizot daran nicht mehr und nicht weniger als die Empfehlung einer in den Gemeinden, Kreisen und Regierungsbezirken künstlich heranzuziehenden Aristokratie des Grundeigenthums, des Besitzes, der Interessen, und die Geschichte Frankreichs von 1830 bis 1848 zeigt zur Genüge, wie wenig es Guizot als praktischem Staatsmanne gelang, auch nur diesem doctrinären Präparat aus seiner gesunden und guten Erkenntniß praktische Folgen zu geben. Uebrigens wäre es einseitig und voreilig, aus dieser und einer Anzahl ähnlicher Erfahrungen den Schluß auf unwiderrufliche Unfähigkeit der Franzosen zur Selbstregierung und damit zur staatsbürgerlichen Freiheit zu

ziehen. Die Erkenntniß eines so tief greifenden, nicht nur mit den schmerzlichen, sondern mit allen stolzesten Erinnerungen eines großen Volkes verwachsenen Schadens muß eben aus den Köpfen hervorragender Denker in die Schule und aus der Schule in's Leben eingedrungen sein, sie muß ihre Propheten und ihre Märtyrer aufweisen können, ehe sie unter den das Leben gestaltenden Mächten ihren Platz einnimmt. Wie Guizot auf seinem Gebiet die Sache verstand und anfaßte, wird noch später berührt werden.

Vier Jahre, von 1816 bis 1820, erfreuten sich die Doctrinärs und mit ihnen Guizot, ihres Einflusses auf die Regierung. Es waren mehr Jahre eines rüstigen, anfangs hoffnungsfreudigen, dann wenigstens standhaften Kampfes, als Zeiten glänzender Erfolge und leichten Gelingens. Das Cabinet hatte selbst einen schweren Stand zwischen dem Drängen der keineswegs durchweg ehrlichen Liberalen und den noch leidenschaftlichern Ansprüchen der Adels- und Priesterpartei. Die weltkluge, gelassene Mäßigung des Königs gab im Grunde nur einen schwankenden Stützpunkt, der Einfluß der Doctrinärs reichte zunächst über die geistig vorgeschrittenen Theile der Aristokratie, der Liberalen und des höhern Bürgerstandes nicht hinaus. Dazu ließ ihre Stellung zur Regierung selbst Vieles zu wünschen übrig. Die Minister Ludwig's XVIII. traten die Erbschaft der napoleonischen Praxis, was das willkürliche Umspringen mit ihren Rathgebern anging, mit wahrhaft französischer Gelehrigkeit an. Guizot selbst theilt darüber ganz ergötzliche Einzelnheiten mit. So erhielt Cuvier einmal einen Zettel von Lainé, des Inhalts, er

solle des nächsten Tages in der Kammer erscheinen, um eine ministerielle Vorlage zu vertheidigen: welche, das werde er später erfahren. In ähnlicher Weise octroyirte Corvetto seinem Freunde de Serre die Vertheidigung des Budgets, bei dessen Abfassung man jenen durchaus nicht gefragt hatte. Natürlich ließen die Männer des Gedankens, der Doctrin, sich dergleichen Commis-Aufträge nur ungern gefallen, wurden auch wohl durch ihre schulgerechte, theoretische Art den Hofleuten, selbst den wohlmeinendsten, mitunter beschwerlich genug. Namentlich der ebenso gebieterische und rechthaberische als unentschlossene Royer-Collard war im Grunde wenig beliebt. Sein und seiner Freunde Widerstand gegen das Concordat wurde ihnen selbst von dem gemäßigten Richelieu nicht vergessen. Als im März 1818 Jemand diesen Minister um eine unbedenkliche Gefälligkeit bat, erhielt er die Antwort: „Es ist unmöglich; die Herren Royer-Collard, Camille Jordan, de Serre und Guizot wollen es nicht.“ So arbeiteten die Vertreter der correcten, nach den Grundsätzen der absoluten Staatstheorie abgewogenen Freiheit mühselig, aber unverzagt fort, in beständiger Nothwehr gegen das Mißtrauen der Privilegirten wie gegen die Ungunst der Massen. Ihren eigentlichen Halt fanden sie (und finden sie noch) in den höhern Kreisen der denkenden Mittelklassen. Hier schafften ihre Organe der gesetzmäßigen Freiheit immerhin einen beachtenswerthen Zuwachs an zuverlässigen und einsichtsvollen Bekennern, wenn auch lange nicht in dem Maaße, wie der mehr und mehr drohende Zusammenstoß der extremen Parteien es wünschenswerth machte.

Zunächst waren harte Fehlschläge noch unvermeidlich. Die Vergänglichkeit des constitutionellen Vorfrühlings, der Sieg der Reaction im Jahre 1820 wurde durch die Wahl des Königsmörders Grégoire zum Abgeordneten und durch die Ermordung des Herzogs von Berry wohl nur beschleunigt. Er lag ohnehin in der Natur der Dinge. Den Doctrinärs brachte er eine Zeit der Sichtung und Prüfung, sowie der geistigen Vertiefung und Sammlung. Nicht Alle blieben der Fahne treu. De Serre, den dringenden Rath Guizot's nicht achtend, blieb im Ministerium, um mit den Ultras das Wahlgesetz zu stürzen, das er noch so eben siegreich vertheidigt hatte. Aber der geistige Generalstab der Partei hielt seine Schilde blank und rein und wahrte die Würde des Gedankens im Kampfe der Leidenschaften. Während der Altmeister Royer-Collard, seinem Glauben unerschütterlich treu, aber in tiefer, fast muthloser Verstimmung auf seinem Landsitze zu Châteauvieux seinen Kummer über das Treiben der Ultras verbarg, fand Guizot in Frau von Condorcet's Landhaus Maisonnette bei Meulan, eine freundliche, stärkende und fruchtbare Muße.

Es ist unmöglich, ihm eine herzliche Theilnahme und aufrichtige Achtung zu versagen, wenn er in seinen Denkwürdigkeiten über diese Zeit der geistigen Sammlung und gemüthlichen Erfrischung berichtet. Die Stirne des alten strengen Staats- und Partei-Mannes glättet sich dann, seine Züge werden lebendig, seine Worte gewinnen die Wärme der Jugend und den vollen Ton der Gesundheit. Das edle und reine Selbstgefühl des Gelehrten verdrängt

den Stolz des gestürzten Ministers. Der alte Kämpfer mustert in gerechtfertigter Freude die reinen und edeln Waffen, mit denen er seine ersten Preise gewann, und alle besten, rein menschlichen Seiten seines Wesens fordern unsere Anerkennung heraus. Wir wohnen uns mit ihm ein, in den bescheidenen, aber freundlichen Räumen seines Landhäuschens, wir erfrischen uns mit ihm an der wohnlichen nordfranzösischen Landschaft, mit ihrer frischen Vegetation, ihrer abwechselnden, baumreichen Cultur, ihrer behäbigen Aussicht auf das fruchtbare Seinethal mit dem Städtchen Meulan und seiner alterthümlichen Brücke. Wir sehen, wie der vollreife Mann, auf der Höhe der Kraft, nach früher und lange dauernder Gunst des äußeren Glückes plötzlich auf sich selbst gewiesen, sich energisch und freudig zusammenrafft, im Gefühle des inneren Reichthums. Wir glauben ihm auf's Wort, wenn er ausruft: „Es fehlte Nichts: Raum, Grün, Freiheit, Bewegung, Unterhaltung, Nothwendigkeit der Arbeit, deren unsere Trägheit so oft bedarf. Ich war glücklich. Wenn die Seele klar ist, und das Herz voll, der Geist thätig, so haben alle Tage ihren Reiz und gestatten alle das Glück!" Das ist die Sprache eines auf gesunder Sittlichkeit ruhenden, in redlicher Arbeit gestählten Charakters. Sie wird durch sonstige Zeugnisse über Guizot's Privatleben nicht Lügen gestraft. Cormenin, sein entschiedener politischer Gegner, zerbricht sich den Kopf, wie dieser „Ehrenmann" mit den Wehrwölfen der Börse, mit der Corruption Ludwig Philipp's habe gemeinsame Sache machen können. (Als er dies schrieb, war der Crédit Mobilier

noch nicht erfunden und Herr Mirès hausirte noch in der Provence herum.) Er macht seine Verbeugung vor dem Stoicismus, mit welchem Guizot zu Fuße dem Sarge seines Sohnes folgte und vermengt diesen „doctrinären Schulmeister“ überhaupt nicht mit der Plebs der Carrieremacher von allen Parteien. Hätte er später geschrieben, so wäre ihm sicher die unscheinbare, aber augenscheinlich wahrhaftige und charakteristische Erzählung von dem Besuch Rossini's bei Guizot, dem Minister, nicht entgangen. Es ist eine einfach, fast trocken erzählte Familienscene: ein Stündchen häuslicher Ruhe und Freude mitten im Drange der Staatsgeschäfte und Kämpfe, während seiner ersten Verwaltung des Ministeriums des Innern (1830). Rossini hat sich eben entfernt, nach einem halben Stündchen geistreicher und lebhafter Unterhaltung. Guizot bleibt mit den Seinigen im Salon zurück. Seine junge Gemahlin *) spielt eine Melodie aus Tancred, sein Töchterchen macht die ersten Versuche im Gehen. „Wir waren allein; ich blieb so, ich weiß nicht wie lange, jede Sorge vergessend, vollkommen ruhig und in die Gegenwart meiner Lieben vertieft. Seitdem sind fast dreißig Jahre vergangen; es kommt mir vor, als sei es gestern gewesen. Ich bin nicht der Meinung des Dante, daß es keinen größeren Schmerz giebt, als im Unglück der Zeit des Glücks zu gedenken. Im Gegentheil, ein großes Glück kommt mir vor, wie ein Licht, dessen Widerschein selbst über den Raum hinstrahlt, den es nicht mehr erhellt; wenn

*) Die zweite. Seine erste Gattin, die Schriftstellerin, war 1827 gestorben.

Gott und die Zeit die gewaltsame Empörung der Seele gegen das Unglück gestillt hat, so hält sie inne und betrachtet gerne in der Vergangenheit die reizenden Güter, die sie verlor."

Dieselbe feste und starke und doch menschlich warme Männlichkeit spricht aus der schönen Stelle der Denkwürdigkeiten, in der Guizot des Verlustes seiner zweiten Gemahlin gedenkt. Sie starb am 11. Januar 1833, nachdem sie ihm seinen ersten und einzigen Sohn geschenkt. Guizot ergeht sich bei der Gelegenheit nicht in lyrischen Gefühlsausbrüchen. Er denkt nicht daran, sich aus der Gesellschaft und den Geschäften weltschmerzlich zurückzuziehen. Im Gegentheil. „Ich kehrte in den Ministerrath und in die Kammer zurück," sagt er ausdrücklich, „sobald ich es mit Anstand und Wirksamkeit konnte." Herr von Lamartine oder Châteaubriand würden ein solches Geständniß wahrscheinlich sehr prosaisch finden. Aber darum ist der Schmerz des nüchternen Calvinisten, des Mannes der Arbeit und des Gedankens nicht weniger wahr, sein Bekenntniß nicht weniger aufrichtig, wenn er gleich daneben sich ausspricht: „Ich habe das politische Leben sehr geliebt; aber es ist stets sehr weit entfernt gewesen, mir zu genügen. Nicht daß ich mich über seine Prüfungen beklagte. Viele öffentliche Charaktere haben sich sehr über die Härte des Schicksals und über die Undankbarkeit der Menschen beklagt. Ich habe solche Gefühle nicht kennen gelernt. Ich habe die Menschen nicht verblendeter oder undankbarer gefunden, als ich es erwartete." Aber gerade im höchsten Glücke, fährt er fort, habe er sich am wenigsten

befriedigt gefühlt. „Die öffentlichen Angelegenheiten sind groß und bemächtigen sich des Gedankens, aber sie erfüllen nicht das Herz. Dies will innigeres und süßeres Glück als alle Triumphe der Thätigkeit geben können.“

Wir glaubten auf diese rein menschliche Seite des berühmten Staatsmannes ausdrücklich hinweisen zu müssen, weil sein kaltes, puritanisches Aeußere und die systematische Hartnäckigkeit seiner Ueberzeugungen ihm vielfach den ganz ungerechten Vorwurf der Härte, ja der Grausamkeit zugezogen haben. Kehren wir jetzt zu dem Historiker und Publicisten zurück. Es öffnet sich vor uns ein Feld so reicher und vielseitiger Thätigkeit, daß wir auf eine irgendwie erschöpfende literarische Kritik der einzelnen Arbeiten in den Grenzen dieses Aufsatzes leider verzichten müssen. Zum Glück haben wir es zum größten Theil mit allbekannten und vielfach auch in Deutschland besprochenen Leistungen zu thun*) und können uns daher mit gutem Gewissen auf eine kurze Orientirung unter den leitenden Grundgedanken beschränken.

Guizot äußert sich an mehreren Orten sehr bestimmt über die Anforderungen, welche eine politische Opposition erfüllen müsse, um für berechtigt zu gelten. Als erste Bedingung stellt er die Aufgabe, der Regierung nicht blos

*) Wir ergreifen mit Freuden die hier sich bietende Gelegenheit, um an die Arbeit von Julian Schmidt: „Geschichte der neuesten französischen Literatur“ in aufrichtiger Anerkennung zu erinnern. Die Beurtheilung der Guizot'schen Geschichtschreibung ist nächst dem meisterhaften Berichte über die dramatischen Leistungen Victor Hugo's vielleicht der gelungenste Abschnitt des Werkes. Wir können sie bis auf wenige Punkte fast Wort für Wort unterschreiben.

mit verneinendem, stets ziemlich billigem Tadel entgegenzutreten, sondern mit positiven, wenn nicht unfehlbaren, so doch nicht handgreiflich unausführbaren Gedanken. Wer nicht bereit und im Stande sei, die Regierung an Stelle der Minister zu übernehmen, der dürfe, ohne Verletzung seiner patriotischen Pflicht, das System der Regierung nicht zu stürzen versuchen. Man möge in dieser Ansicht immerhin jene bekannte Prätension der zünftigen Fachmänner tadeln, die man nur auf den Streit des ersten besten ungeschickten Handwerkers mit seinem schlecht bedienten Kunden übertragen darf, um ihre principielle Unhaltbarkeit einzusehen. So viel ist gleichwohl gewiß: Guizot hat ein subjectives, persönliches Recht, so zu sprechen. Seine Opposition (sie dauerte von 1820 bis 1827, oder eigentlich, mit kurzer Unterbrechung bis 1830), seine ganze selbständige, gegen die Reaction der Priester- und Adelspartei gerichtete Thätigkeit ist durchaus nicht sowohl störender, als schöpferischer Natur. Sie ist dabei fest und geschlossen, aus einem Gusse. Der Publicist kämpft mit den Waffen des denkenden Geschichtsforschers, und der Geschichtsforscher wählt Gegenstand und Methode seiner Arbeiten nach den Bedürfnissen und Ueberzeugungen des Politikers. Einen wahrhaft wohlthuenden Gegensatz bildet das Ganze dieser unermüdlichen, im Dienste eines wahrhaft patriotischen Gedankens mit unliebenswürdiger zwar, aber zuverlässiger Pflichttreue vollbrachten Arbeit gegen das gleichzeitige Treiben Châteaubriand's, der in seiner genialen, aristokratischen Willkür des poetischen Cavaliers über die bloße Stimmung niemals hinaus kommt.

Guizot's Arbeitskraft kann mit den solidesten Leistungen deutscher Gelehrten in die Schranken treten. In dem Jahrzehnt von 1820 bis 1830 schrieb er die Histoire du gouvernement représentatif (Vorlesungen von 1821. 22), die Essais sur l'histoire de France (1824, Anmerkungen und Excurse, veranlaßt durch seine Herausgabe von Mably's Observations sur l'histoire de France 1823), die ersten beiden Bände der Histoire de la révolution d'Angleterre (1826), den Cours d'histoire moderne (Vorlesungen von 1828. 29; 6 Bände). Er edirte außerdem Letourneur's Uebersetzung des Shakspeare (1821), begründete 1823 die beiden großen Sammelwerke: Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de la révolution d'Angleterre (26 Bände) und Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de France, die Zeugen seiner umfassenden Quellenstudien. Endlich griff er in die Tagesgeschichten mächtig ein durch die Brochüren: „Du gouvernement de la France depuis la restauration“ (1821); „Essai sur l'histoire et sur l'état actuel de l'instruction publique en France“ (1821); „Des conspirations et de la justice politique“ (1821); „De la peine de mort en matière politique“ (1822). Der 1824 gegründete Globe zählte ihn unter seinen Mitarbeitern, und 1827 gehörte er zu den Begründern der Revue française. Das Motto dieser doctrinären Zeitschrift:

„Et quod nunc ratio est impetus ante fuit“

bezeichnet treffend den Charakter dieser ganzen, stolzen und festen, von den Doctrinärs in erster Linie getragenen Bewegung der Geister. Sonderung der Idee von 1789, der

Idee des Rechtsstaates, von den Leidenschaften der Revolution, Versöhnung des Bürgerthums mit dem Adel auf dem Boden der jeder Kraft ihre freie Entwicklung, jedem Recht seine Geltung sichernden Verfassung: dies die Aufgabe der Partei. Mit Recht hält Guizot ihre Lösung auf dem Gebiet der Thatsachen nicht eher für möglich, als bis sie sich in den Gemüthern, wenigstens der denkenden Klassen vollzogen. Der Riß müsse geheilt werden, durch welchen die Revolution das Bewußtsein des lebenden Geschlechtes von seinen geschichtlichen Grundlagen trennte. Das französische Volk müsse wieder seiner Geschichte inne werden, es müsse lernen, die Gesellschaft nicht als ein willkürliches Erzeugniß der jedesmaligen Generation zu betrachten, sondern sie als einen lebendigen Organismus zu ehren, hervorgegangen aus den Thaten und Leiden von Jahrhunderten, der Vervollkommnung und Förderung bedürftig, aber ihrer nur fähig bei bewußter Durchführung der überlieferten Gesetze ihres Wachsthums. Dabei mußte die Untersuchung denn nothwendig zwei Hauptrichtungen nehmen. Auf der einen Seite erblickte der Forscher das Ideal seines Rechtsstaates nahezu verwirklicht in einem Volke, dessen früheste Entwickelung mit der des französischen die vielfachsten Berührungspunkte hatte, wenn nicht geradezu zusammenfiel. Seiner Entwickelung nachzugehn, an ihm der Lebensgesetze eines gedeihlichen Verfassungslebens inne zu werden, mußte sein erstes Bedürfniß sein. Dann kam es darauf an, in der Geschichte des eigenen Volkes die Ursachen zu studieren, welche ein ähnliches Ergebniß gehindert hatten: so, wenn überhaupt, mußte es dann gelingen, für das Einholen des

so lange Versäumten, für die Verpflanzung der in England herangewachsenen Staatsformen oder vielmehr einer sie übertreffenden Nachbildung auf französischen Boden, einen sichern, wenn auch langwierigern Weg zu finden, als die himmelan steigende Flugbahn der philanthropischen Idee von 1789. Dem ersten Theile der Untersuchung diente die „Geschichte der Repräsentativregierungen“, die Abhandlung über den Ursprung des Repräsentativsystems in England (in den Essais), vor Allem aber die Geschichte der englischen Revolution mit ihren späteren Fortsetzungen. In der andern Richtung forschten die Essais sur l'histoire de France, so wie später die berühmten Vorlesungen von 1828 und 1829—30 der Entstehung und Natur des französischen Volkes nach, bis zu dem Zeitpunkt, etwa Ende des vierzehnten Jahrhunderts, da die Wege der beiden Staaten entschieden und vielleicht für immer sich trennen.

Was die Methode Guizot's angeht, so hat sie von den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der französischen Art nur das Streben nach Klarheit, nach durchsichtiger, logischer Ordnung, nach allgemein faßlichen Ergebnissen. Dagegen verzichtet sie darauf, durch epischen Schwung oder durch den romantischen Reiz farbenreicher Einzelschilderung die Einbildungskraft zu fesseln. Die Darstellung ist ebenso nüchtern und knapp, als gründlich. Die Erzählung ist ihr Mittel, nie Zweck; sie wählt nicht die romantischsten, sondern die lehrreichsten Thatsachen aus und zieht die Schlüsse oft mit einer Absichtlichkeit und einer scharfen Betonung, welche eher mißtrauisch macht und die Kritik herausfordert, als blendet und besticht.

Wenn Guizot sicher ist vor den phantastischen Irrgängen Michelet's und Lamartine's, so fehlt ihm dafür auch der wunderbare Zauber Augustin Thierry's, des Meisters in der Kunst, die Ergebnisse gediegener Forschung mit dem vollen Reiz des Lebens zu umgeben und die Vergangenheit als einen durchsichtigen Organismus vor den Augen des Lesers erstehen zu lassen. Wie Thierry und die ganze liberale Schule sieht Guizot in dem Aufstreben des französischen Bürgerstandes die Erhebung des römisch-gallischen Elementes gegen den germanischen Feudalismus. Es begegnet ihm dabei die Menschlichkeit, die Entwickelung des bürgerlichen Rechtsbewußtseins für die Gallo-Romanen vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, in Anspruch zu nehmen, indem er über der Betrachtung der fränkischen und burgundischen Barone und ihrer Nachkommenschaft die großartige Entwickelung des deutschen Städtewesens übersieht. Im Uebrigen sind ihm die Germanen mit nichten blos das störende, barbarische Element. Er vergleicht sie freilich wunderlich genug mit den Rothhäuten Amerikas, weiß aber ihren Einfluß, als das Princip der individuellen, dem Alterthume unbekannten Freiheit, gar wohl zu schätzen. Vortrefflich ist die Schilderung des römischen Verfalls. Der die Völker abtödtende Beamtendespotismus hat selten einen schärfer beobachtenden Untersucher, einen freimüthigeren und beredteren Verurtheiler gefunden. Nicht als mißvergnügter Orleanist und laudator temporis acti weist Guizot es nach, wie die trügerischen Vortheile einer schimpflichen Gleichheit von jeher die Lockspeise des beginnenden Despotismus waren,

wie die Bedürfnisse des Despotismus stets in dem Verhältnisse wachsen, als seine Mittel abnehmen, wie in Bezug auf Kraft und auf Reichthum die Unfruchtbarkeit und die Verschwendung ihm gleichmäßig auferlegt sind, wie die Gesellschaft, die Menschen, die Dinge in seinen Händen nur ein todtes Capital sind, welches er ausgiebt, um sich zu erhalten und in welches er um so tiefere Griffe thun muß, je mehr es bereits erschöpft ist.

In hohem Grade lehrreich ist sodann die Schilderung des kirchlichen Einflusses und des Lehnswesens, als der beiden Hauptträger der neuen Gesellschaft. Das Gesammtergebniß seiner Betrachtung faßt er selbst in die Worte zusammen: „Die Geschichte Frankreichs ist der Kampf zweier Völker, der der Sieger und der Besiegten. Die Revolution ist der Sieg der so lange Unterworfenen. Durch die Charte stellt der König sich an die Spitze der Sieger und legalisirt ihren Erfolg. Allerdings treten dadurch die Sieger nicht einfach in das Verhältniß der ehemals Besiegten zurück. Sie finden die Gleichheit statt des Vorrechtes. Aber weit entfernt, damit zufrieden zu sein, erneuern sie den Kampf und dessen Vollendung ist der Verlauf der neuesten Geschichte." Wie Guizot in seiner Ansicht von der Bedeutung der Charte unserer Meinung nach irrte, wie er auch in der englischen Verfassung die auf der großen Staatsbühne arbeitende Maschinerie überschätzte und darüber die eigentlichen Stützen und Triebfedern des Verfassungsstaates dennoch in wesentlichen Stücken verkannte, darauf kommen wir bei Würdigung seiner eigenen Wirksamkeit zurück.

Es wird der Restauration immer zur Ehre gereichen, daß sie diese ganze gewaltige, in ihr innerstes Wesen eingreifende Geistesarbeit nicht unterdrückte. An Anwandlungen despotischer Ungeduld fehlte es freilich nicht. Wenn auch Guizot nicht geradezu mit dem Staatsanwalt in Conflict kam, wie Béranger, so verbot doch der Abbé Frayssinous am 12. October 1822 seine Vorlesungen und verleidete ihm damit für die nächsten Jahre alle unmittelbare Betheiligung an der Politik. Erst 1827 gab das Ministerium Martignac eine kurze Aussicht auf Durchführung und Befestigung des parlamentarischen Systems. Royer=Collard, siebenfach gewählt, trat als Präsident an die Spitze der Kammer. Guizot erhielt seinen Staatsrathstitel zurück und durfte seine Vorlesungen wieder eröffnen. Aber nur zu bald bestätigten sich bekanntlich die Befürchtungen Royer=Collard's, der nur aus Pflichtgefühl seinen Platz einnahm, übrigens der Hoffnung auf die Möglichkeit eines ehrlichen Bündnisses der Verfassungsfreunde mit den Priestern und Junkern völlig entsagend. Mit dem Ministerium Polignac siegte der böse Geist der Bourbons. Den Grundgedanken, der zu den Ordonnanzen führte, hebt Guizot einfach und treffend hervor. Man hatte bei Hofe nicht eigentlich das Bewußtsein des Verfassungsbruches, man wollte die Verfassung auch keineswegs abschaffen. Herr v. Polignac ging sogar damit um, mit ihrer Hülfe dem legitimistischen Adel eine privilegirte Stellung nach englischem Zuschnitt zu geben. Aber dem Bürgerthum, der Nation gegenüber faßte man die Verfassung nicht als eine Schranke der königlichen Macht

auf, sondern als eine bequeme und frei gewählte Form für die Ausübung derselben. Die absolute Gewalt blieb für diese Auffassung stets auf dem Grunde der Charte. So kam man selbst mit den Doctrinärs in unlösbaren Conflict, wenngleich es bekanntlich mit nichten die Doctrinärs, sondern die Partei des demokratischen Königthums und die Republikaner waren, welche den Entscheidungskampf aufnahmen und die Dynastie stürzten. Guizot, seit 1829 Deputirter der Wähler von Lisieux, überdies Präsident der Gesellschaft Aide-toi und von großem Einfluß auf die studierende Jugend, im weiten Sinne des Wortes*), an der berühmten Adresse der 221 hervorragend betheiligt, befand sich mitten im Strome der ungeheuren Bewegung. Dieser Strom trug ihn fast ohne sein Zuthun auf den Gipfel der Macht. Guizot wurde

*) Sein Auditorium bestand aus der Elite der französischen Intelligenz. Neben den eigentlichen Studierenden sah man Gelehrte aller Fächer und auch das Ausland war zahlreich vertreten. Von der gar nicht vulgär-französischen Haltung des gefeierten Professors legt sein Benehmen nach seiner ersten Deputirtenwahl sprechendes Zeugniß ab. Das Auditorium empfing ihn mit jubelnden, stürmischen Glückwünschen. Da sprach Guizot die charakteristischen Worte: „Ich danke Ihnen für so viel Wohlwollen. Ich bin davon lebhaft gerührt. Ich bitte Sie um zwei Dinge: das erste, es mir immer zu bewahren, das zweite, es mir nicht mehr so zu bezeugen. Nichts von dem, was außen vorgeht, muß in diesem Umkreise widerhallen. Wir kommen hier zusammen, um Wissenschaft zu treiben, reine Wissenschaft. Sie ist wesentlich unparteiisch, uneigennützig, jedem äußeren Ereigniß fremd, es sei groß oder klein. Ich hoffe, daß Ihre Theilnahme mir in der neuen Laufbahn folgen wird, zu der ich berufen bin. Ich wage sogar zu sagen, daß ich darauf rechne. Hier ist Ihre schweigende Aufmerksamkeit der beste Beweis, den ich dafür erhalten kann.“

am 31. Juli provisorischer Commissar für die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts; am 1. August ernannte ihn Ludwig Philipp von Orleans, der General-Lieutenant des Königreichs, zu gleicher Würde für das Ministerium des Innern und am 11. August wurde ihm dieses Ministerium durch den König Ludwig Philipp endgültig übertragen. Aber nicht einen Augenblick gewannen die Ereignisse die Oberhand über die Ueberzeugungstreue, oder wenn man will den orthodoxen Starrsinn des mit seinem System fest verwachsenen Doctrinärs. Die Revolutionäre hatten von ihrem Standpunkte aus ganz Recht, wenn sie ihn des Undanks beschuldigten. Guizot hat es ihnen wirklich keinen Augenblick Dank gewußt, daß sie die legitime Dynastie vertrieben. Auch Ludwig Philipp ist ihm nicht sowohl der Erwählte des Volks, als der nach Vertreibung der ältern Dynastie einzig mögliche und natürliche Träger der Königsgewalt, als eines integrirenden, von Niemandes Beschluß und Willen abhängenden Bestandtheiles der Staatsidee. In unwandelbarer, zuletzt wohl in unselbstständige Schwäche ausartender Hingebung hat ihm Guizot gedient; zuerst als Minister des Innern (11. August bis 2. November 1830); dann als Minister des Unterrichts (von 1832, mit der dreitägigen Unterbrechung des Ministeriums vom 10. November 1834 bis zum 22. Februar 1836, und dann wieder vom 6. September 1836 bis zum 15. April 1837); endlich vom 28. October 1840 bis zuletzt als Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Eine nur annähernd vollständige Geschichte dieser Verwaltungen müßte, wenn sie verständlich sein wollte, sich zu einer

Geschichte der Julirregierung ausdehnen. Es versteht sich, daß sie nicht im Plane dieser Betrachtung liegt. Aber unser Urtheil über Guizot, den Minister, und über die vergangene und gegenwärtige Bedeutung des durch ihn vertretenen Systems wollen wir kurz zu begründen versuchen.

Wir beginnen mit der Glanzseite des Bildes, mit Guizot's Wirksamkeit für das Unterrichtswesen in allen seinen Zweigen, von der Dorfschule bis zur Akademie. Wenn irgendwo, so ist die Betrachtung des staatsmännischen Gelehrten auf diesem Gebiete sicher, neben unbedingter Achtung auch rein menschliche Zuneigung zu erwecken. Weit entfernt, den Wirkungskreis dieses bescheidensten der Ministerien den glänzenden und blendenden Aufgaben der hohen Politik nachzusehen, gedenkt Guizot desselben überall mit unverkennbarer Vorliebe, als der eigentlichen Heimath seines Geistes und seiner Kraft. Die entschiedene Popularität der Unterrichtsbehörden ist ihm eine willkommene Bürgschaft dafür, daß eine sittliche Ordnung der Dinge in unserer so vielfach (und zwar, wie beiläufig bemerkt werden mag, gelegentlich auch von Guizot) verleumdeten Gesellschaft denn doch noch eine große Gewalt besitzt. Er macht dabei die feine, den Lobpreisern des mittelalterlichen Kasten- und Zwangsystems zur Beachtung zu empfehlende Bemerkung, daß die natürlichen und moralischen Familienbande in dem Maaße stärker geworden seien, als die politischen und legalen sich bei uns allerdings abgeschwächt hätten, daß Kinder und Eltern, ihrer freien Herzensregung und dem Einfluß der Sitte und der öffentlichen Meinung

überlassen, ohne Frage mehr für einander thun, als wenn die Stärke des äußeren Zwanges dem freien sittlichen Entschluß keinen Spielraum läßt. Unverkennbar ist das herzliche Wohlwollen, wir dürfen sagen das Gefühl einer rühmlichen Amtsgenossenschaft, mit welchem er stets seiner Verhältnisse zu ausgezeichneten Vertretern der Wissenschaft gedenkt. Es erfüllt ihn noch nach Jahren mit sichtlicher Genugthuung, wenn es ihm gelang, ein mit den Verhältnissen ringendes Talent zu heben, einen treuen Arbeiter zu lohnen; einen Kämpfer des Geistes gegen die Unbill der Weltleute mit Erfolg zu vertreten. Wer nähme nicht seine Partei gegen den Krämersinn der Budgetcommission, welche dem greisen Geoffroy St. Hilaire, nachdem dieser sein Vermögen und seine Kraft der Wissenschaft geopfert, die allzu geräumige Amtswohnung nicht gönnt; oder wer stimmte ihm nicht bei, wenn er den italienischen Flüchtling Rossi, weil er eine tüchtige Kraft in ihm erkennt, muthig und standhaft gegen die in politisch-liberalen Mantel sich hüllenden Kabalen des Brodneides in Schutz nimmt? Was die höhere Bildung Frankreichs, vor Allem das Studieren der französischen Geschichte und Alterthümer ihm verdankt, ist allgemein anerkannt. Die große Sammlung der Urkunden zur französischen Geschichte, die Sorge für Erhaltung von Bau-Denkmälern (schon 1830, als Minister des Innern, schuf er für den gelehrten, trefflichen Vitet die Stelle des Inspecteur général des monuments historiques), endlich die bis heute großartig fortwirkende Gesellschaft für vaterländische Geschichte sichern ihm auf diesem

Gebiete bleibende Ansprüche an die Dankbarkeit, nicht nur Frankreichs, sondern der gebildeten Welt.

Weniger bekannt und anerkannt sind seine der besten deutschen Schule angehörigen Ansichten über die zweckmäßigste Fürsorge des Staates für Pflege der höheren Bildung. Der starre Doctrinär opfert hier, wenn auch in der Hauptsache nur theoretisch, dem Grundsatze der freien und mannigfaltigen Entwickelung. Er macht das unumwundene Geständniß: das heutige Frankreich sei ärmer an selbstständigem und ursprünglichem Geistesleben als das von 1789. Der Abgrund von Paris verschlinge die geistigen Kräfte der Nation, und die Einförmigkeit des Denkens bewirke bald seine Schwäche, dann seine Knechtschaft. Schon 1814 dachte er daran, Frankreich ähnlich wie Deutschland durch ein ganzes System von Universitäten geistig zu befruchten, und da ihm später hierfür die geistigen Hülfsmittel Frankreichs denn doch nicht ausreichend erscheinen, glaubt er wenigstens den Plan vollständiger und reichlich ausgestatteter Universitäten in Rennes, Straßburg, Montpellier und Toulouse festhalten zu müssen. So werde es gelingen, die Provinzen wieder geistig zu beleben, originale und frische Kräfte heran zu ziehen, der verderblichen Abhängigkeit der öffentlichen Meinung von den jedesmaligen Tonangebern der Hauptstadt ein Gegengewicht zu geben. Freilich hat Guizot später als Minister nicht daran denken können, diese sehr zweckmäßigen Pläne zur Ausführung zu bringen, aber man darf ihn deshalb nicht als unaufrichtig verurtheilen, ohne die Kürze seiner Amtsführung, den störenden Einfluß der allgemeinen Politik und die

Größe der anderweitigen und dringenden Aufgaben in Anschlag zu bringen, unter denen die Sorge für das Volksschulwesen obenan stand. Der theoretischen Anerkennung bedurfte die Wichtigkeit derselben allerdings auch in Frankreich schon lange nicht mehr, da sie, wie man weiß, bereits unter den Stichwörtern der ersten Revolution eine hervorragende Rolle gespielt hat. Von 1792—1795 hatte der Convent sieben Decrete über die Gründung von Elementarschulen erlassen, den Kindern des Volkes unentgeltlichen Unterricht, den Lehrern ein Gehalt von wenigstens 1200 Francs gesetzlich zugesichert. Thatsächlich waren unterdessen die wenigen Kirchschulen eingegangen, die Schulhäuser verfallen, der Unterricht, selbst der in den Elementen, ein Vorrecht der Begüterten geworden. Unter dem Kaiserthume interessirte sich der Staatsrath Cuvier für die Sache, machte Studienreisen in Holland, Deutschland, der Schweiz, brachte verständige, anregende Gedanken von dort mit nach Hause. Aber der Kaiser „hatte zuviel zu thun", wie er meinte, „um sich auch noch die ABC-Schützen auf den Hals zu laden." Seine Sorge beschränkte sich auf gut organisirte Abrichtungsanstalten für den Staatsdienst. Er centralisirte das gesammte höhere Schulwesen in seiner „Universität" und gab ihm damit seine, in den Grundzügen noch jetzt fortbestehende Gestalt. Den Volksunterricht, wie er ihn verstand, leitete er so großartig als wirksam auf den Schlachtfeldern Europa's. Seit 1814 waren namentlich Royer-Collard und Cuvier für das Schulwesen thätig und neben ihnen arbeiteten die wieder belebten geistlichen Orden.

(Zwischen 1821 und 1826 wurde religiösen Körperschaften durch 8 königliche Ordonnanzen die Anlegung von Schulen verstattet). Auch die ersten Unterrichtsminister Ludwig Philipp's, Barthe und Montalivet, hatten wenigstens einige Anläufe gemacht, so daß, als Guizot das Unterrichtsministerium antrat, die Wichtigkeit des Gegenstandes und die Verpflichtung der Regierung wohl von allen Seiten anerkannt war; dennoch blieben theils fast alle principiellen Fragen über das „Wie“ der Sache noch zu entscheiden, theils eine zusammenhängende und entwickelungsfähige Organisation zu schaffen.

Nach beiden Seiten ist Guizot im Ganzen erfolgreich, wenn auch wohl nicht ohne Vorurtheile, an's Werk gegangen. Unbedenkliche Billigung scheint es uns zu verdienen, daß er der Privatthätigkeit neben den Staatsanstalten freie Bewegung ließ und daß er den unentgeltlichen Unterricht auf die Kinder der Armen beschränkte. (Die demokratische Lieblingsidee des allgemein unentgeltlichen Elementarunterrichts oder gar des unentgeltlichen Unterrichtes überhaupt leidet unserer Ansicht nach an einem psychologischen Fehlschluß. Nur auserwählte Naturen schätzen auch die umsonst gebotene Gabe, vollends auf geistigem Gebiete, während für den großen Troß die Schwierigkeit der Erwerbung immer ein Hauptmaaßstab für die Schätzung eines jeden Gutes bleibt. Jeder Pädagog, der ausgedehntere Beobachtungen an Freischülern und ihren Eltern zu machen Gelegenheit hatte, wird uns verstehen.) Auch daß er den Schulzwang nicht einführen mochte und daß er den Unterricht in den ländlichen Elementarschulen

zunächst auf das Nothwendigste beschränkte, dagegen in den Städten für eine Art gehobener Musterschulen sorgte, dürfte sich, wenn nicht gerade loben, so doch entschuldigen lassen; wie es uns denn z. B. sehr fraglich erscheint, ob Preußen durch etwaige Aufhebung des Schulzwanges einen erheblichen Verlust an intelligenten und strebsamen Staatsbürgern erleiden würde. Wo die fortschreitende Culturbewegung und die natürliche Fürsorge der Eltern die Kinder nicht in die Schule führt, da vermögen wir uns auch von dem Wirken des Schulboten, der die Säumigen auf die Liste der Straffälligen bringt, einen besondern Segen kaum zu versprechen. Die Gesammtorganisation, welche Guizot den französischen Elementarschulen gab, erinnert deutlich an die bekannten deutsch-preußischen Studien seines treuen Mitarbeiters Cousin. Zunächst mußte eine General-Schulvisitation, von 490 Beamten in 4 Monaten an 33,456 Schulen vollzogen, das statistische Material zusammen bringen. Dann erhielt jedes Departement seinen Regierungs-Schulrath (Inspecteur) und sein, theils von den Gemeinden, theils vom Staate zu tragendes Unterrichts-Budget. Ein Rundschreiben des Ministers entwickelte 39,300 Elementarlehrern die Bedeutung ihrer Pflichten und Rechte, versprach möglichsten Schutz und Beistand, ermahnte zu würdiger, anständiger Haltung, zu bescheidener Verträglichkeit gegenüber den Pfarrern, zum Gehorsam gegen die Gesetze und die Regierung. Einen seltsamen Eindruck macht die miteinfließende Ermahnung zur Frömmigkeit: „Auch sieht man, daß überall, wo der Elementarunterricht geblüht hat, in seinen Vertretern sich

eine religiöse Idee mit der Liebe zur Bildung vereinigte. Möchten Sie, mein Herr, in solchen Hoffnungen, in solchem eines gesunden Geistes und eines reinen Herzens würdigen Glauben eine Befriedigung und Standhaftigkeit finden, welche vielleicht der Patriotismus und die Vernunft allein Ihnen nicht geben könnte!" Wie dies „auf die Erfahrung der Sachverständigen" sich gründende Recept gewirkt hat, erfahren wir nicht. Aber 13,850 Schulmeister antworteten dem Minister (auf seinen Wunsch), indem sie Belehrung mit Belehrung vergalten und das „schätzbare Material" seiner Archive vermehrten. Was die statistischen Ergebnisse von Guizot's Bemühungen angeht, so vermehrten sich zwischen 1832 und 1847 die Knabenschulen von 31,420 auf 43,514, ihre Schüler von 1,200,715 auf 2,176,079, die Seminare (écoles normales) von 15 auf 76. Dennoch fällt, für unsere Auffassung wenigstens, ein trüber Schatten auf das sonst so erfreuliche Bild, ein Schatten, der sich freilich über alle Leistungen der Doctrinärs erstreckt und in dessen zunehmendem Dunkel sie schließlich unbedauert von der undankbaren, aber nicht grundlosen Ungeduld der öffentlichen Meinung verworfen, von der französischen Staatsbühne verschwanden. Wir meinen einen erkältenden und lähmenden Zug des Mißtrauens gegen die schaffende und heilende Kraft des freiwaltenden Geistes, entsprungen aus dem gelehrten Zunftgeist, dem Glauben an die Unfehlbarkeit und Allgenugsamkeit der Schule und des Systems, und freilich groß gezogen und befestigt durch recht bittere Erfahrungen, wie sie dem deutschen Nachwuchs der Schule auch entfernt

nicht zur Seite stehen. Wir berühren hier wieder den springenden Punkt der Frage, dessen wir bereits im Eingange dieser Schilderung andeutend gedachten. Guizot hat oft genug lichte Augenblicke, in denen er die Gefahren der mißtrauisch engherzigen Ueberwachung, der lähmenden Allregiererei sehr treffend bezeichnet. Hatte er das System doch von seiner schlimmsten Seite in unmittelbarer Nähe gesehen, als gleich nach der Julirevolution die Stellenjäger ihn gleich hungrigen Wölfen umdrängten, als er der patriotischen Linken nicht genügte mit der in einem Monate verfügten Absetzung von 76 reactionären Präfecten (auf 86), von 196 dergleichen Unterpräfecten (auf 277), von 53 Generalsecretären (auf 86), von 127 Präfecturräthen (auf 315). (In der Communalverwaltung waren 303 Bürgermeister abgesetzt und ein Circularschreiben hatte den Präfecten Vollmacht zu etwa nöthig scheinender Vervollständigung dieser zeitgemäßen Maaßregel gegeben.) Und dem entschiedensten und aufgeklärtesten Gegner bureaukratischen Zwanges würde es Ehre machen, was Guizot um dieselbe Zeit an seinen Präfecten Amédée Thierry schrieb: „Suchen Sie Leute, die selbst denken und handeln. Das erste Bedürfniß des Landes ist, daß auf allen Punkten sich unabhängige Meinungen und Einflüsse bilden. Die Centralisation der Geister ist schlimmer, als die der Geschäfte.“ In ähnlichem Sinne schreibt er einem andern Beamten: „Werden Sie nie das, was man einen ausgezeichneten Präfecten zu nennen pflegt, d. h. ein Präfect, der keinen Brief unbeantwortet läßt und dann über

den thatsächlichen Gang der Geschäfte seine Hände in Unschuld wäscht." Aber Alles das ist bei dem Doctrinär doch mehr augenblickliches Aufflackern eines vom Luftzuge der Revolution bewegten geistigen Lichtes, als warme Ueberzeugung des Herzens.

In der Praxis und zuletzt auch in der Theorie nimmt nur zu bald wieder das leidige Mißtrauen gegen jede nicht reglementirte und in den Dienst des Systems genommene Kraft den alten Herrscherplatz ein. Allerdings, meint Guizot, müsse die Wissenschaft frei, ganz frei sein, nur unter der Bedingung, daß sie nicht politische oder kirchliche Opposition versuche. Ein Abgesandter Guizot's, ein Herr Rendu, fragte einst den Erzbischof Diepenbrock von Breslau, ob er den Volksunterricht nicht für gefährlich halte. „Nein", antwortete der Priester nach Guizot's Bericht, „aber nur unter der Bedingung, daß die religiöse Idee die Erziehung beherrscht." Ueberdies, fügte er hinzu, bewege sich die Locomotive einmal auf den Schienen und es handle sich nicht darum, sie aufzuhalten, sondern sie zu lenken. Die Aufgabe sei einmal gestellt; man müsse sie wohl oder übel lösen. — Wir thun Guizot und seiner Schule schwerlich Unrecht, wenn wir in Ansehung des Volksunterrichts Etwas von dieser halb widerwilligen Resignation bei ihnen vermuthen, wie denn Guizot auch einmal ausdrücklich sich rühmt, er würde als Cultusminister die katholische Kirche besser begriffen und vertheidigt haben, als ihre eigenen Leute. Seine Bemühungen um Bildung des Volkes behalten immer etwas von der nicht ganz sorgenfreien Leutseligkeit eines mit seinen Löwen und Tigern sprechenden

Thierbändigers an sich. Er vergleicht die Bewegungen unserer Gesellschaft lieber mit dem Kochen eines Vulcans als mit dem Erwachen der schöpferischen Natur im Frühling; ihre freiwilligen Bewegungen versprechen ihm nicht Blüthen und Früchte, sondern sie drohen mit den Schlacken des Abgrundes. „Herrschaft über die Geister“ sei das große Problem der neuern Gesellschaft, und diese Herrschaft gewinne man freilich nicht durch rohe Gewalt, aber — durch Anregung großer und edeler Gedanken etwa, durch Eröffnung freier Bahnen für rühmliches und nützliches Schaffen? Nein, durch „Einfluß“, durch geregelte, systematische Einwirkung auf die Vertreter und Träger des Geistes, d. h. doch wohl durch ein kräftig und geschickt gehandhabtes System der Aufmunterungen, der Ueberwachung und im Nothfall der Einschüchterung. So beklagt Guizot sich denn auch ganz folgerecht über die liberale Opposition, welche damit umging, den Einfluß der Gemeine auf die Volksschule zu stärken, zum Nachtheil der kirchlichen und staatlichen Einwirkung — seien doch Kirche und Staat allein befähigt, den schlechten Samen zu ersticken, den „das Jahrhundert“ mit vollen Händen ausstreue. So wird die Bestätigung jedes Dorfschulmeisters in schlimmster französischer Manier von dem Minister abhängig gemacht, so werden die Mönchsschulen mit sichtlicher Vorliebe behandelt und allein von der Beaufsichtigung des Staats ausgenommen. Wo bei Guizot von Freiheit des Unterrichtes die Rede ist, hat man eigentlich immer nur das freie Walten der Priester, dieser bewährtesten

Bundesgenossen im Kampf gegen die „Zügellosigkeit der Geister“ zu denken. Ging Guizot doch sogar damit um, den bischöflichen Seminaristen das Lehrerexamen zu erlassen und die Pariser Studenten in Convicten unter geistlicher Leitung vor den Verführungen der Weltstadt zu sichern. Kurz, am Schlusse dieser so glänzenden, an gediegenen Arbeiten des Geistes so reichen Laufbahn befinden wir uns mitten in der Atmosphäre, wenn auch nicht der umgekehrten Wissenschaft, so doch „der wahren, d. h. der durch Beeinflussung geregelten Freiheit des Geistes.“ Das absolute, unfehlbare, der öffentlichen Meinung unendlich überlegene System steuert das Staatsschiff, mit vorsichtig verminderter Dampfkraft, gegen Wind und Wellen dem Hafen der „göttlichen Weltordnung“ *) zu, um denn auch kurz vor dem Einlaufen, natürlich durch einen bloßen, natürlich Nichts beweisenden, Zufall, den üblichen Schiffbruch zu erleiden. Wir sind hier auf dem Punkte angelangt, von dem aus wir ein Wort, unser unmaaßgebliches Urtheil über Guizot's und des durch ihn vertretenen doctrinären französischen Liberalismus Gesammtpolitik betreffend, nicht länger vermeiden dürfen.

*) „Ich glaubte stets“, sagt Guizot, „das Volk habe das Recht und das Bedürfniß, der Freiheit werth und würdig zu werden, das heißt, auf seine privaten und öffentlichen Zustände den Grad des Einflusses auszuüben, den die Gesetze Gottes dem Menschen gestatten.“ Goldene und vollkommen zu unterschreibende Worte, wenn nur das untrügliche menschliche Tribunal für die Auslegung jener „Gesetze Gottes“ erst gefunden wäre! Einstweilen wird gegen diese doctrinäre Definition der Freiheit weder der Papst noch der Sultan etwas einzuwenden haben.

Daß wir nicht gemeint sind, in die Verdammungsurtheile des Jahres 1848 einzustimmen, dürfen wir am Schlusse dieses Aufsatzes wohl nicht noch besonders versichern. Angesichts der erdrückenden Kriegsrüstungen, mit welchen der Bonapartismus die europäische Gesellschaft belastet, in der stündlich wachsenden Gefahr, das Vae Victis der Feinde oder auch der Vertheidiger über die mühsam schaffende Arbeit des Nationalgeistes daher donnern zu hören, wäre es ebenso thöricht als undankbar, der verständigen Friedensliebe Guizot's und seines königlichen Herrn nicht in Ehren zu gedenken.*) In Frankreich selbst geschieht dies öfter, als die bonapartistische Presse es glauben läßt. Guizot's strenger Rechtssinn, seine persönliche Unbestechlichkeit, sein ehrliches Festhalten an den Verträgen, seine unerschütterliche Standhaftigkeit im Ankämpfen gegen den Taumel der revolutionären Kriegs- und Abenteuersucht sind über alles Lob erhaben und haben selbst seinen Feinden Achtung abgenöthigt. Wie könnten Viele seiner deutschen Tadler und Gegner sich Glück wünschen, wenn sie ihn wieder hätten! Gleichwohl ist es kein unerklärlicher Zufall, keine tückische Laune des Erdgeistes, welche ihm und seinem System den unheilvollen Sturz

*) Die aufrichtige Freude über Napoleon's III. gegenwärtige Haltung in der holsteinischen Frage kann uns nicht bestimmen, dies vor drei Jahren zuerst niedergeschriebene Urtheil zu streichen. Wir sind weit entfernt davon, den Kaiser persönlich für einen Störenfried und Händelsucher zu halten (im Gegentheil!), sehen ihn aber an der Spitze eines Systems, welches ihn jeden Augenblick mit sich fortreißen kann und dem gegenüber das Vertrauen auf dauernden Frieden eine sehr gefährliche Oberflächlichkeit wäre.

bereitet hat, unter dessen Folgen wir Alle miteinander noch leiden. Er selbst spricht das Wort des Räthsels deutlich genug aus in einem gelegentlichen Urtheil über Odilon-Barrot: „Er (Odilon-Barrot) gehörte zu den vertrauensvollen Politikern, die für die Durchführung des Guten auf die Mitwirkung der Völker hoffen. Eine edelherzige Schule, und mehr als einmal hat sie der Menschheit gute Dienste geleistet — aber sie ist eine unvorsichtige Schule, und vergißt, welcher Schranken und Zügel die Menschheit bedarf, damit ihre guten Neigungen über ihre schlechten Gelüste den Sieg davon tragen." — Widerstand also und wiederum Widerstand — das ist der leitende, bis zur Gewalt der fixen Idee sich steigernde Grundgedanke von Guizot's gesammtem politischen Handeln. Die „Politique de résistance," im Gegensatze gegen die „Politique de mouvement," führt er fortwährend als sein Symbol und Stichwort im Munde. Er vergißt dabei, sammt seinem Herrn und seiner Schule, daß der Widerstand gegen den Thatendrang eines Volks der Natur der Sache nach nur insofern und insoweit berechtigt ist, als er die Kraft von Abwegen in richtige, genügende Bahnen zu leiten bestimmt ist. Er legt den Damm beständig quer vor den Strom und will dann die Ueberschwemmung durch kleine Abzugsgräben verhüten. „Man hat mir vorgeworfen," sagt er einmal, „daß ich die öffentliche Meinung verachte und muthwillig reize. Das ist nicht wahr. Ich habe niemals an sie gedacht." Ein böses Geständniß. Das französische Volk ist ein feuriger und launischer Renner; es erträgt keinen Reiter, der im Sattel sitzend seinen eigenen Gedanken

ungestört nachhängen will, am allerwenigsten, wenn er nicht sorglos und lustig dahintrabt, sondern dem edlen Thiere durch seinen Kappzaum den Athem benimmt. Nicht durch ihre Friedenspolitik sind Ludwig Philipp und Guizot gefallen (denn die ihnen folgende Republik dachte ebenso wenig an europäischen Krieg), sondern durch den Aberglauben an die constitutionelle Fiction des „pays legal,“ durch ihre Geringschätzung der öffentlichen Meinung, durch die eigensinnige Verliebtheit in ein System, welches nicht mehr Raum hatte das nationale Leben zu fassen, durch die Verweigerung der Reform — vor Allem durch die negative Unfruchtbarkeit ihrer formell correcten Regierungskunst, gegenüber einem Volke, welches von seinen Regierern verlangt, daß sie ihm auf dem Wege der Thaten vorangehn. Es wäre ein großes Glück für Europa, wenn Louis Philipp und Guizot sich gehalten hätten, statt sich für die Orthodoxie des Satzes zu opfern, daß Frankreich nicht mehr als höchstens 200,000 des politischen Wahlrechtes würdige Bürger besitzt. Aber ein ebenso großes Unglück wäre es, wenn mit der Wiederherstellung des Königthums auch ihre Doctrin zurückkehrte: die Lehre von der Allgenugsamkeit des constitutionellen Schematismus, verbunden mit centralisirter Beamtenherrschaft, correctem Nichtsthun und grundsätzlicher Nichtbeachtung der öffentlichen Meinung.

VII. Lamartine.

Die Aufnahme Lamartine's in die Reihe dieser Schilderungen macht ein Wort, gerade nicht der Entschuldigung, aber der Verständigung nöthig. Es richtet sich an die Männer vom Fach. Ein Uebergehen des Verfassers der Méditations und der Girondins hätte eine, wir glauben bedenklichere, Rechtfertigung vor dem größern Leserkreise nothwendig gemacht. Es kann uns nicht in den Sinn kommen, weder den Dichter Lamartine als einen Ebenbürtigen neben Béranger und Châteaubriand zu stellen, noch den Literaten und Aesthetiker mit Frau von Staël, oder den Politiker mit Joseph de Maistre oder Guizot in Bezug auf Originalität, Talent und staatsmännische Leistungen vergleichen zu wollen. Wenn wir Bedenken tragen, das bittere Verdammungsurtheil Julian Schmidt's gegen die Person des bei allen Schwächen edelsinnigen, muthigen und nichts weniger als verdienstlosen Mannes zu unterschreiben, so treten wir den Ausstellungen des strengen Kritikers gegen die Werke des Dichters und des Historikers fast durchgängig bei. Aber unsere Bedenken haben sich vor der zweifellosen Thatsache zurückgezogen, daß Lamartine lange Zeit hindurch die Stimmungen der

französischen höhern Gesellschaft, und in einem welthistorischen Augenblicke auch die des französischen Volks vollständiger und wirkungsvoller vertreten hat, als irgend ein Mann des Jahrhunderts, Châteaubriand und Béranger nicht ausgenommen. Und das Verständniß der französischen Gesellschaft, speciell ihrer Beziehungen zu unsern eigenen Erfahrungen und Aufgaben zu fördern, dazu möchten diese Skizzen vornämlich beitragen. Daß Lamartine nicht neben seinem ältern und stärkern Doppelgänger Châteaubriand, sondern hinter der Staël und Guizot seine Stelle fand, war nicht nur durch die Chronologie bedingt, sondern mehr noch durch die Natur der geistigen Bewegung, die ihn gehoben und gestürzt hat. Der stürmische, hochfliegende, aber genußsüchtige, weichliche und unklare Idealismus eines durch materielle und geistige Genüsse überreizten und überfüllten Geschlechts gipfelte in der Erscheinung des poetischen Staatsmannes, der in einer verhängnißvollen Stunde die saure, politische Arbeit einer Generation über den Haufen warf und viel dazu beitrug, die gesammte europäische Gesellschaft für ein Jahrzehent und länger wiederum unter das harte Naturgesetz des rohen Selbsterhaltungstriebes zu beugen. Die Bewegung hatte ihre prophetischen Schatten in die letzten Visionen des alternden Châteaubriand geworfen. Sie fand Lamartine auf der Höhe des Einflusses und des Ruhmes. So hat er gethan, genossen und gelitten, was ein günstigeres Schicksal seinem größern Geistesverwandten ersparte. Die Geschichte darf seine Schuld nicht leugnen; aber die große Mehrheit der Zeitgenossen trägt sie mit ihm und er hat

sie härter gebüßt, und büßt sie noch, als vielleicht irgend ein Anderer. Das Jahr 1848 hat von vorn herein furchtsame oder hochmüthige, widerwillige und skeptische Reactionäre genug gesehen, aber wenig Freunde des Fortschrittes, die unter dem Toben der entfesselten Elemente nicht den Muth und die Richtung verloren. So wollen wir denn nicht zu Gericht sitzen, sondern verstehen und lernen.

Lamartine's Jugendgeschichte wiederholt fast in jedem Zuge das Bild der äußern Verhältnisse und Zustände, welche einundzwanzig Jahre früher auf Châteaubriand einwirkten. Die Confidences, die Nouvelles Confidences, der Roman Raphael, die Vorrede zu den Recueillements poétiques, und unzählige Stellen in den Gedichten und selbst in den historischen Schriften gewähren für die Kenntniß dieser Verhältnisse ein reiches, wenn auch nicht immer erquickliches und entfernt nicht so abgerundetes und künstlerisch verarbeitetes Material, als die Mémoires d'outre tombe es für die Jugendgeschichte des Dichters der Atala enthalten.

Wie Châteaubriand stammte Lamartine aus altem Provinzial-Adel*). Die Revolution, welche jenen in's Exil trieb und sein Geschlecht zerstreute, hatte die Verwandten Lamartine's arg verletzt, ohne doch den Wohlstand der Familie ganz zu vernichten. Er besaß noch

*) Sein eigentlicher Name ist bekanntlich Alphonse de Pradt. Den Namen Lamartine erbte er erst später von dem Haupte der Familie. Er wurde 1790 auf dem Schlosse Milly bei Mâcon geboren.

einen reichen Onkel in Mâcon (den er später beerbte), sowie andere, begüterte Seitenverwandte in der Bourgogne. Aber im Hause des Vaters, eines ehemaligen royalistischen Offiziers, ging es bei allem Anstande ziemlich knapp her. Eine aus allerlei Trümmern des großen revolutionären Schiffbruchs zusammengesetzte Gesellschaft umgab den Knaben und den heranwachsenden Jüngling: Voltairianische, durch die Umwälzung halb und halb bekehrte Priester, alte Soldaten, jagende und trinkende Landedelleute, Whist spielende gealterte Fräuleins, zur Ruhe gesetzte Höflinge des Herzogs von Orleans, jesuitische Pädagogen, endlich den Sommer über Winzer, Bauern, Jäger und Hirten, — die ihm nach seiner Versicherung lieber waren, als der ganze übrige Troß. In Allem, was in seiner Umgebung zu den höheren Ständen gehörte, scheint der Haß gegen Napoleon, verbunden mit einem mäßigen, etwas liberal gefärbten Royalismus und mit recht lebhaftem Standesgefühl den Ton angegeben zu haben. Lamartine kommt darauf sehr oft und sehr nachdrücklich zurück. Seine Schilderungen gehören zu den stärksten Beiträgen der Art, welche wir der romantischen Generation verdanken. Der Haß gegen den Militär-Despotismus und wohl ebenso sehr gegen den überlegenen, kalten und sichern Verstand des Kaisers, gegen die „Herrschaft der Mathematik", ist ihm durch sein ganzes Leben geblieben. „Es war das satanische Lächeln eines höllischen Geistes, dem es gelungen, ein ganzes Geschlecht zu entehren. Dieses Gefühl hatten jene Männer (die Bonapartisten), wenn sie uns sagten: Liebe, Philosophie, Religion, Enthusiasmus, Freiheit,

Poesie: es ist Alles nichts. Die Poesie ist todt, mit dem Spiritualismus, aus dem sie entsprungen war."

Dies ist ungefähr das Thema (es findet sich in der Vorrede der Abhandlung über „die Zukunft der Poesie"), welches Lamartine stets mehr oder weniger leidenschaftlich variirt, so oft er auf jene Epoche „des kämpfenden, jagenden oder antichambrirenden Adels, der rauchenden, essenden und trinkenden Spießbürger, der servilen Literaten" zu sprechen kommt. Und das geschieht oft. — Seine Erziehung hielt ihm übrigens die Einflüsse des Bonapartismus, im Bösen und im Guten, so fern als möglich. Bis zum zwölften Jahre viel Umtreiben in Wald und Feld und ein wenig Unterricht bei dem Abbé Dumont, einem durch die Revolution nur halb bekehrten Encyclopädisten, dann drei Jahre hindurch eine antinapoleonische, geschickte Jesuitendressur in dem Collège von Belley, an der savoyischen Grenze (der Abschied von demselben wurde bekanntlich die Veranlassung zu einem der schönsten Lieder des Dichters), dann wieder „Freiheit und Zeitvertreib", wenn auch zunächst noch in den Grenzen eines halb zopfigen, halb sentimentalen und naturwüchsigen Landjunkerlebens, in den freundlichen Thälern des Mâconnais und in der düstern und schönen Waldeinsamkeit von Urcy in der obern Bourgogne. Lamartine's Berichte über diese seine Jugend und der Inhalt seiner Erstlingswerke lassen auf mannichfache, auf- und anregende Unterhaltungslectüre schließen, aber auf wenig anhaltende und planmäßige Studien. Als Lieblinge seiner Muße werden, neben Virgil und Homer, Ossian und Tasso genannt, Hiob, Milton und Rousseau,

auch Werther, René und besonders Paul und Virginie, — der eigentliche Zaubertrank des natur- und liebeseligen Jugendrausches für das in Rousseau's und seiner Schüler Atmosphäre herangewachsene Geschlecht. Stärker noch als diese Lectüre wirkte die Natur selbst, deren anregenden und erfrischenden, aber auch berauschenden und erschlaffenden Einflüssen Lamartine sich mit leidenschaftlicher Vorliebe hingab. — Seit Horaz sein Sabinerthal besang und sich über den Luxus, den Lärm und den Staub von Rom moquirte, haben die Poeten aller Völker in Versen und Prosa ihre Verwünschungen und Klagen gegen „das Elend der Städte" gerichtet und „den wunderseligen Mann gepriesen, welcher der Stadt entfloh." Wir wären die Letzten, gegen diesen consensus gentium einen paradoxen Widerspruch zu erheben: — es wäre das unter Anderm der schwärzeste Undank gegen das liebliche Alpenthal, in welchem es uns vergönnt ist, diese Zeilen zu schreiben. Daß speciell die Franzosen seit Rousseau und Bernardin wieder Augen und Ohren bekommen haben für die Sprache der Schöpfung, ist ihnen und den Freunden ihres Geisteslebens gewiß herzlich zu gönnen. Die schönsten und reinsten Blätter ihrer neuern Literatur sind mit Offenbarungen aus diesem ihnen so lange verschlossenen Gebiete bedeckt, und Lamartine's Muse ist denselben ganz besonders verpflichtet. Aber unsere liebenswürdigen Nachbarn besitzen mit dem Privilegium der Uebertreibung auch das Talent dazu in ungewöhnlichem Maaße. Ihre Naturbegeisterung ist davon ebenso wenig frei geblieben als, nach einander, ihr

Eifer für die Aufklärung und für die Religion, für die Freiheit und für die Ordnung. Die Natur erquickt und tröstet uns durch ihr ewig sprudelndes Leben, ihre Erhabenheit demüthigt uns, ohne uns zu verletzen. Aber wie ihre feierliche und unbestimmte Sprache die Leidenschaften beruhigt, so kann sie unter Umständen auch der geistigen Trägheit zum Schlummerliede werden, bei dessen Klange der Gedanke entschläft, und das scharfe, deutliche Bewußtsein der gesellschaftlichen Pflicht sich zum unklaren Gefühle herabstimmt. Es ist ein Unterschied, sich an ihrer stillen Größe erfrischen oder sich in ihre träumerische Ungebundenheit verlieben; aber nur wenig bevorzugten Dichtern ist es gegeben worden, diesem Unterschiede nach beiden Seiten gerecht zu werden. Lamartine gehört ebenso wenig zu ihnen als Châteaubriand. Er hat seine Natureindrücke meistens als vagabundirender Träumer gesammelt, als schmachtender Liebhaber oder als malcontentes, verkanntes Genie, nicht bei frischer Arbeit oder in wohlverdienter Erholung, sondern als unbeschäftigter, zu großen Dingen bestimmter und dem Alltagsleben verächtlich den Rücken wendender „Sohn von guter Familie“. Seine Schriften würden das auf jeder Seite zeigen, auch wenn er selbst es nicht ausführlich berichtete. Nach seiner Rückkehr aus dem Collège finden wir ihn abwechselnd in den Thälern und Wäldern seiner romantischen Heimath, in Paris und in Italien, hier wie dort mit dilettantischen „Studien“, geistreichem Nichtsthun, schönen und erhabenen Empfindungen und nicht immer unschuldigen Amusements beschäftigt. Es hat ihm die strenge Schule der

Leiden und Kämpfe gefehlt, welche den von Natur ebenso träumerischen Châteaubriand früh in die Gefahren und Mühen des thätigen Lebens stieß und ihn zum Mann machte, soweit seine Natur es erlaubte. Der Aufenthalt in Rom (1808) gab zu Verbindungen mit den italienischen, dem Kaiser feindlichen Republikanern, der auf der Insel Procida bei Neapel zu einer Liebesidylle Anlaß, welche die Heldin, die schöne Fischerin Graziella, später, nach Lamartine's Abreise, mit dem Leben bezahlte, worauf der Dichter in der schönen Elegie „le premier regret“ ihren Schatten versöhnte. Erst nach Napoleon's Sturz verstatteten die Grundsätze der Familie dem jungen, nun 24jährigen Edelmann den Eintritt in eine öffentliche Laufbahn. Lamartine wurde Offizier, fand, wie Alfred de Vigny, das Casernenleben und den Friedensdienst bald unausstehlich und zog es dann vor, als eleganter Lebemann und Spieler ein paar Jahre lang in Paris, Mailand und Neapel sein Glück zu versuchen, das Leben und die Gesellschaft zu ergründen und auf sein poetisches Prophetenamt sich vorzubereiten. Krank, erschöpft und unbefriedigt, ein der Welt und des Lebens müder Roué, wanderte er dann, auf Anordnung des Arztes, mit 25 von einem Freunde geborgten Louisd'or nach Aix les Bains in Savoyen und fand dort jene geheimnißvolle platonische Liebe, die, nach vielem Jammer und Leid, ihn endlich zu den Méditations poétiques begeisterte (1820) und den am Leben verzagenden Genußmenschen mit einem Schlage zum Epoche machenden Dichter und zum erklärten Lieblinge, nicht nur aller schönen, frommen und liebebedürftigen Seelen, sondern

auch der maaßgebender Staatsmänner seines Landes erhob. Die Gründe dieses beispiellosen Erfolges lassen sich heute allenfalls nachrechnen und aufzählen, aber sie noch zu fühlen ist nachgerade schwierig geworden. Im Jahre 1847, als Lamartine's Ruhm im Zenith stand, befragten wir einen ausgezeichneten, seit langer Zeit von Frankreich adoptirten deutschen Gelehrten über dies Problem, das uns lange beschäftigt hat. Er verwies uns einfach auf den eigenthümlichen, dem Ausländer niemals ganz zugänglichen Zauber der Sprache und des Verses. Es will uns jetzt bedünken, daß dies Urtheil gleichzeitig zu hart und zu günstig war. Lamartine handhabt die musikalischen Hülfsmittel seiner Sprache ohne Zweifel mit einem Talent ersten Ranges. Welches Ohr verschlösse sich z. B. dem melodiösen Hauch einer Liebesklage wie diese:

Que me font ces vallons, ces palais, ces chaumières,
Vains objets dont pour moi le charme est envolé!
Fleuves, rochers, forêts, solitudes si chères,
Un seul être vous manque et tout est dépeuplé!

Oder:

La terre est pourtant aussi belle,
Le ciel aussi pur que jamais!
Ah! je le vois; ce que j'aimais
Ce n'était pas vous, c'était elle!

Die Méditations, die Harmonies, die Recueillements und besonders Jocelyn, enthalten eine große Menge Stellen von ähnlichem und vielleicht größerm Wohllaut. Aber es bleibt in Rechnung zu ziehen, daß Lamartine niemals correct schrieb, daß Nachlässigkeiten im Ausdruck, ja Verstöße gegen Versbau und Syntax in allen seinen beliebtesten

Werken sich finden: und man weiß, wie schwer gerade das französische Publikum solche Dinge vergiebt. Lamartine mußte bei seinen ersten Bemühungen um einen Verleger sie sich hart genug vorrücken lassen. So betonen denn auch die enthusiastischen französischen Beurtheiler seiner Gedichte den Inhalt weit mehr als die Form. Wir machen dabei wenig aus dem Unsinn Jules Janin's, der in einem Anfall seiner Geschwätzigkeit in Lamartine „einen siegreichen Gegner Werther's und der deutschen Schule" zu verehren sich anstellt, der seinen besten Weihrauch dem Dichter anzündet, welcher den unglücklichen Franzosen in der Stunde der Verzweiflung bewiesen habe, daß man noch lieben, beten und leiden könne. Aber auch ein Mann wie der sonst verständige Nodier schwärmt gleich einem Frommen des Wupperthals für Lamartine's poetische Siege über den heidnischen, von Gott abgefallenen Classicismus und verehrt ihn gleich einem gottbegeisterten Sänger des Alterthums. Das Geheimniß seines ersten, ungeheuern Erfolges liegt in der That zum größten Theile in der vollständigen Sympathie seiner persönlichen Stimmung und der in den ersten Jahren der Restauration die höhern Klassen der französischen Gesellschaft durchziehenden religiös-sentimentalen Strömung. Wir haben früher gesehen, wie Châteaubriand am Anfange des Jahrhunderts dem allmählich erwachenden Bedürfnisse gemüthlich-religiöser Erregung inmitten des ungeheuern Umsturzes auf seine Weise entgegenkam. Er hatte den rechten Ton angeschlagen, aber das Genie des Kaisers hemmte noch einmal den begonnenen Rückschlag, indem es ihn ausbeutete

und seine Resultate organisirte. Noch einmal bestieg der skeptische Geist des achtzehnten Jahrhunderts den Thron, nur entkleidet von den schönen, dem Herzen entsprungenen Illusionen, welche seine ersten Triumphe umgeben hatten. Es lastete wie ein grimmiger Nachwinter auf den aufkeimenden Geistessaaten des neuen Jahrhunderts. Sie verkümmerten, ohne zu sterben, und erst die Rückkehr der Bourbons, mit der Cokarde der alten Monarchie und den Verheißungen von 1789, brachte überall die erstarrten Canäle des geistigen Lebens wieder in Fluß. Die Betrachtung Béranger's und Scribe's hat uns gezeigt, wie wenig diese Bewegung in der Masse des Mittelstandes über das neu erstarkende Gefühl der Rechtsgleichheit und der persönlichen Freiheit, geadelt durch die patriotischen Erinnerungen an die Zeit der Kämpfe hinaus ging. Aber die höhern Klassen und namentlich die in Frankreich so einflußreichen Frauen derselben verschlossen sich nicht der gemüthlich-religiösen, durch die unerhörte Katastrophe des Kaiserreichs in ganz Europa geweckten Bewegung. Man verschlang Lamennais' confuse Declamationen gegen „die Gleichgültigkeit in religiösen Dingen", die geistreichen Sophismen de Maistre's fanden eine lernbegierige Gemeinde, de Bonald predigte gläubigen Zuhörern die Grundsätze der „göttlichen Weltordnung" und den neu abgezogenen Auflagen von Voltaire und Rousseau wurden massenhafte Abdrücke von Fénélon und Bossuet entgegengesetzt.

Alles das bedeutete freilich weder aufrichtige Unterwerfung des Gedankens unter die Autorität, noch eine

gründliche und nachhaltige Schärfung des nationalen Gewissens. Wir haben gesehen, wie de Maistre die Kirche mit Voltaire'schen Waffen vertheidigte, wie Lamennais entschlossen das Gebiß zwischen die Zähne nahm, sobald die Kirche Miene machte, die Zügel ernstlich anzuziehen. Man empfand eben das Bedürfniß, aus dem prosaischen Werkeltags-Licht der Verstandeswelt in das festliche Halbdunkel weicher und erhabener Gefühle zu entrinnen. Man sehnte sich nach Ruhe und seligen Träumen, ungefähr wie die Römerinnen, keineswegs zum Nachtheil ihrer Anbeter, nach den Anstrengungen des Carnevals sich zu ihren Exercitien in die Klöster begeben. Und diesem Bedürfnisse entsprachen die Méditations in überraschender Weise, in einem Augenblicke, da die romantische Schule noch kaum über bloße Pläne und Versuche hinaus war. Sie konnten Niemandes Gewissen und Niemandes Eigenliebe verletzen; Grübeleien und unnützes Kopfbrechen war nicht ihres Verfassers Sache. Er verdammte Niemand, er klagte nicht an. Béranger's „Gott der braven Leute" war im Grunde auch der seinige und ist es immer geblieben, nur daß er ihn nicht mit cynischer Vertraulichkeit im Schlafrock und in der Nachtmütze zeigt, sondern im wallenden Feierkleide, in rosige Morgenwolken gehüllt oder im Vollmondsschimmer — und von Engeln umgeben, in deren Zügen himmlische und irdische Schönheit sich bedeutungsvoll mischen. Das bei schönen Seelen und feinern Gemüthern selten verkümmerte Bewußtsein der eigenen Trefflichkeit vertrug sich ohne Mühe mit dem Eingeständniß der menschlichen Schwäche im Allgemeinen, die Klagen über die Unzulänglichkeit und

Vergänglichkeit der irdischen Genüsse schlossen deren gründliche Kenntniß nicht aus — im Gegentheil — und stellten am Ende der Rechnung statt eiskalter Resignation neue, ungeahnte Herrlichkeiten in Aussicht. Gedichte wie „l'Immortalité“, „le Désespoir“, „la Providence à l'homme“, „la Prière“, „la Foi“ verlangen kein genirendes Glaubensbekenntniß, noch weniger einen bestimmten, selbstverleugnenden Willen. Sie sind mit einer unbestimmten, die eigene Schwäche und Unzulänglichkeit eingestehenden und sich auf höhere Hülfe verlassenden Glücks-Sehnsucht vollkommen zufrieden gestellt. Ihre Auslassungen gegen Hochmuth, Verzweiflung, Schande und Laster sind zu allgemein, um zu verletzen. Die „Ode“ verurtheilt die gottlose Revolution in wohlwollender Humanität, ohne Fanatismus und Rachsucht: „l'Enthousiasme“ nimmt die etwaigen dummen Streiche aller Dichter und schönen Seelen so liebenswürdig in Schutz — und über dem Allen schwebt, oder vielmehr schwebte, in den Schleier des süßen Geheimnisses und unendlichen Liebeswehs gehüllt, die Sylphidengestalt Elvirens! Es war, dies Alles erwogen, kein Wunder, wenn das schmelzende Flöten- und Zitherständchen bei den überlebenden Zeitgenossen des Napoleonischen Schlachtenlärms dankbare Zuhörer fand.

Es ist später dem Dichter gewaltig verdacht worden, daß er in seinem „Raphael“ die Stimmungen und Verhältnisse seines poetischen Liebesfrühlings der prosaischen Beurtheilung preisgab. Für uns haben die Méditations durch die Lectüre dieses Romans wenig verloren. Die Meisterschaft der Naturschilderung (wohlgemerkt in Farbe

und Stimmung, nicht in der Zeichnung) der beredte Ausdruck einer zwar oberflächlichen und unhaltbaren, aber schwungvollen und nicht erlogenen Begeisterung ist in dem Roman nicht weniger zu finden, als in den Gedichten. Wer einmal das Glück hatte, in den grünen Thälern Savoyens ein Paar Tage zu verträumen, wird die Schilderung des Thals und des Sees von Aix les Bains begrüßen, wie das Bild eines alten Freundes. Der Ausdruck der Liebe und der Sehnsucht ist in beiden Werken ebenso lebhaft und feurig als wortreich und unklar. Es herrscht dieselbe Bruthitze des Gefühls, das sich selbst anbetet. Vergeblich sehnt man sich nach dem frischen Lufthauche eines Entschlusses oder auch nur eines klaren, entschiedenen Gedankens. Daß Raphael eingesteht, er habe dem körperlichen Genuß der Geliebten aus äußern Gründen entsagen müssen, nämlich aus Rücksicht auf ihre zarte Gesundheit, nimmt den Klagen der Méditations über den Tod Elviren's unserer Ansicht nach durchaus nicht ihre poetische Berechtigung. Die Innigkeit und Wahrheit der Liebe wird durch jenen Umstand nicht berührt, und sie bleibt doch der hier entscheidende Punkt. Einen wahrhaft peinlichen Eindruck macht nur die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Raphael-Lamartine's Verhältniß zu seiner Familie, namentlich zu der die Kosten für seine poetischen Ergötzlichkeiten sich abdarbenden Mutter dargestellt wird. Die Geschichte von der Gartenlaube, deren alte Bäume die Mutter heimlich niederhauen läßt, um von dem Erlös die platonische Liebesreise ihres poetischen Sohnes zu bestreiten, wäre, der kindlichen Dankbarkeit unbeschadet, besser

fortgeblieben. Man muß sich hier an Lamartine's Aeußerung in den Nouvelles Confidences halten, „daß ihm nämlich das Publicum nicht als Person gelte, vor der man sich schämen könne," sonst wäre eine so muthwillige Schaustellung peinlicher Erinnerungen nicht zu begreifen. Freilich erinnern die Denkwürdigkeiten der besten Franzosen nur zu oft an das Wort: On aime mieux dire du mal de soi-même que de n'en parler point du tout. Jener lyrische Strom, der in den Méditations so glänzend aufsprudelte, ist denn bekanntlich bis weit in die reifen, männlichen Jahre des Dichters reichlich fortgeströmt und ist allmählich seichter geworden, ohne darum gerade mehr Perlen und Goldkörner in seiner Tiefe entdecken zu lassen. In den Harmonies poétiques et religieuses (1830) treten die allgemeinen religiös-moralischen Betrachtungen über die Vergänglichkeit und Unzulänglichkeit irdischer Bestrebungen und Genüsse noch mehr in den Vordergrund, als in den Méditations; die Grundzüge des Bildes aber bleiben dieselben. An prächtigen Landschaftsschilderungen, an würdigen Sentenzen und wohlklingenden Versen fehlt es auch hier nicht. Alle Welt kennt den berühmten Hymnus an die Nacht. Wir möchten der Schilderung des Meerbusens von Genua und der Abtei Vallombrosa um der schönen Localfarbe willen den Vorzug geben, besonders aber der wirklich schönen und warmen Morgenscene am Aetna, in dem Gedicht Novissima verba. Die selige Fülle reinen Jugendgenusses, umströmt von dem Lebens- und Liebesodem der Schöpfung hat hier einen bleibend wirksamen und wohlthuenden Ausdruck gefunden.

In den Recueillements poétiques (1839) ist die Ausbeute schon viel geringer, wenn auch namentlich gute und wohlklingende Gelegenheitsgedichte nicht fehlen. Die Vorrede des Buches giebt jene famose Schilderung der Werkstätte und der, sterblichen Augen sichtbaren Vorgänge, unter denen diese unvergänglichen Werke des Genius das Licht erblickt haben. Wir sehen den Dichter in früher, dunkler Stunde romantisch-schwermüthiger Spätherbstmorgen auf dem Altan seines Schlosses dem Brausen des Windes horchen und in die geheimnißvollen Klagetöne der sterbenden Natur sich versenken. Wir begleiten ihn dann in sein Zimmer, bewundern beim Licht der kupfernen Lampe seinen schönen Schlafrock und vor Allem seine graciös-melancholische Haltung, wenn er, auf den linken Ellenbogen gestützt, die Feder ergreift, um die Contraste seines großen Herzens und der kleinen Welt in Worte zu fassen. Alle diese Dinge erscheinen komisch genug, zumal für den Leser, der nicht Gelegenheit hatte, in persönlichem, längerm Umgange mit der allerdings kolossalen, aber meistens naiven und harmlosen Eitelkeit der Franzosen sich auszusöhnen. Gegen den Grundgedanken der ganzen Schilderung, die Abhängigkeit des lyrischen Dichters von der körperlichen Stimmung und der äußern Umgebung, ist aber im Grunde wenig einzuwenden. Daß Lamartine's Lyrik seit seinem ersten Auftreten keine Fortschritte gemacht hat, liegt nicht daran, daß er Anlaß und Stimmung zum Schaffen an sich herankommen ließ (statt sie absichtlich und planmäßig zu suchen), sondern vielmehr in dem dilettantischen, zerfahrenen Charakter seiner ganzen Geistesarbeit. Wenn er

über die Aufgabe und die Zukunft der Dichtkunst spricht, so glaubt man beinahe Schillers Jugendgedanken zu hören. Die wahre Dichtkunst, meint Lamartine (Destinées de la Poésie, 1836), sei weit entfernt, den Launen und Stimmungen des Individuums zu dienen; sie stehe in wesentlichem Zusammenhange mit den höchsten Aufgaben unsers Geschlechts. Sie sei die Incarnation unserer reinsten Gefühle, unserer tiefsten Gedanken, der nothwendige und höchste Ausdruck jeder erreichten Culturstufe und gleichzeitig ein Hebel des Fortschrittes zu der nächst höhern. Sie sei in gleichem Maaße Gedanke, sinnliche Empfindung und Anschauung, die Sprache aller Lebensalter und aller Völker, nicht nur die der Jugend. Für unsere Zeit namentlich werde sie „gesungene Vernunft" sein müssen, die schöne, Allen verständliche Offenbarung der von unserm Jahrhundert eroberten philosophischen, politischen und socialen Wahrheiten. Ihre Stimme sei gleichsam die des Schutzengels der Völker, der mit in ihnen liebt, betet und singt, in allen Wandlungen ihrer Jahrhunderte erfüllenden Laufbahn*). Das Alles ist schön und gut, aber Lamartine

*) Die Uebersetzung des calabresischen Fischerliedes, welchem Lamartine dieses hübsche Gleichniß entlehnt hat, gehört zu den besten Leistungen seines lyrisch-musikalischen Sprachtalents. — Ein altes Mütterchen läßt in dem Volksliede die Bilder der Vergangenheit an sich vorüberziehen und dankt ihrem Schutzengel, dessen Stimme zu allen Zeiten tröstend zu ihrem Herzen gesprochen. Der letzte Vers lautet:

Maintenant je suis seule et vieille à cheveux blancs,
Et le long des buissons abritées de la brise,
Chauffant ma main ridée au foyer que j'attise,

bedenkt nicht, daß er damit seine eigenen Arbeiten verurtheilt. Um den geistigen und sittlichen Inhalt einer Zeit ausdrücken zu können, muß man vor Allem ihre Arbeit ernstlich und gewissenhaft getheilt haben, und das hat Lamartine niemals gethan. Er hat sich stets in bloßen Stimmungen und Anwandlungen gefallen, und nicht bedacht, daß auch das reichste Capital des Talents sich verzettelt, wenn der disciplinirte Gedanke nicht die Erlebnisse und Erfahrungen verwerthet und wenn die Einflüsse des Gefühls nicht durch den Willen Dauer und Richtung erhalten. Seine Stellung zu den Dingen war stets die des genialen vornehmen Herrn, welcher an den Leiden, den Freuden und Beschäftigungen der übrigen Menschen wohl um der Aufregung und Unterhaltung willen gelegentlich Theil nimmt, übrigens aber den Maaßstab seines Thuns lediglich in sich selbst und seiner jedesmaligen Stimmung trägt, stets durch das zahlt, was er ist, nicht, wie die gemeinen Naturen, durch das, was er thut, Fragen, um welche die Fachmänner sich den Kopf zerbrechen, durch seine Eingebungen spielend entscheidet, die Herzen der Männer und besonders die der Frauen im Sturm erobert und die etwaigen Opfer seiner Leidenschaften durch eine Thräne und eine poetische Klage überreichlich entschädigt.

Je garde les chevreaux et les petits enfans.
Cependant dans mon sein la voix intérieure
M'entretient, me console et me chante toujours.
Ce n'est plus cette voix du matin des mes jours,
Ni l'amoureuse voix de celui que je pleure.
Mais c'est vous, oui, c'est vous, ô mon ange gardien,
Vous, dont le coeur me reste et pleure avec le mien.

Seine Vorliebe für Lord Byron hängt mit dieser Richtung zusammen. Lamartine hat der Bekehrung des britischen Weltschmerz-Heroen bekanntlich die zweite seiner Méditations gewidmet. Byron wird hier in melodischen Versen darauf aufmerksam gemacht, daß der Mensch zum Leiden geschaffen sei, wie das Wasser zum Fließen und die Stürme zum Brausen, er wird eingeladen in die Reihen „der reinen Kinder des Ruhmes und des Lichtes, welche Gott mit einem besondern Lebenshauche begnadigte, und die er schuf, um zu singen, zu glauben und zu lieben.“ Im Grund aber betrachtet Lamartine mit schlecht verhehlter Sehnsucht den kühnen, ritterlichen Sänger der souveränen Leidenschaft, den unwiderstehlichen Besieger der Frauen, den glänzenden Vertreter einer mit dem alltäglichen Dasein zerfallenen, nach Genuß und Aufregung um jeden Preis dürstenden Jugend. Er hat ihm nach seinem Tode noch ein besonderes erzählendes Gedicht gewidmet: le dernier chant du pélerinage de Harold, wie der Titel sagt eine Fortsetzung der Byron'schen dichterischen Selbstbiographie, die Geschichte von Byron's griechischer Expedition bis zu seinem Tode und dichterisch-religiöse Offenbarungen über seine letzten Stunden enthaltend. Der Standpunkt des mitleidigen, gläubigen Christen gegenüber dem in sein Verderben rennenden Zweifler ist auch hier noch festgehalten. Auf dem Sterbelager hat Byron in einem prophetischen Traume die Wahl zwischen zwei Urnen. Die eine enthält die vom Baume des Paradieses gepflückte Frucht des Lebens; die andere die höllische Schlange des Zweifels. Er wählt bei dem schwachen, schließlich

verlöschenden Lichte der Vernunft und erwacht mit Entsetzen, da seine tastende Hand statt des Apfels das kalte Reptil berührt. Gleichwohl mag ihn Lamartine nicht verdammen, und auf der Schilderung seiner Heldenthaten, seines Ruhmes, vor Allem seines großen zerrissenen Herzens verweilt er mit der Bewunderung des Jüngers für seinen Meister. Die Geographie und Geschichte wird hier übrigens etwa wie in der Reisebeschreibung des berühmten Candidaten Hieronymus Jobs behandelt, eine Freiheit, welche später der Historiker Lamartine so ziemlich unverkürzt von dem Dichter übernahm.

Daß Bilder des Schrecklichen, die wollüstige Erregung der Grausamkeit dem sanften Sänger der Méditations eben so wenig widerstreben als dem des Giaur und des Childe Harold, kann man, abgesehen von den so lüstern ausgemalten Schreckensscenen der Girondins, auf jeder Seite des erzählenden Gedichtes „la Chûte d'un Ange“ sattsam erkennen. Lamartine veröffentlichte es 1838, wie schon 1830 seinen „Jocelyn“, als Bruchstück eines großen philosophischen Epos, welches die Summe seiner Weltansicht ziehen sollte. Auf die Vollendung des Ganzen verzichtete er von vorn herein, und ob die beiden „Episoden“ durch einen innern Gedankenfaden verbunden sind oder nicht, ist dem Auge eines gewöhnlichen Sterblichen nicht leicht erkennbar. Der „Fall eines Engels“ beutet die landschaftlichen Eindrücke und die mystischen Anregungen der 1832 und 1833 unternommenen großen Reise in den Orient dichterisch aus, und wetteifert übrigens in Ausmalung blutiger und wollüstiger Scheußlichkeiten

mit den tollsten Ausgeburten der neufranzösischen Romantik. Han d'Islande ist nüchtern und decent dagegen. Es wird die Geschichte des Engels Cedar erzählt, den seine Liebe zu einer Erdentochter aus dem Himmel verbannt und der Grausamkeit des vorsündfluthlichen, von Kain stammenden Riesengeschlechtes Preis giebt. Thierische Grausamkeit und Wollust wird als Grundzug der menschlichen Natur dargestellt; Gastmahle, bei welchen die Schmausenden sich der Körper nackter Sklavinnen als Sophas bedienen und sich an raffinirten Martern ihrer Gefangenen ergötzen, werden mit Vorliebe geschildert. Das liebende Paar stirbt, nachdem es alle Gräuel der entarteten Menschheit gekostet, in der Wüste Sahara den Feuertod, um dem Tode durch Hunger zu entgehen. Die Mischung von poetischer Religiösität, Voltaire'scher Aufklärerei und orientalischem Aberglauben, in dem „livre primitif“ der achten „Vision“ stellt die Leistungen des Buches „Mormon“ in Schatten. Es ist den Franzosen hoch anzurechnen, daß sie sich durch diese Ausgeburt der Lamartine'schen Laune an dem Manne nicht irre machen ließen. Sie wissen, wo es die Größen ihres Nationalruhms gilt, selbst ihrer Neigung zum Lachen hin und wieder Gewalt anzuthun.

Weit gelungener und in mehrfacher Hinsicht von bleibendem Werth ist Jocelyn (1830). Das Gedicht erzählt bekanntlich die Geschichte eines Priesters, der freiwillig seinem Erbtheile und der Welt entsagt hat, um die Heirath seiner Schwester möglich zu machen. Die Revolution entreißt ihn der Stille des Seminars. In die „Adlergrotte“, mitten in den Hochalpen des Dauphiné,

geflüchtet, nimmt er ein verkleidetes Mädchen von bezaubernder Schönheit, ohne ihr Geschlecht zu kennen, gastlich auf, und die Liebe ist im Begriff, ihn dem Leben wieder zu geben, als sein zum Tode verurtheilter Bischof im Revolutions-Gefängnisse seinen geistlichen Beistand anruft. Um dem Sterbenden das Sacrament reichen zu können, muß er die Priesterweihe empfangen, die ihn auf ewig von der Geliebten trennt. Nach furchtbarem Kampfe siegt die Beredtsamkeit des um sein Seelenheil ringenden Bischofs über die Stimme der Natur. Jocelyn tröstet den Sterbenden, entsagt seiner Laurentia und lebt dann, als demüthiger Landpfarrer, in der Einsamkeit des Dörfchens Val-Neige, seinen Schmerz durch strenge Pflichterfüllung betäubend. Eine letzte Prüfung ist ihm noch vorbehalten. Auf einer Reise nach Paris findet er Laurentia wieder, leichtfertig, sorglos und gottlos. Er ist nahe daran, ihren Versuchungen zu erliegen und sein Opfer zu bereuen. Aber noch einmal siegt die Religion. Jocelyn kehrt in seine Pfarre zurück und verläßt sie nur noch einmal, um Laurentia's Lebewohl auf dem Sterbebette zu empfangen. Der Gesammteindruck der Erzählung läßt sehr bedenkliche Zweifel über die Stellung Lamartine's zu der Hauptfrage zurück. Man weiß schließlich nicht recht, ob der Dichter die weltbezwingende Macht der Religion verherrlichen will oder ob er sich gegen eine wohlgemeinte, aber unnatürliche und abergläubige Ascetik erhebt. Das ist ein wesentlicher, in seiner eigenen unklaren und unentschiedenen Stellung begründeter Mangel. Aber ein großer Fortschritt der dichterischen Gestaltungskraft ist nicht zu verkennen. Lamartine

arbeitet sich hier mehr als sonst irgendwo aus dem Nebel der bloßen Stimmung zu bestimmten Anschauungen durch. Seine Beobachtungen und Schilderungen gewinnen Individualität, Klarheit und Leben. Die Schilderung der Alpen, des idyllischen Stilllebens in der Adlergrotte, der Pfarrei Val-Neige ist vollendet schön und auch in den Darstellungen aus dem Gebiete der geistigen und sittlichen Welt kommt richtige Beobachtung und wahres Gefühl gegen die Phrase zur Geltung. Jocelyn ist jedenfalls das Beste, was der Dichter Lamartine geschaffen. Er hat sich seitdem nur schwächer und schwächer wiederholt, und würde das vielleicht gethan haben, auch wenn das politische Parteitreiben ihn nicht so früh ergriffen und seine natürliche Neigung zu dilettantischer Kraftzersplitterung so bedenklich begünstigt hätte.

Es gehört zur Signatur der französischen Zustände, daß man die beiden dichterischen Vorkämpfer der Religion, Châteaubriand und Lamartine, durch Aufnahme in's diplomatische Corps belohnte. Napoleon schickte den Verfasser des „Geistes des Christenthums“ als Gesandtschaftssecretär nach Rom; der Sänger der Méditations genoß seine ersten Triumphe im Jahre 1821 als Beamter der Gesandtschaft in Florenz. In seinem „Raphael“, wie in den Confidences hat er später angedeutet, daß er keineswegs unvorbereitet diese Laufbahn betrat. Wir erfahren dort z. B., wie Raphael-Lamartine sich in Paris über die Stunden hinweg half, in welchen er seine Julie nicht sehen durfte. Um sich die Zeit zu vertreiben und seiner Geliebten immer würdiger zu werden, las er in einem

Winter sämmtliche Redner und Historiker des Alterthums, dazu Machiavelli und die neuern englischen und französischen Redner. Auch studierte er die Nationalökonomie gründlich und machte bei einem befreundeten Staatsmanne praktische Uebungen in der Diplomatie, wobei er jeden Morgen mit einem langen Briefe an Julie begann und die Nächte theils vor ihren Fenstern (wenn sie nämlich Besuch hatte), theils in ihrem Zimmer in philosophisch-poetischen Gesprächen zubrachte. Es ist die Frage, ob wir berechtigt sind, gerade jeden Satz dieses Romans als eine Mittheilung aus dem Leben des Dichters anzusehen. Aber den Grund des Ganzen bilden eingeständlich seine eigenen Erlebnisse, und die Schilderung, welche er von Raphael und an verschiedenen Stellen der Confidences von seiner eigenen Person entwirft*), läßt es glaublich erscheinen, daß er die Geschichte seiner eigenen Studien in jenem Idealbilde erblickte. Die Methode steht zu

---

*) „Hätte er den Pinsel geführt, er hätte die Jungfrau von Foligno gemalt. — Hätte er den Meißel gehandhabt, er hätte Canova's Psyche gebildet. Wäre die Sprache ihm bekannt gewesen, in der man die Töne schreibt, er hätte die luftigen Klagen des Meerwindes in den Kronen der italischen Pinien in Noten gebracht. Wäre er Dichter gewesen, er hätte die Worte Hiob's an Jehovah geschrieben, die Stanzen Herminia's im Tasso, das Mondscheingespräch Romeo's und Julia's, oder die Schilderung Haydé's von Lord Byron. Hätte er in jenen alten Republiken gelebt, wo der ganze Mensch sich in der Freiheit entwickelte, wie der unverhüllte Körper in der Luft und im Sonnenschein, so hätte er nach allen Höhen gestrebt, wie Caesar, er hätte gesprochen wie Demosthenes und wäre gestorben wie Cato." — Möchte selbst solch 'nen Herren kennen, würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen!

Lamartine's spätern Leistungen nicht im Widerspruch. In der diplomatischen Laufbahn fand nun Lamartine zunächst wenig Gelegenheit sich auszuzeichnen. Während Châteaubriand, auf der Höhe seines politischen Einflusses, in Verona „seinen" glorreichen spanischen Krieg vorbereitete, erntete Lamartine die süßeste Frucht seiner frommen Lieder durch die Heirath mit der reichen Engländerin Marianne Birch. Er diente dann der Restauration in untergeordneten diplomatischen Stellungen, in Neapel, London und wieder in Florenz, und hatte es eben zum designirten Geschäftsträger in Griechenland gebracht, als die Julirevolution seine ritterliche Treue auf die Probe setzte, wie einst die Hinrichtung des Herzogs von Enghien die Châteaubriand's. Man muß es beiden Dichtern lassen, daß sie sich mit Anstand und als Ehrenmänner aus der Sache zogen. Lamartine hatte den Grundsätzen der reactionären Legitimisten ebenso wenig unbedingt gehuldigt, als Châteaubriand denen der Emigranten. Eine freisinnige Ader ist schon in seinen frühesten royalistischen Gelegenheitsgedichten nicht zu verkennen, und es scheint keineswegs Renommisterei, was er in dieser Beziehung von den Ueberlieferungen seiner Familie sagt. Wohl verwahrt er sich 1824 in einer Epistel an Delavigne, den Dichter der Messéniennes, gegen die Gefahren dieser politischen Poesie. Unter Gräueln habe er das Feldgeschrei der Freiheit zuerst gehört. Ein Jahrhundert von Wohlthaten könne kaum diese Erinnerungen auslöschen. Noch scheinen ihm die politischen Parteien den Sisyphus-Stein zu wälzen, noch nimmt er die bekannte höhere Warte für den Dichter in

Anspruch und erklärt sich für die „chants de la vertu, dont la sainte harmonie ressemble quelquefois à la voix du génie“. Dem entsprechend enthält auch der „Chant du sacre“, zur Krönung Karl's X., warme Lobsprüche auf die Restauration und ihre Vertreter in Fülle. Die Majestät und Anmuth der Person Karl's X. wird, bekanntlich nicht etwa ohne Grund, gefeiert. Auch die Pairs, napoleonische wie legitimistische, tragen ihre wohlgereimten Complimente davon. Aber von dem hier so nahe liegenden mystisch-religiösen Schwulst oder von serviler Liebedienerei ist keine Spur in dem Gedichte. Nicht mehr durch Wunder, heißt es, wie in Chlodwig's Zeiten, spreche der Himmel. Die Vernunft allein offenbare ihn dem Glauben. Nur große Ereignisse erzeugen jetzt die staunende Ehrfurcht der Völker. „Du suchst die Wunder, o König? das Wunder bist Du!“ Das Gebet des Königs legt demselben ein ganz liberales Glaubensbekenntniß in den Mund; und wenn der Bischof, wohl nur aus Versehen und von der Strömung des Verses hingerissen, sich einmal der Phrase bedient: Dein Blick ist der Blitz, Dein Wort ist das Gesetz — so macht der Dichter das gleich wieder gut, indem er mit einer feierlichen Anrufung der Freiheit schließt. Er nennt dieselbe „die neue, noch unklare Religion des Jahrhunderts“. Er begrüßt sie als Schutzengel der Bourbons, und macht am Schlusse nur das Anstandszugeständniß, daß ihr sicherster Tempel das Herz der guten Könige sei.

Daß der Dichter um dieser Strophen willen nicht verpflichtet war, mit dem Ministerium Polignac durch dick

und dünn zu gehen, darf man wohl zugeben, ohne politischem Unbestand und Leichtsinn das Wort zu reden. Lamartine that über und über genug, indem er nach der Julirevolution „aus Anstandsrücksichten" die ihm angebotene Beibehaltung seines Postens in Athen zurückwies. Man kann ihm nur beistimmen, wenn er die beleidigenden Angriffe der „Nemesis" (3. Juli 1831) gegen seine Candidatur im Departement du Nord kräftig abwehrte, und wenn er in der Abhandlung „sur la Politique rationelle" (23. September 1831) eine durchaus freie, durch die Erinnerungen an die durch ihre eigene Schuld vertriebene Königsfamilie nicht beengte Stellung für sich in Anspruch nahm. Auch was er über die principiellen Hauptfragen der europäischen, zunächst der französischen Politik in jenem Glaubensbekenntniß bemerkt, kommt augenscheinlich aus dem Herzen, ist durch seine Handlungsweise niemals Lügen gestraft worden und führt den Beweis für eine von Natur edle und menschenfreundliche Richtung seines Empfindens und für eine Richtigkeit und Gesundheit des politischen Instincts, die man bei einem Privatmanne nur loben und achten könnte. Lamartine vertritt hier durchaus die große Mehrzahl der an solche Dinge überhaupt denkenden Franzosen, soweit nicht die Furcht des Selbsterhaltungstriebes oder die Paroxysmen der nationalen Eitelkeit bei ihnen ihre epidemischen Einflüsse ausüben. Er spricht sich für den Verfassungsstaat aus, gegen eine erbliche Pairie, für die freie Presse, für möglichste Förderung des Volksunterrichts, für Trennung der Kirche vom Staate, für allgemeines, aber den gesellschaftlichen Verschiedenheiten Rechnung tragendes

Wahlrecht, und für eine friedliche, dem Fortschritte durch Bildung und Cultur zustrebende Politik nach Außen. Im Munde des Staatsmannes freilich haben alle diese schönen Grundsätze nur insofern einen Werth, als eine gründliche Kenntniß der concreten Verhältnisse, ein sicherer Blick für die Grenze zwischen dem Nothwendigen und Möglichen und dem blos Wünschenswerthen, und vor Allem ein fester Wille ihnen zur Seite stehen.

Und nach allen diesen Richtungen hin läßt denn schon Lamartine's erste politische Schrift wenig hoffen. Höchst bedenklich, für uns Ueberlebende des tollen Jahres und seiner Folgen von unwiderstehlicher Komik, ist vor Allem das, was er die Methode seiner Untersuchung und Beweisführung nennt. Von irgend einem Zweifel, von der Möglichkeit eines Irrthums in irgend einer Frage kann bei ihm nicht die Rede sein, denn er hat die untrügliche Formel für die Lösung aller politischen Gleichungen spielend gefunden: „Gott als Ausgang und als Ziel, das allgemeine Wohl der Menschheit als Gegenstand der Bemühung, die Moral als Fackel, das Gewissen als Richter, die Freiheit als Weg" — damit ist Alles entschieden und die Geheimnisse der Zukunft öffnen sich den geweihten Blicken. Eine geniale Uebersicht über die Weltgeschichte bereitet dann in jener Abhandlung der eigentlichen Offenbarung den Weg. Sie zerfällt für Lamartine diesmal in vier Perioden: die Theokratie im frühesten Alterthume, dann die Tyrannei (!) vom trojanischen Kriege bis auf Constantin den Großen, endlich die Monarchie, von da bis auf Ludwig XIV. oder Napoleon, je nach Belieben. Nun

folgt das Zeitalter des Rechts, die Mitwirkung Aller am Staat, eine Zeit nicht des Verfalls, sondern des Fortschrittes, die gerechteste, die sittlichste und freieste von allen bisherigen, die dauern wird, bis einst die allgemeine Menschenliebe und sittliche Vollkommenheit auch den Staat überflüssig machen wird. — Diese geniale und tiefsinnige Geschichtsbetrachtung hebt den angehenden Staatsmann und Volksvertreter nun über alle Schwierigkeiten und alle Zweifel hinweg. Ohne Mühe entnimmt er ihr die Antwort auf jegliche Frage. „Dieses einmal angenommen," ruft er ganz glückselig aus, „ist Alles klar: Revolution, Dynastie, Legitimität, göttliches Recht, Volksrecht, Souveränetät de facto oder de jure, Gewalt, Freiheit, Form und Ziel der Regierung, Fragen des Cultus oder des Unterrichts, des Friedens oder des Krieges, Existenz und Erblichkeit der aristokratischen Gewalt oder der Patrie, Gesetzgebung, Wahl, Ausdehnung oder Beschränkung der Gewalten, der Gemeinden, der Provinzen: Alles ordnet sich, klärt sich auf, ist entschieden, das öffentliche Gewissen hat keine Zweifel mehr, die Gegenwart keine Ungewißheit, die Zukunft keine Geheimnisse. Alles löst sich in den Worten: das allgemeine Wohl als Gegenstand, die sittliche Vernunft als Führerin, das Gewissen als Richter. Damit kann der menschliche Geist das Jahrhundert citiren und ohne Furcht sein unfehlbares Urtheil sprechen.

Wir theilen die Stelle vollständig mit, weil sie in lehrreicher Weise zeigt, was das „gebildete" französische Publikum sich bieten läßt, wenn man seine Sympathien

theilt und einen nationalen „Erfolg“ in die Waagschale werfen kann, und wie die Race beschaffen ist, der unser Volk, das Volk des Gedankens und der gediegenen Arbeit, die Leitung der europäischen Dinge überläßt, weil seine Steckenpferde und seine Launen ihm lieber sind als seine Macht und sein Ruhm. Unter den „Anwendungen“, welche Lamartine aus dem Wünschelsäcklein seiner untrüglichen Grundsätze zieht, verdient außer den schon oben mitgetheilten liberalen Gemeinplätzen nur seine Ansicht über die Verwaltung Erwähnung. Wie es bei diesem Charakter und diesen Studien sich von selbst versteht, hat er von bürgerlicher Freiheit und Selbstregierung nicht einmal eine Vorstellung. Er ist völlig verliebt in die allmächtige französische Regierungsmaschine, in jenen liberal-demokratischen Constitutionalismus, der den steuerzahlenden Bürger mit Leitartikeln gegen die Regierung füttert und dann und wann durch eine Kundgebung der „Volkssouveränetät“, durch eine von Intriguanten ausgebeutete Revolution erfreut, während er ihn von der Willkür eines Subalternbeamten abhängig macht, sobald er etwa die Absicht hat, einen Weg auf seinem Acker anzulegen, eine Brücke zu bauen, eine Schule für seine Kinder zu gründen. Lamartine schwärmt für die Centralisation, trotz dem besten Bonapartisten. „Die Centralisation der Verwaltung, durch alle Staatsmänner der Monarchie erstrebt, durch die constituirende Versammlung endlich durchgeführt, ist das einzige Denkmal (!), welches die Revolution hinterlassen hat auf den von ihr angehäuften Trümmern. Diese intensive Kraft in dieser gleichförmigen Action, welche bewirkt, daß

der sociale Gedanke, einmal frei erfaßt und Gesetz geworden, augenblicklich durchgeführt wird, mit Schnelligkeit, Regelmäßigkeit, Controle und Gleichförmigkeit, in allen Verwaltungskreisen eines großen Staates: das ist die Einheit der großen Körper, die man Nationen nennt. Zerstört ihr sie, so gehen jene zu Grunde" (z. B. die Engländer und Amerikaner!) „oder die Einheit stellt sich gegen Euern Willen wieder her, denn sie ist das Leben der Völker, und die Auflösung dieser Einheit oder dieser Centralisation ist der Tod." —

Uebrigens genügte dies echt französische Glaubensbekenntniß vor der Hand noch nicht, den des Legitimismus verdächtigen Dichter in die Kammer zu bringen. Das Scheitern seiner Wahlbewerbung im Jahre 1831 veranlaßte ihn, in getreuer Nachahmung seines Châteaubriand und seines Childe Harold, zu der zweijährigen Reise in den Orient (1832. 33). Er machte sie in einem eigens gemietheten und glänzend ausgerüsteten Schiffe, à la Byron, baute seiner Gemahlin und Tochter für ihren Aufenthalt in Beyrut ein stattliches Haus, umgab sich mit einem mehr ansehnlichen als billigen Gefolge von Arabern, ließ sich von der alternden Esther Stanhope auf ihrem einsamen Bergschlosse eine große Zukunft weissagen, ließ auf verschiedenen berühmten Ruinen „die Völker, die Ideen, die Religionen, die Reiche sich aus dem Dunkel erheben, wachsen und verschwinden", und kehrte dann, nach dem Verlust seiner Tochter, mit dichterischer Schwermuth und welthistorischen Gedanken gesättigt, nach Frankreich zurück. Da diese Blätter es nicht mit literarhistorischen

Curiositäten, sondern mit lebendigen Interessen und Culturerscheinungen zu thun haben, so glauben wir uns eines nähern Eingehens auf die Reisebeschreibung, sowie auf die spätern poetischen Werke Lamartine's das Drama Toussaint l'Ouverture, die Romane Geneviève und le Tailleur de pierres de St. Point ꝛc., an diesem Orte enthalten zu müssen. Dagegen ist seine nun beginnende selbstständige politische Thätigkeit auch heute noch lehrreich genug, um die Betrachtung von unserm Standpunkte zu lohnen.

Lamartine trat 1835 in die Kammer und wohnte den letzten Arbeiten und Fehlern der Julirevolution als nicht eigentlich mitwirkender, aber unerschöpflich beredter Zuschauer bei, wie der Chorführer in der alten Tragödie. Bei dieser bequemen Stellung außerhalb der an praktische Rücksichten gebundenen Parteien konnte seine Popularität nur gewinnen. Sie erreichte ihren Gipfel, als 1847 die Girondins erschienen, das praktisch bei Weitem wichtigste Werk aus Lamartine's Feder. Der Verfasser dieser Zeilen war Zeuge der unermeßlichen Wirkung, welche diese romantisch-sentimentale Rehabilitirung der Schreckenszeit damals hervorbrachte. Es war ein durchgreifender, wahrhaft volksthümlicher Erfolg, und er bezeichnete den Verfasser des Werks für den Fall einer Krisis, die damals freilich kein Mensch als nahe bevorstehend voraus sah, als den Mann der Lage. Lamartine selbst hat über Zweck und Bedeutung seines Buches mehrfach sich ausgesprochen, unter andern, als seine Verehrer in Mâcon ihn wegen desselben durch ein Festessen beglückwünschten: „Er habe

der Demagogie nicht geschmeichelt", versicherte er, „aber das Blut der Schaffotte habe ihm nicht die heiligen Wahrheiten verhüllt, welche sich hinter dem Rauch der furchtbaren Opfer über der Zukunft erhoben. Er habe die Schande den Demagogen zugetheilt, den Ruhm der Revolution. So habe er Frankreich plötzlich wieder zu dem Bedürfnisse erweckt, den Geist seiner Revolution zu studieren, sich in ihren gereinigten, von den Ausschweifungen getrennten Grundsätzen wieder zu stählen und aus seiner Vergangenheit Lehren für die Gegenwart und die Zukunft zu schöpfen."

Ohne Zweifel hat das Werk sehr viel dazu beigetragen, die aus den neunziger Jahren zurückgebliebene Furcht vor der Republik aus den Gemüthern zu tilgen; ohne Zweifel predigt es auch beredt genug jene Ansicht von der Bedeutung des verfassungsmäßigen Königthums, die Lamartine mit verzweifelter Naivetät bei demselben Banket der Julíregierung an den Kopf warf: „Wenn das jetzige Königthum sich als ein Amt betrachtet, mit einem Titel geschmückt, der seine ursprüngliche Bedeutung geändert, wenn es sich darauf beschränkt, ein geachteter Regulator der Regierungsmaschine zu sein, der den allgemeinen Willen anzeigt und mäßigt, aber ihn niemals beschränkt, so wird es noch lange genug bestehen, um sein vorbereitendes und zur Volksherrschaft hinüber führendes Werk zu vollenden." Aber an der ungeheuern Wirkung des Buches sind alle diese Theorien nur zu sehr geringem Theile schuldig. Die Geschichte der Girondisten wendet sich nämlich weit weniger an den Verstand und die Grundsätze, als an die

Phantasie und die Nerven des Lesers. Sie schildert die Helden- und Gräuelscenen, die spannende, lärmende, abwechselnd furchtbare und burleske Handlung der Revolution mit der Ausführlichkeit und den sinnlich lebhaften Farben des historischen Romans. Die geheimen Gedanken, das häusliche Leben der auftretenden Personen, die geringsten Einzelheiten der Ereignisse werden wie von einem vertrauten Augenzeugen aller dieser Dinge geschildert. Schöne Frauen namentlich werden mit der den ritterlichen Franzosen zierenden Aufmerksamkeit behandelt. Ihre Gestalt, ihre Charaktere, ihre Schicksale werden mit Liebe und Vollständigkeit vorgeführt. Madame Roland, die Königin, Charlotte Corday, Madame Tallien nehmen einen breiten Platz im Vordergrunde ein. Die überladene Ausführlichkeit der sinnlichen Beschreibungen wetteifert mit den berufensten Erzeugnissen neufranzösischer Romantik. So oft Lamartine eine halbwegs wichtige Person einführt, stellt er derselben einen vollständigen Steckbrief aus. Haar, Bart und Hautfarbe, Farbe und Ausdruck der Augen, Form der Hände und Füße u. s. w. werden bis in's Kleinste verzeichnet. Es ist dann, als hätte er ausdrücklich die Absicht, Homer und Lessing zu ohrfeigen. Die Gräuel der Revolution werden natürlich nicht gelobt oder entschuldigt. Aber ihre Häßlichkeit verschwand unter dem dramatischen Reiz der sehr geschickt gruppirten und mit großer Beredtsamkeit durchgeführten Erzählung. Einem gelangweilten, nach Aufregung um jeden Preis dürstenden Geschlecht traten die ungeheuern Thaten und Schicksale seiner Väter in den glänzenden Bildern einer Darstellung entgegen, die

mit den verführerischsten Lockungen des Romans die würdige, Vertrauen erweckende Miene der Geschichte verband. Man vergaß unwillkürlich die Schlechtigkeit der Schreckensmänner über der Bewunderung ihrer Kühnheit und über dem tragischen Mitleid mit ihrem Untergange. Ein Bedürfniß nach aufregenden Scenen, nach neuen Kundgebungen der souveränen Größe des französischen Volks bemächtigte sich zusehends der Gemüther. Es bedurfte nur eines Anlasses und eines Stichwortes und die der Phantasie und dem Gefühl Nichts bietende Regierung Guizot's, des puritanischen Bureaukraten und seines von der öffentlichen Meinung unter die Banquiers degradirten Herrn hatte Alles zu fürchten.

Das Ereigniß kam. Die Woge der Revolution ergriff den in den eigentlich politischen Kreisen bisher nicht sehr einflußreichen Dichter und gestattete ihm für einige Monate eine entscheidende Einwirkung auf die Schicksale Frankreichs und Europas. Als auswärtiger Minister der provisorischen Regierung wurde Lamartine drei Monate lang mit allen Ehren der Volksgunst überschüttet um dann, politisch auf immer verbraucht, vom Schauplatz abzutreten. Unmittelbar nach seiner Beseitigung ergriff er dann in der „Geschichte der Revolution von 1848“ zu seiner Vertheidigung das Wort. Die Schrift ist für die Beurtheilung des Mannes wie der Dinge auch heute noch lehrreich.

Natürlich ist von einer objectiven und vollständigen Darstellung der Ereignisse nicht die Rede. Lamartine erzählt nur, was er selbst gedacht, gesprochen, gethan,

gesehen. Er spricht fast immer von sich, was bei der beständigen Anwendung der dritten Person und bei dem sichtlichen Trachten nach historischer Gemessenheit oft einen recht komischen Eindruck macht. Die ihn nie verlassende, geistige wie körperliche Selbstbespiegelung macht sich nicht weniger geltend als in den Confidences und in den Vorreden seiner poetischen Werke. Der achtundfunfzigjährige Staatsmann hat offenbar noch dasselbe naive Wohlgefallen an seiner edeln, hohen Gestalt, an seiner durch den Gedanken geadelten Stirn, an seinem in Licht getränkten, durch die Thauperlen der Schwermuth schimmernden Auge, wie einst der von den Damen vergötterte, seines ersten Erfolges sich freuende Dichter. Es wird uns keine heroische Geberde, kein bedeutungsvolles oder spöttisches Lächeln, keine wirkungsvolle Kunstpause der Rede geschenkt. Während das Volk die Deputirtenkammer bestürmt, wenden einige einflußreiche Republikaner sich an Lamartine mit der Aufforderung, er möge für die Regentschaft der Herzogin von Orleans wirken, damit der Staat in dieser Uebergangszeit für die Republik heran reifen könne. Indem nun Lamartine über seine Entschließung berichtet, weiß er künftige Maler, Bildhauer oder Komödianten mit einer gründlichen Anweisung zur Darstellung jenes weltgeschichtlichen Augenblicks zu versehen: „Er stützte beide Ellenbogen auf den Tisch, er verbarg seine Stirn in seinen Händen, er rief innerlich die Eingebungen dessen an, der allein niemals sich täuscht. Fast ohne zu athmen dachte er fünf bis sechs Minuten nach.“ Die Republikaner waren ihm gegenüber um den Tisch gruppirt

stehen geblieben. Endlich nahm Lamartine seine Hände auseinander, erhob das Haupt und sagte ihnen — in einer fünf Seiten langen Rede — daß es am besten sein würde, eine provisorische Regierung zu errichten. Als dann der Augenblick gekommen ist, in der Kammer seinen Entschluß zu verkünden, erhebt er sich „mit dumpfer Stimme, wie der Abgrund des Schicksals, den er ergründen will“ (man glaubt eine der Spielweisungen aus dem Fiesco zu lesen). „Lächelnd“ beruhigt er den warnenden Dunoyer, während ein Blousenmann das Gewehr auf ihn anlegt. Bei der Schilderung der großen Scene im Rathhause erscheint diese Angabe des Spiels für den künftigen Darsteller der Heldenrolle noch nicht ausreichend. Das Lächeln wird physiognomisch zergliedert. „Es war ein Lächeln, welches darauf ausging, ein wenig skeptische Unschlüssigkeit in die Lippe einzuschließen, ein Gesichtsausdruck, darauf berechnet, der Seele der Zuhörer ein letztes Geheimniß zu entreißen.“ Man bekommt den Eindruck, als habe der Mann diese Scenen vor dem Spiegel noch einmal durchgespielt, ehe er sich niedersetzte, sie zu beschreiben. — Doch, das sind am Ende Aeußerlichkeiten, die für sich allein nicht hinreichen würden, die Aufrichtigkeit und Gediegenheit eines romanischen, speciell eines französischen Staatsmannes in Zweifel zu ziehen. Hat doch der große Napoleon von Talma gelernt! Lassen wir also Lamartine vor dem Spiegel bei Seite und fragen nur, wie er an der Spitze des Volkes seine Aufgabe gefaßt hat.

Es ergiebt sich zunächst mit Bestimmtheit, daß Lamartine keineswegs in Ausführung eines Planes, oder

im Dienst einer Ueberzeugung, sondern fortgerissen durch eine Aufwallung phantastischen Ehrgeizes das verhängnißvolle Wort gesprochen hat, welches das verfassungsmäßige Königthum stürzte und das öffentliche Recht auf dem europäischen Festlande für ein volles Jahrzehnt unter die Herrschaft der Leidenschaften und der Gewalt brachte. Er giebt sich alle mögliche Mühe, sich und seine Leser darüber zu täuschen. Noch kurz vor der Februarrevolution hatte er bei dem Banket in Mâcon das demokratische Königthum als den natürlichen und nothwendigen Durchgang zur Republik bezeichnet. Die eventuelle Regentschaft der Herzogin von Orleans, als dem Naturrecht und den Anforderungen der demokratischen Partei gleichmäßig entsprechend, war in der Kammer von ihm vertheidigt worden. Louis Philipp hatte sie vor seiner Flucht angeordnet, die republikanischen Führer, welche selbst an die Möglichkeit der Republik noch nicht glaubten, verlangten sie. Es kam nur auf die Zustimmung der Kammer an, und die höchste Wahrscheinlichkeit war vorhanden, daß es gelingen werde, die Verschwörer von Handwerk nieder zu halten und dem Lande die Continuität des öffentlichen Rechts nicht verloren gehen zu lassen. Alle diese Erwägungen lagen Lamartine nahe genug. Er giebt sich in dem langen Phrasenschwall seiner den Republikanern ertheilten Antwort vergebliche Mühe, sie zu entkräften. Seine wortreiche Motivirung des Antrages auf eine provisorische Regierung ist eigentlich nur eine hochtönende Umschreibung jenes verhängnißvollen „zu spät", des damals nicht blos in Paris siegreichen Feldgeschreies der

Leidenschaften gegen die Gründe der Vernunft. „Zu spät!“ Warum war es zu spät? Weil der berauschende Dunst der Volksgunst dem dichterischen Staatsmanne zu Kopfe stieg, weil die Ereignisse der letzten Tage seine Phantasie überreizt hatten und — weil er vielleicht nicht ganz frei von einem geheimen persönlichen Groll gegen die Orleans war. Er weiß es sehr wohl anzumerken, daß Louis Philipp ihn „einen Träumer“ zu nennen pflegte, „dessen Flügel nie die Erde berührten“. Er verwickelt sich in Widersprüche über sein Verhältniß zur Herzogin. Wir erfahren gelegentlich, daß es dieser nie eingefallen sei, sich für die beredte Vertheidigung ihrer Regentschaft ihm dankbar zu zeigen oder auch nur den Schriftsteller in ihm zu ehren. Dann heißt es wieder: „mehrmals aufgefordert, an ihrem Hofe zu erscheinen, habe er sich selbst jede Beziehung zu ihr untersagt, aus Furcht, seine Erkenntlichkeit möchte einst seine politische Freiheit beschränken!!“ Welche von beiden Angaben ist nun die wahre? War Lamartine im Februar 1848 der in seiner Eigenliebe gekränkte, durch die Aufregung des Augenblickes zum Versuch einer Heldenrolle fortgerissene Poet oder der sich selbst verleugnende Märtyrer der Volkssache? Wir möchten das erstere glauben, und Lamartine macht uns darin keineswegs irre, wenn er uns feurig ausmalt, wie er die Lage in der Hand gehabt, gleich den über Könige zu Gericht sitzenden Senatoren des alten Rom, wie sein Herz und seine Eitelkeit ihm gleichmäßig gerathen, die ritterliche Vertheidigung der hohen Dame zu übernehmen, wie er aber um des Vaterlandes willen diesen Lockungen widerstanden

und den Menschen und Poeten dem Staatsmanne geopfert habe. Alles, was Lamartine dann von seiner provisorischen Regierung berichtet, trägt natürlich den Charakter vollständiger Improvisation, und ist zum Theil jetzt schon von entschieden komischer Wirkung. So jene berühmte Stunde der unsterblichen Gedanken, die gleich nach der siegreichen Abwehr des ersten Ansturmes der Rothen eintrat. Sich der Wahrheit bewußt, daß „der Instinct der beste Gesetzgeber ist", fühlen die Mitglieder der provisorischen Regierung sich verflichtet, ihrem Siege durch einige großartige Acte der Gesetzgebung oder Verwaltung die Weihe zu geben. Sie setzen sich um einen runden Tisch, und Jeder prüft einige Minuten lang sein Herz und seinen Verstand, um darin die Initiative zu einigen entscheidenden socialen oder politischen Fortschritten zu finden. Bisher waren wir der Meinung, Volksrevolutionen beständen in der gewaltsamen Verwirklichung eines zum Gemeingut der großen Mehrheit gewordenen politischen Begehrens. Wir erfahren hier, daß auch das Gegentheil stattfinden kann. Man entledigt sich zuerst der Regierung, wie eines abgetragenen Rockes und dann setzen die Vertreter des „peuple idée" sich hin, um auf etwa zweckmäßige Reformen zu sinnen. Unter dem, was sie beschlossen, waren zwei Verneinungen, die Aufhebung der Septembergesetze (gegen Presse und Versammlungen) und die des Wahlcensus durch die Lage geboten. Im Uebrigen dictirte man die augenblickliche Aufhebung der Negersclaverei (gewiß ein recht dringendes Bedürfniß für die Pariser), sowie die Einführung der Charité und Fraternité

als oberste Grundsätze des Staats. Als feinste Würze streute endlich Lamartine die Aufhebung der Todesstrafe auf den republikanischen Ragout. Es war ein erhabener Augenblick. „Die Augen hatten die Feuchtigkeit, die Lippen das Stammeln, die Hände das Zittern des Fiebers, während die Federn über das Papier glitten.“ Dann werden die dreifarbigen Schärpen umgebunden und die Errungenschaften gebührend in Scene gesetzt. Doch wozu länger bei diesen und ähnlichen Dingen verweilen, quae miserrima vidimus ipsi et quorum pars magna fuimus omnes! Es darf den Franzosen nach alle dem gewiß nicht verübelt werden, daß ihnen in den Junitagen die Lust verging, dieser schönen und großen Seele ihre Sicherheit anzuvertrauen. Aber bei bereitwilliger Anerkennung dieser Thatsache wird eine unparteiliche Darstellung auf der andern Seite auch die sehr reellen Verdienste nicht leugnen dürfen, welche sich Lamartine in jenen verhängnißvollen Tagen um Frankreich und Europa erwarb. Frankreich hat mit einstweiligem Verlust seiner Freiheit dafür gezahlt, daß es, von einem krankhaften Bedürfnisse nach Aufregung und Veränderung ergriffen, sich einem eiteln und unklaren Phantasie-Menschen in die Hände gab. Aber dieser Phantast war zum Glück bei allen seinen Schwächen ein edelherziger Mensch, ein Mann von ungewöhnlichem persönlichen Muthe und von richtigem Instinct für mehrere dringende Forderungen der Sachlage, und diesem Umstand verdankte Frankreich seine Rettung von der Schreckensherrschaft, wir Alle aber die Erhaltung des Weltfriedens. Es wäre Undank, in einer Schilderung

Lamartine's diese Dinge zu übergehen oder in Schatten zu stellen.

Die nächste Gefahr drohte bekanntlich von den Revolutionären von Handwerk. Lamartine kennt sie gründlich und hat sie trefflich geschildert, wie er denn überhaupt sehr gut und scharf zu beobachten versteht, sobald er sich die Mühe giebt. Schon bei Gelegenheit der Reformbankette war er den gefährlichen Albernheiten der neu aufgelebten Schreckensmänner entschlossen entgegen getreten. Sein theoretisches Urtheil über die Blutmenschen von 1793 stimmt mit den Ergebnissen der v. Sybel'schen Beweisführung genau überein: „Wenn man heute kaltblütig die Lehre von der vorgeblichen Rettung der Republik durch das Verbrechen untersucht, so findet man, daß die Regierung von 1793 diesem Verbrechen nur den Fall ihres Grundgedankens, den allgemeinen Abscheu gegen ihre Mittel, die Vertagung der wahren Republik und den Despotismus eines Soldaten verdankt." Die Wühler von Fach, damals nur in Paris zahlreich, werden geschildert als „Menschen, gleichgültig gegen alle Liebe zum Fortschritt, gleichgültig gegen die Träume gründlicher Verbesserung, Leute, die sich in die Bewegung stürzen, um den Reiz des Schwindels zu genießen, deren Wunsch eine revolutionäre Regierung war, ohne Ziel, ohne Treue und Glauben, ohne Frieden und Sittlichkeit, — wie sie selbst." Lamartine war bekanntlich von der ersten Stunde an genöthigt, seine Ehre, sein Gewissen und die Existenz seines Landes gegen dieses Gezücht zu vertheidigen. Seine

Eitelkeit war nicht ohne Schuld an dem Hereinbrechen dieses Kampfes. Aber so lange persönlicher Muth und Beredtsamkeit hinreichten, hat er ihn männlich und heldenhaft durchgeführt. Seine Haltung gegen die Zumuthungen der Rothen, in den ersten Tagen der provisorischen Regierung, ist des höchsten Lobes werth und muß in dem Munde jedes andern Erzählers als Lamartine's selber ungetheilte Bewunderung erregen. Freilich besitzt seine Eitelkeit das Geheimniß, auch an diesen Stellen seiner Geschichte en pure perte sich lächerlich zu machen. Sein thörichtes Eingehen auf den von Louis Blanc erdachten Unfug der Nationalwerkstätten mag Lamartine, freilich nach der Junischlacht, selbst nicht vertheidigen. Er hat es theuer gebüßt. Doch ist es auch nur gerecht, seines entschlossenen Auftretens gegen die durch Ledru Rollin angeordnete echt französische Maaßregelung der Wahlen in Ehren zu gedenken. Als das entschiedenste und glänzendste Verdienst Lamartine's endlich ist sein Auftreten gegen das Ausland anzuerkennen. Es ist leicht genug, jetzt über seine etwas schwülstige „Marseillaise de la paix" und über sein „Manifest an Europa" zu lachen. Aber man frage sich einmal ernstlich, was aus der gesammten europäischen Civilisation wahrscheinlich geworden wäre, wenn Lamartine damals den Funken des revolutionären Krieges in die geladene Pulvermine hätte werfen wollen. Er hatte unter schwierigern Umständen einen ähnlichen Kampf zu bestehen, wie einst Casimir Périer. Lamartine selbst war von Hause aus keineswegs frei von Anwandlungen des französischen Kriegs- und Eroberungs-

Schwindels. Seine Phantasien über die von der Restauration einzuschlagende Politik kommen z. B. sämmtlich auf „Entwickelung der Grenzen", d. h. Gewinnung des Rheines heraus. Die Restauration, meint er, hätte sich entweder mit Deutschland gegen Rußland und England, oder — mit Rußland gegen England und Oesterreich verbinden können. Im ersten Falle hätte man „Entwickelungen" in Savoyen, in der Schweiz und an der preußischen Rheingrenze gegen Zugeständnisse an Oesterreich in Italien, der untern Donau und Illyrien gewonnen. Im zweiten Falle hätte Frankreich Oesterreich erstickt, Italien überschwemmt und gleichfalls den Rhein gewonnen, gegen Ueberlassung Konstantinopels, des schwarzen Meeres, der Dardanellen und des adriatischen Meeres an Rußland!! Preußen und was damit zusammenhängt wird in beiden Phantasiegebilden offenbar als ein wehrloses Theilungsobject, ein cadaver mortuum, betrachtet. Alle diese Erfolge aber schienen Lamartine nur durch das Einverständniß der legitimen Bourbons mit dem Kaiser von Rußland möglich. „Das russische Bündniß", ruft er, „ist der Schrei der Natur, die Offenbarung der Geographie, das Kriegsbündniß für die Zukunft zweier großer Racen, um — den Frieden zu erhalten! Dies waren etwa die Phantasien des Diplomaten der durch unsere Waffen eingesetzten Bourbons. Sie haben zum Theil in dem durch die Julirevolution durchkreuzten Bündnisse Karl's X. mit Nicolaus einen amtlichen Ausdruck gefunden. Der auswärtige Minister der provisorischen Regierung glaubte nach andern Grundsätzen handeln zu müssen. Der Hoffnung auf

russischen Beistand beraubt, auf die Sympathien der Völker gewiesen, von den Anforderungen der arbeitenden Klassen bedrängt, erkannte er seine Aufgabe in der Erhaltung des Friedens. Es ist schon richtig, daß er dabei mehr von richtigem Instinct als von klaren Anschauungen geleitet wurde. Die Ideenconfusion des „Manifestes an Europa“, die theatralische Effecthascherei des ganzen Actenstückes giebt der Kritik leichtes Spiel. Es ist belustigend genug, zu sehen, wie der Geschichtschreiber der Girondins, der siegreiche Bekämpfer der rothen Republik, die „Monarchisten und Girondins“ als die ehrgeizigen Anstifter des Krieges anklagt und die „vorgeschrittenen Demokraten“ (Robespierre u. s. w.) als Friedensapostel verherrlicht. Eine echt französische Wendung läßt ihn Frankreich glücklich preisen für den Fall, daß man es angreife und es zwinge, trotz seiner Mäßigung an Macht und Größe zu wachsen. Gleichwohl hat Lamartine es verstanden, den Frieden in einer gefährlichen Krisis zu erhalten — und das ist die Hauptsache und darf ihm niemals vergessen werden. Er selbst ist dann bald genug seinen Fehlern als Opfer gefallen. Seine rathlose Nachgiebigkeit gegen die communistischen Experimente Louis Blanc's erschütterte zuerst seinen Einfluß. Er überzeugte sich zu spät, daß, wie er nachher sehr richtig sagt, „die willkürliche Festsetzung des Lohnes und des Rechtes auf Arbeit das Interesse an der Arbeit im Arbeiter, und damit Capital, Arbeit und Lohn mit einem Schlage vernichtet.“ Er durfte sich nicht wundern, wenn man seine Abneigung gegen Uebernahme der Dictatur nicht als antike Bürgertugend, sondern als

Schwäche betrachtete, wenn man in den Schrecken der Junitage den Degen Cavaignac's seinem Worte und seiner Feder vorzog, wenn schließlich bei der Präsidentenwahl das Bedürfniß der Ruhe um jeden Preis und die Erinnerung an das erste Kaiserthum es über den republikanischen Redner und Dichter noch leichter davon trug, als über den republikanischen Feldherrn. Seitdem bezieht Lamartine alljährlich den Büchermarkt mit den Spätfrüchten seiner literarischen Industrie. Nicht Victor Hugo's indignatio, sondern leider die audax paupertas ist die Muse seines Alters geworden. Seine Gläubiger zwingen den einst auf allen Höhen des Lebens schwelgenden Liebling des Glücks zu dem schwersten und schmerzlichsten Opfer: zur Hingabe nicht nur der Ruhe des Alters, sondern auch eines mit stolzen Erinnerungen umgebenen Namens an die Erfüllung der unerbittlichen, prosaischen Pflicht. Das französische Volk aber „wirft mit abgewandtem Gesicht seinen Obol in die zerbrochene Lyra des Dichters und geht vorüber." Man weiß, daß die Nationalsubscription nicht hingereicht hat, für Lamartine seinen geliebten Landsitz St. Point zu retten. Es stände der Kritik schlecht an, die unter solchen Umständen entstandenen historischen und philosophischen Werke unter die Lupe zu nehmen und die redliche Pflichterfüllung des Menschen dem Schriftsteller zum Vorwurfe zu machen. Lamartine's schädliche Einflüsse haben wir so ziemlich überwunden. Auch Frankreich ist auf dem Wege, aus der geistigen Erschlaffung sich aufzuraffen, welche der leichtfertigen Hingabe an hochklingende, unklare Worte und den Leidenschaften

schmeichelnde Phantasiegebilde nothwendig folgen mußte. Die Nachwelt aber darf es nicht vergessen, daß Lamartine in einer entscheidenden Stunde den humanen, ritterlichen und edeln Instincten seines Volks den Sieg über verderbliche Leidenschaften erleichterte. Er vertritt in der Literatur wie in der Politik oft genug die französische Eitelkeit und Flüchtigkeit, neben einer, nicht nur den Franzosen, sondern dem Zeitalter angehörenden Ueberhebung des sich genial glaubenden Einzelbewußtseins über die objectiven Gesetze der sittlichen Welt. Aber er vertritt auch den Fortschrittsdrang und die Humanität seiner ebenso gutherzigen als geistreichen und thatkräftigen Nation und so bleibt ihm eine geachtete Stelle in der Geschichte unseres Jahrhunderts gesichert.

VIII. George Sand.

Indem wir diese Skizzen fortsetzen, mit dem Versuche einer darstellenden Würdigung George Sand's, treten wir unserem Ziele, der Orientirung in den geistigen und socialen Zuständen des zeitgenössischen Frankreichs, um einen guten Schritt näher. Schon das Studium Guizot's und Lamartine's reichte mit seinen letzten Vorwürfen bis tief in das Chaos des socialen Zersetzungsprocesses hinein, dessen neueste Wandelung sich unter der prächtigen Hülle des Imperialismus vollzieht — aber beide Männer gehörten mit den Wurzeln ihres geistigen und sittlichen Wesens, wie mit ihren bedeutendsten Leistungen noch einer früheren Zeit an. In Guizot's Schriften und Werken fand und findet die rein formelle und doctrinäre Auffassung des sittlich-freiheitlichen Staatslebens ihren abgeschlossenen Ausdruck. Seine Ueberzeugungen stammen aus den Jahren jener Sammlung und Einkehr in sich selbst, welche das System des ersten Kaisers den tiefer und sittlich angelegten Naturen unwissentlich und unwollend aufnöthigte. Sein Staatsbegriff stellt die reifste Frucht dar, welche der protestantisch-wissenschaftliche Geist auf dem Gebiete der französischen Geschichtsforschung und Politik bis jetzt

hervorgebracht hat *). Es ist dem protestantischen Freiheitsbegriff bekanntlich nicht gelungen, die romanischen Instincte und Ueberlieferungen in Guizot's politischer Weltanschauung aufzulösen und in Fluß zu bringen. Er und seine Schule ist, so zu sagen, bei der anatomischen Untersuchung des Verfassungsstaates stehen geblieben, während die Physiologie desselben ihnen fremd blieb. Ihre praktischen Bestrebungen sind daher, wie billig, bei dem Versuche gescheitert, ihr nach englischem, „verbessertem" Muster zusammengesetztes Staatsmodell mit dem ihnen angeborenen französisch-imperialistischen Inhalt zu füllen. Das gegenwärtige Geschlecht hat dieses verunglückte doctrinäre Experiment zu büßen; aber zuverlässig wird eine bereits hörbar heranschreitende Zukunft jene trotz alledem mit dem Stempel der Vernunft und der Nothwendigkeit bezeichneten Grundformen des modernen Staates durch den Geist der Gesetzestreue, der Mäßigung, des Vertrauens wieder zu beleben und zu Ehren zu bringen wissen; und dann wird ein zur politischen Mündigkeit heranreifendes Geschlecht dem unfehlbaren und allwissenden Minister-Professor Ludwig Philipp's, dem protestantischen, für die Erhaltung des Kirchenstaates sich ereifernden Akademiker die Schwächen seines Systems und die Thorheiten seines

*) Tocqueville und der jüngere orleanistische Nachwuchs, die liberalen Zukunftspolitiker des heutigen Frankreichs, haben einen recht erfreulichen Anlauf genommen, um sich aus dem Labyrinth des altconstitutionellen Formalismus zum Verständniß des lebendigen Rechtsstaates hindurch zu arbeiten; aber ihre Arbeiten können bis jetzt nur als Material für eine Neugestaltung des französischen Staats- und Freiheitsbegriffes anerkannt werden.

Alters verzeihen, und sich nur noch mit Anerkennung und Ehrerbietung der Belehrungen erinnern, welche Frankreich und Europa dem Geschichtschreiber der französischen Civilisation und der englischen Staatserneuerung verdanken.

Dem Ruhme Lamartine's wagen wir eine solche Auferstehung nicht zu weissagen. Das Bild dieses unerschöpflichen Redners, wie wir es in der letzten dieser Studien zu zeichnen versuchten, zeigte uns nicht sowohl einen selbstständigen Anreger, Befruchter, Führer des öffentlichen Geistes, als vielmehr einen von dessen beredtesten und wirkungsreichsten Vertretern. Guizot ist von seinem ersten Auftreten an bis auf diese Tage vielleicht nur zu sehr derselbe geblieben; — denn auch seine neuesten ultramontanen Capuzinaden sind schwerlich mehr, als eine unglücklich gewählte Ausdrucksform für seinen alten Widerwillen gegen Absolutismus und Demagogie; dagegen ließ sich in Lamartine's rednerischen Ergüssen, von den Harmonies bis zur Histoire des Girondins und den Proclamationen von 1848, die Barometerscala der französischen Geistesatmosphäre deutlich verfolgen. Denn was lasen wir an dieser Scala? Zuerst das verschwommene, halb religiöse, halb sinnliche Gefühlsleben der vom Drucke des Kaisers aufathmenden, in den Ruinen des Feudalstaates sich wiederum einrichtenden „guten Gesellschaft". Demnächst die mystischen Entzückungen, den überschwänglichen und verworrenen Lebens- und Thatendrang der ersten Romantik. Später die Humanitäts-Ideale der von Ludwig Philipp, Guizot und ihrem „pays légal" schroff zurückgewiesenen Demokratie, durch den natürlichen Widerwillen des

legitimistisch erzogenen Grand Seigneur gegen die „Gewürzkrämer“ nicht wenig geschärft. Endlich den socialistischen Schwindel von 1848 und, damit auch die traurigste Farbe des Bildes nicht fehle, schließlich noch eine reichliche Dosis des moralischen Katzenjammers der funfziger Jahre, und das harte Tagewerk des alt gewordenen Pegasus im Dienste der Wechselgläubiger. Es war ein gutes Stück Zeitgeschichte, von Hunderttausenden in und außer Frankreich miterlebt und mitempfunden, dessen Schatten in der Erinnerung an das Leben des Dichter-Staatsmannes an uns vorüber zog. Aber dies Bild würde einen guten Theil seiner heitersten und seiner düstersten Farben vermissen lassen, wenn wir dasselbe nicht durch einen Blick auf die frischeste, reichste und lebenskräftigste Dichtergestalt des heutigen Frankreichs vervollständigten. George Sand ist freilich nur ein Weib und, — hierin mit Frau v. Staël nicht zu vergleichen, — sie zahlt den Schwächen der weiblichen Anlage stets den reichlichsten Tribut, wenn sie im Rathe der Volkstribunen und Staatsmänner die schöne Stirn zu runzeln versucht. Aber dieses Weib hat die intimsten Freuden und Schmerzen der jetzt allmählich abtretenden Generation tiefer durchgekostet, als die beredtesten Wortführer der dreißiger und vierziger Jahre; es hat den Idealen, den Glücks- und Hoffnungsträumen, und auch den Verirrungen und Krankheitszuständen dieser so reichen und so verworrenen Uebergangszeit eine Reihe unvergänglicher Denkmale gesetzt; ihre bessern Schöpfungen, wenn auch weit genug entfernt von gleichmäßiger Vollendung, sind gleichwohl, wenn wir nicht irren, neben dem, was

Béranger in seinen **guten** Stunden geschaffen, die einzigen poetischen Erzeugnisse des zeitgenössischen Frankreichs, welchen eine unvermittelte und durchgreifende Wirkung für alle Zeiten und Völker gesichert ist; und endlich — was doch auch nicht gering anzuschlagen — der Abend eines so überreichen Lebens findet die Dichterin in verhältnißmäßig erfreulicher geistiger Gesundheit und ungebrochener Arbeits- und Schöpferkraft, fast als den einzigen noch fröhlich grünenden und treibenden Baum in dem von Stürmen und Alter arg zugerichteten Dichterwalde der dreißiger Jahre *). Es versteht sich, daß die überreiche Production dieser noch immer nicht geschlossenen Dichterlaufbahn dem Eingehen auf Einzelnes hier ziemlich enge Grenzen setzt. Doch wollen wir, wenn auch auf bibliographische Vollständigkeit verzichtend, wenigstens unter den reiheführenden Werken und in den culturhistorisch

*) Es soll damit nicht behauptet werden, daß nicht auch G. Sand von Zeit zu Zeit dem literarischen Industrialismus ihre Opfer gebracht hat und zu bringen fortfährt. Sie selbst ist aufrichtig genug, das nicht zu leugnen. Gleichwohl sind auch die hierher zu rechnenden Schöpfungen ihrer späteren Jahre noch Zeugen dafür, daß die poetische Gestaltungskraft dieser wunderbar reich und nachhaltig begabten Frau bis jetzt den Aufregungen und Täuschungen eines langen, an Erregungen aller Art überreichen Lebens nicht unterlegen ist. Ihre neuesten, in der Revue des deux Mondes veröffentlichten Arbeiten, mögen sie uns die sinnige Naturbetrachtung und die mystischen Phantasiespiele der frühesten Romantik vergegenwärtigen (wie z. B. die hübsche dramatische Studie „le Drac“), oder in der alltäglichen Gesellschaft sich bewegen, oder gelegentlich auch einmal über ernste Lebensfragen wieder das Wort ergreifen (wie „Mademoiselle la Quintinie“), liefern dafür die erfreulichsten Belege.

bedeutsamen Wandelungen der Dichterin uns zurecht zu finden versuchen. —

Es ist jetzt beinahe ein Menschenalter vergangen, seit der Name George Sand zum ersten Male in den Pariser Zeitschriften mit Verwunderung und Theilnahme genannt wurde. Wie Châteaubriand und Frau v. Staël ging auch dieser glänzendste Stern der neuesten französischen Literaturepoche aus dem Gewölk eines politischen Unwetters hervor. Es war unmittelbar nach der Julirevolution. Die von den Gegnern Napoleon's eingerichtete Ordnung der Dinge hatte die erste, merkliche Erschütterung empfangen. Die rückwärts gewandten Ideale der Romantik waren vor dem ersten Windstoße des fortschreitenden Lebens zerstoben. Châteaubriand weinte und declamirte auf den Trümmern des legitimen Thrones, um sich dann von den jungen Republikanern huldigen zu lassen und fortan den Apostel der demokratischen Monarchie in partibus infidelium, will sagen in den Vorzimmern Karl's X., zu spielen. Lamartine trug seine ritterlich-legitimistische Schwermuth und seinen Aerger über den schlechten Erfolg seiner ersten Candidatur in den Orient. Victor Hugo und seine romantischen Kampfgenossen und Nachahmer hatten, in natürlicher Fortentwickelung ihrer literarischen Freiheitsbestrebungen, die nationalen Thaten und Hoffnungen der Julitage mit Enthusiasmus begrüßt; aber nur zu bald war bei den Meisten eine verbitterte Ernüchterung dem Rausche gefolgt, als die Coalition der Julisieger fast unmittelbar nach dem Kampfe sich löste, als das auf Ruhe, Besitz und Genuß bedachte Bürgerthum

die poetischen Leidenschaften und Anforderungen seiner republikanischen Hülfstruppen in der Kammer majorisirte, in den Gerichtshöfen verurtheilte und in den Straßen durch Kanonensalven zu Boden warf. Ueberreizung und Muthlosigkeit, maaßlose Ansprüche an die Gesellschaft und das Leben neben demoralisirendem Mißtrauen in die eigene Kraft bezeichnen die geistige Strömung, welche der Julirevolution in Frankreich, und nicht nur in Frankreich, auf dem Fuße folgte. Schon die ersten Anfänge der französischen Romantik waren nicht frei gewesen von einem Zuge zu krankhafter Paradoxie, in Inhalt und Form, und dieser Keim der Ausartung entwickelte sich dann unter dem Rückschlage der großen Erschütterung bald genug zu einer verderblichen Krankheit. Um vor den Discussionen der Rednerbühne und der auf Weltbeglückung und Erneuerung sinnenden Secten, vor dem Kanonendonner der Straßenkämpfe und — vor dem Gerassel der Fabriken nicht zu verstummen, bot namentlich die Unterhaltungsliteratur ihre schärfsten Reizmittel auf, bis zu den Delirien des Gräßlichen und den geheimsten Mysterien einer studierten, die Natur herausfordernden Sinnlichkeit. Balzac feierte seine ersten Triumphe. Da tönte aus den wirren Tönen eine einzelne, wild klagende und doch so wunderbar melodische Stimme hervor, daß Freund und Feind in einem Gemisch von Schrecken, Entzücken und Bewunderung lauschten, daß die literarische Welt sich unwillkürlich erhob, um das Auftreten einer neuen poetischen Macht ersten Ranges zu begrüßen. „Indiana", der große, poetische „Erfolg" des Jahres 1832, zuckte wie ein blendender Blitzstrahl dahin

über das Chaos der französischen, der europäischen höheren Gesellschaft. Wohl war man längst an scharfes und schärfstes Gewürz gewöhnt. Aber diese Gluth der Leidenschaft, dieser wunderbare Fluß der Rede, diese sinnliche, gegenständliche Gewalt der Darstellung war von den glänzendsten Führern der romantischen Schaar seit „René“ und „Atala“ nicht wieder erreicht worden. So wurde „Herr“ George Sand das Thema der Kritiken, Auslegungen, Vermuthungen für die belletristische Welt. Die Theilnahme steigerte sich, als man erfuhr, daß ein junges, schönes, unglückliches Weib sich hinter dem Namen verberge. Die mit beispielloser Schnelligkeit auf einander folgenden Geschwister Indiana's: Valentine, Jacques, Lélia, André ließen diese Theilnahme nicht erkalten, und eine ganze Mythologie in Bezug auf die Person der Verfasserin setzte bald Feder und Zungen der gesammten, um Romane sich kümmernden Welt in Bewegung. George Sand wurde das gepriesene, geschmähte und nur zu oft karrikirte Urbild der „emancipirten Frau“, der Messias des jungdeutschen Evangeliums von der „Befreiung des Fleisches“. Mittlerweile wuchsen ihre Werke zu einer Bibliothek heran, ungleich an Form und Inhalt, aber stets anziehend und zu großem Theil mit dem unverkennbaren Stempel des Genius bezeichnet. Sie bürgerten sich in Deutschland ein, wie in Frankreich. Auch die Person der Dichterin trat nach und nach aus dem mystischen Halbdunkel hervor; man folgte den Verhandlungen eines ziemlich picanten und scandalösen Processes, den sie gegen ihren, von allen feiner gestimmten Seelen natürlich

verabscheuten Gatten gewann. Dann kamen die Berichte belletristischer und politischer Reisenden, mit den Jahren mehr und mehr zu Gunsten der „berühmten Frau“ sich gestaltend. Man pries nicht nur ihren Geist, sondern auch ihre Sitten und ihren Charakter. Es wurden Wunder erzählt von ihrer Wohlthätigkeit, ihrer praktischen Tüchtigkeit; sie wurde als Beispiel angeführt für die Behauptung, daß es eine Blasphemie sei, Dichterinnen für bedenkliche Gattinnen und Hausfrauen zu halten. Aurora Dupin, geschiedene Dudevant, war nahe daran, sich in eine Art weiblichen Zukunftideals zu verwandeln und den Forderungen Mephisto's an Herrn Mikrokosmus ihrerseits zu genügen — da erschien vor sieben Jahren, zuerst im Feuilleton der Presse, die von ihr verfaßte „Geschichte ihres Lebens“, in Bezug auf eine der picanteren Episoden (ihr Verhältniß zu Alfred de Musset), später ergänzt und nur zu traurig aufgeklärt durch ihren unglückseligen Roman: „Elle et Lui“ und durch Paul de Musset's rücksichtslose Erwiderung. Die Verfasserin erklärt bekanntlich in der Vorrede der Lebensbeschreibung: wer das Buch in der Hoffnung auf picanten Scandal in die Hand nehme, der werde sich täuschen. Des unauslöschlichen Aergernisses der Rousseau'schen „Bekenntnisse“ gar wohl sich erinnernd, verspricht sie Schweigen über Dinge, welche das Publicum Nichts angehen und deren Kenntniß für die Beurtheilung ihrer Schriften gleichgültig sei. Ob sie dieses Versprechen in Darstellung irgend welcher Umstände ihres Lebens gehalten hat, das zu beurtheilen ist natürlich Sache ihrer nächsten Bekannten; aber der erste Blick in

das Buch muß dem diesen Kreisen fern stehenden Leser zeigen, daß George Sand's Urtheile über Scandal und über die Grenze zwischen der Oeffentlichkeit und dem Privatleben mindestens eben so originell sind, als ihre in jüngern Jahren aufgestellten Theorieen der Liebe, der Ehe, der Religion und des Staats. Wenn die Dichterin über ihre eigenen Liebschaften und „Freundschaften" hin und wieder einen Schleier wirft, so entschädigt sie den wißbegierigen Leser reichlich durch ausführliche Berichte über die galanten Abenteuer ihrer Mutter, ihres Vaters, ihrer Großmutter, bis hinauf zu dem Ahn des Geschlechts. Der ganze Familienklatsch der Dupin's und der Dudevant's wird uns zum Besten gegeben, man erkennt mehr oder minder deutlich die in den Romanen zu poetischen Typen entwickelten Persönlichkeiten aus den Kreisen der Dichterin, und wenn nun auch diese Veröffentlichungen für eine urkundliche Lebensgeschichte natürlich nicht ausreichen, so liefern sie doch, zusammengehalten mit den höchst wichtigen und lehrreichen Auslassungen der „Lettres d'un Voyageur" und mit den neuerdings erschienenen „Impressions littéraires", einen hinreichenden psychologischen Commentar der Romane und tragen immerhin dazu bei, eine ausreichende Würdigung der ganzen Erscheinung schon jetzt als möglich erscheinen zu lassen.

Aurora Dupin wurde am 25. Juli 1804 zu Paris geboren. Was sie über ihre Familie in überreichlichem Maaße uns mittheilt, führt uns allseitig in das Leben des eben aus der Revolution auftauchenden Frankreichs ein. Der Vater, ein richtiges Urbild des liebenswürdigen, leichtsinnigen, tapfern und liederlichen „fils de famille" aus

der klassischen Komödie, war Officier bei den Jägern zu Pferde und hatte sich bei Marengo die Sporen verdient. Die Verfasserin verweilt mit besonderem Behagen auf seiner Abstammung von dem berühmten Marschall von Sachsen, dem Sohne August's des Starken und der Gräfin Aurora von Königsmark. Verbindungen in der hohen Finanz des alten Régime hatten diese ritterliche, aber durchweg poetische und naturwüchsige Herkunft zweckmäßig vergoldet. George Sand's Großmutter war mit dem Großpächter Dupin vermählt. Als anerkannter natürlicher Tochter des Marschalls von Sachsen hatte man ihr zuerst einen Grafen Horn, natürlichen Sohn Ludwig's XV. und Statthalter des Elsaß zum Gemahl gegeben. Sie hatte diesen stets nur bei Festlichkeiten und in vollem Schmucke gesehen — auf Vermittelung des Hausarztes, wie George Sand zartfühlend bemerkt. Sein Zimmer betrat sie zum ersten Male, als man ihn während einer Ballnacht im Zweikampfe erstochen. Dann, nach etlichen Jahren der Erholung im Kloster, gab sie als dreißigjährige Wittwe dem reichen, liebenswürdigen, galanten, zweiundsechzigjährigen Dupin die Hand und verlebte mit ihm zehn Jahre eine sehr glückliche Ehe, im besten Stil des alten, fröhlichen, aufgeklärten und nobeln Frankreichs. Man stand im Dupin'schen Hause auf der Höhe der Zeit; man war tolerant, vor Allem gegen sich selbst, man verband feinste, aristokratische Sitte und Bedürfnisse mit Voltaire'scher Philosophie und Rousseau'schem Enthusiasmus und ergötzte sich im vertrauten Kreise recht herzlich an Schandgeschichten über den Hof und das System, von dessen Schwächen

man lebte und gedieh. Dann brachte die Umwälzung Gefahren, Verluste, augenblickliche Niedergeschlagenheit, aber nicht etwa Ernst und Besinnung. Auf dem Familiengut Nohant im Berry verlebte Aurora's Vater seine Jugend in den, nur durch die Abschaffung der Finanzpacht etwas vereinfachten menus plaisirs seines Großvaters und ergriff dann, sehr gegen den Willen seiner überzärtlichen Mutter, die erste Gelegenheit, um seiner Abstammung auch unter der dreifarbigen Fahne auf dem Schlachtfelde Ehre zu machen. Seine von G. Sand mitgetheilten Briefe athmen durchweg die ächt französische Freude an dem Lärm und Glanz des Waffenhandwerks neben schwärmerischer Zärtlichkeit für die liebe, freigebige Mama. Uebrigens hinderte diese Zärtlichkeit nicht seine, auf dem Wege der vollendeten Thatsache ohne mütterliche Erlaubniß bewerkstelligte Verbindung mit einer im Lager sich aufhaltenden Pariser Putzmacherin, der Kriegsgefährtin eines alten, blödsinnigen Generals. Die Kosten der Flitterwochen wurden zum Theil durch eine heimliche Zwangsanleihe aus der Kasse des Generals gedeckt, — und bald darauf erblickte die kleine Aurora zu Paris, während eines Contretanzes in kleiner heiterer Gesellschaft von Cameraden und Cameradinnen ihrer Eltern, das Licht der Welt. Die Lieblingstochter der französischen Muse hielt unter Harfen- und Geigenklang ihren ominösen Einzug in ihre „verte Bohème“, von deren Geheimnissen und Reizen sie uns später, wie kein Anderer, erzählt hat.*) — Großmama, anfangs recht aufgebracht

*) Bohème ist den Franzosen bekanntlich das Zigeunerland und dann sprüchwörtlich das Paradies des sorglosen Künstlerlebens.

über die plebejische Schwiegertochter, konnte dem einzigen Sohne nicht lange zürnen, und als dieser den Dienst verließ, um als pensionirter Capitän mit Frau und Kind zu Nohant zu leben, schienen die Verhältnisse sich leidlich genug zu gestalten. Da starb Dupin an einem Sturze vom Pferde, und mit ihm war die Möglichkeit friedlichen Verständnisses für die Frauen dahin. Seine Wittwe wird von ihrer Tochter als die ächte Pariser „Zigeunerin" geschildert, das unverkennbare Urbild von Primerose in Rose et Blanche, oder der Zingarella in Consuelo. Sie war maaßlos leidenschaftlich, roh, sinnlich, eitel, vergnügungssüchtig, raffinirt, boshaft, dann wieder gutmüthig und opferfreudig, lebhaften Gefühls und schnellen, sicheren Blickes, eifrig, talentvoll, in der Wuth sogar gelegentlich einmal fromm und zerknirscht. Nach dem Tode ihres abgöttisch geliebten Mannes wurde Aufregung um jeden Preis ihr erstes Lebensbedürfniß, jedes gesellige Verhältniß nach kurzer Dauer lästig und unerträglich. Sie mußte beständig mit ihrer Umgebung sich erzürnen und wieder versöhnen, Wohnung, Geräthe, Kleider, Beschäftigung ändern. „Sie hatte in reifen Jahren noch sehr schöne, schwarze Haare. Aber dann fand sie es langweilig, so lange brünett zu sein und trug eine blonde Perrücke, ohne sich dadurch entstellen zu können. Nun gefiel sie sich eine Zeitlang als Blondine; dann erklärte sie sich ärgerlich für einen Flachskopf, und das Kastanienbraun kam an die Reihe. Bald kehrte sie zum Aschblonden zurück, darauf zu gemäßigtem Schwarz, und es kam vor, daß man sie an jedem Wochentage mit anderem Haar erblickte." Ihre

leidenschaftlichen Ausbrüche gegen die feine Gesellschaft, gegen die „Comtessen,“ wie sie sich ausdrückte, enthalten schon das socialistische Pathos mancher Sand'schen Romane, während die aristokratischen Gewohnheiten und Ueberlieferungen der Dupin's auch dort den überall erkennbaren Aufzug des Gewebes bilden. — George Sand's eigene Jugenderinnerungen zeigen uns ein reiches und seltsames Gemisch von abwechselnd zarter und mystisch-wilder Naturpoesie und von Einflüssen scharf ausgeprägter, ächt französischer Sitte. Was wir von dem Treiben des feurigen, ungewöhnlich kräftigen Kindes in Garten, Feld und Wald erfahren, von ihrem Verkehr mit den Hausgenossen, den Dorfkindern und Landleuten, von ihrer wunderbaren Gewalt über die Thiere aller Art, von ihren ersten, idealverworrenen Lebens- und Liebes-Träumen, — Alles das ist in jedem Zuge das Bild einer köstlichen, frischesten Dichterjugend. Viele Grundzüge von George Sand's späterem Wesen und Schaffen treten deutlich hervor. Als zehnjähriges Mädchen entwarf die kleine, halb zigeunerhafte halb aristokratische Socialistin den Plan einer paradiesischen Gütergemeinschaft und Verbrüderung. Vergebens bemüht sich der alte Hauslehrer und Hausfreund Deschartres, ihr Latein, Rechnen, und „einen Funken Logik“ beizubringen. Sie erklärt, noch bis auf diese Stunde nicht im Stande zu sein, ihre Felder von denen der Nachbarn zu unterscheiden. Durch ihre Voltairianische erste Erziehung mit ihrem religiösen Bedürfnisse von vorn herein auf die Leistungen der eigenen Einbildungskraft verwiesen, machte sie als Kind ein merkwürdig ähnliches

Seitenstück zu den bekannten Jugendträumen Châteaubriand's durch. Wie jener in den Haiden von Combourg seiner Fee, seiner Sylphide nachjagte, machte Aurora Dupin, freilich mit dem vollen Bewußtsein der Erdichtung, sich einen romanhaften Gott zurecht, „Corambé", ein Gemisch christlicher Majestät und Güte und heidnisch-sinnlicher Schönheit, nur mit dem einen Fehler — gutmüthiger Schwäche behaftet und deshalb ewig verkannt, geplagt und verfolgt. In einem Dickicht des Parks, an dem heimlichsten, grünsten, lauschigsten Plätzchen, opferte sie auf seinem Altar Blumen, Früchte, Seufzer und glühende Träume — bis das Heiligthum entdeckt wurde. Da auf der Stelle schrumpft das Ideal zum verächtlichen Kinderspiel zusammen; sie schämt sich des erträumten Geliebten und begräbt in der Stille alle Andenken ihres Cultus. Man glaubt das General-Thema tragischer, George Sand'scher Liebesgeschichten zu lesen.

In dies träumerisch-sinnliche Naturleben greift dann der katholische Cultus erst mit seinen äußerlichsten Symbolen ein, bald mit der ganzen Macht seines geheimnißvoll-poetischen Zaubers. Die erste Communion hielt das zwölfjährige Mädchen bei einem Dorfcaplan, der ihr ein paar Wochen vorher wöchentlich fünf Minuten lang einigen Unterricht gegeben. Die elegante und philosophische Großmutter gab ihr dabei den weisen Rath mit auf den Weg: „sie solle sich nur ja nicht einbilden, daß sie ihren Schöpfer essen würde," und Aurora zeigte sich dieser Belehrung würdig, indem sie während der heiligen Handlung sich die Theorie des „sinnigen Erinnerungsmahles" aus

eigenen Mitteln zurecht legte. Nach acht Tagen wurde dann noch einmal communicirt, — und damit hatte die „religiöse Erziehung" wieder auf eine Weile ihr Ende. Aber es kam die Zeit, welche das Versäumte doppelt einholen sollte. Madame Dupin fand sich durch ihre Philosophie nicht verhindert, ihrer naturwüchsigen Enkelin im „Convent des Anglaises" zu Paris, in den ersten Jahren der Restauration dem Mode-Kloster für die Erziehung junger Damen von Stande, einigen Schliff und die „bons principes" beibringen zu lassen. Aurora drehte dort zunächst als Chorführerin der „diablesses", der ungezogenen Rangen von Handwerk, das Unterste nach oben. Wie sie darauf von der Gnade heimgesucht und bekehrt wurde, erzählt sie in einer für das Verständniß nicht nur ihrer Dichtungen, sondern überhaupt französischen Gemüthslebens recht lehrreichen Weise. Eines Abends, am Anfange des zweiten Schuljahres, spaziert die Demoiselle ziemlich gelangweilt im Kloster umher, unschlüssig über die zweckmäßige Verwerthung der Feierstunde. Soll sie Tinte in's Weihwasser gießen? Soll sie den Kater mit den Vorderpfoten an die Klingelschnur binden? — Das ist leider Alles schon zu oft dagewesen, die „Teufelei" fängt überhaupt an, langweilig zu werden: gehen wir zur Abwechselung lieber einmal in die Kirche. Sie tritt ein. Heiliges Schweigen, ahnungsvolle Dämmerung, Jasmin- und Reseda-Duft, Nachtigallengesang draußen im Garten, die silberne, matt leuchtende Ampel im Allerheiligsten u. s. w. (man kennt das Recept), — Alles das thut seine altberühmte unfehlbare Wirkung. Das heißblütige, nach

Aufregung schmachtende funfzehnjährige Mädchen hat eine regelrechte Vision, mit Zerknirschung und Entzücken, mit wunderbarem Lichtglanz und der unvermeidlichen überirdischen Stimme, welche ihr zuruft: tolle, lege! Von Stunde an wird sie fromm, ohne Scrupel, ohne innern Zwiespalt und Kopfzerbrechen, aber mit heißer, inbrünstiger Leidenschaft. Die Sehnsucht des Herzens ist befriedigt, der Gedanke wird recht con amore zur Thüre hinaus geworfen und mit glühender Wollust werden die Freuden des neuen, seligen Zustandes gekostet. Charakteristisch ist die sinnliche Genauigkeit der Schilderungen, welche die gereifte Dichterin von diesen Frühlingstagen ihres Gemüthslebens entwirft: die graziösen Bewegungen der vornehmen Nonne, welche im Augenblick jener ersten Ekstase an der heiligen Lampe ihren Wachsstock anzündet, die feinen, weißen, kalten Hände der Schwester Eugenie, die sommersprossige Stirn und die Perlzähne der Schwester Helene, das Blutströpfchen, welches einmal der Rosenkranz ihrem schönen Halse entlockt — es wird uns nichts erlassen, wir glauben eine Liebesgeschichte von Balzac oder eine Stelle aus Lamartine's Confidences zu lesen. Daß der alte, jesuitische Beichtvater mit dem geistlichen Heißhunger der schönen Neubekehrten anfangs seine liebe Noth hatte, darf man schon glauben. Aber der kluge Pater ließ sich nicht irre machen. Da Aurora nach jeder Absolution nur leidenschaftlicher und krankhafter in dem „Traumbild ewiger Liebe schwelgt" (wie sie selbst es ganz passend bezeichnet), da eine träumerische Trägheit sich ihrer bemächtigt, giebt er ihr den praktischen Befehl, sich — zu

amüsiren und vermittelt ihr, ohne es ausdrücklich zu wollen, die ersten, reinen Freuden des naiven, dichterischen Schaffens. Aurora kehrt unter ihre Gespielinnen zurück, sie wird die Seele aller Unterhaltung im Kloster, der Liebling der Schülerinnen und der Nonnen, und, mit dem festen Vorsatz, künftig den Schleier zu nehmen, arrangirt sie Komödien und Possen nach Molière'schen Ideen, ihr Talent und die Erinnerungen aus der Bibliothek der Großmutter zum Ergötzen der frommen Schwestern verwerthend. „Sie empfand das unbeschreibliche Wohlbehagen, welches der Jesuitismus jedem Wesen nach seinen Neigungen und Fähigkeiten zu geben weiß", und war nicht wenig betrübt, als der Wille der Großmutter sie plötzlich diesen Entzückungen und Zukunftsplänen entriß. Es folgten nun ein Paar Jahre ungebundesten, aber keine Befriedigung gewährenden Treibens in Nohant. Mit dem Geständniß, „daß krasse Unwissenheit, neben einer überreizten Einbildungskraft und einem erschlafften Willen denn doch schließlich die Mitgabe des Klosters waren," erhalten wir ein Verzeichniß der nun beginnenden selbstständigen Studien. Châteaubriand's „Geist des Christenthums" und die Rathschläge des alten jesuitischen Beichtvaters erwecken den Geist des Zweifels. Wir werden durch die Mittheilung belehrt: „der Jesuitismus sei eigentlich nur eine klug organisirte Ketzerei, ein Mittel, mit der Kirche und mit Gott in Frieden zu leben, ohne seine Persönlichkeit zum Opfer zu bringen." Neben Châteaubriand studiert die angehende Dichterin Mably, Locke, Condillac, Montesquieu, Bacon, Bossuet, Aristoteles, Leibnitz, Pascal,

Montaigne (ein hübsches Ragout!), überschlägt aber in diesen Schriften gewissenhaft die von der Großmutter als gefährlich bezeichneten Seiten. Die Bemerkung, daß sie sich um Metaphysik niemals gekümmert und jene Autoren nur mit dem Gefühl gelesen habe, macht dieses Verfahren, sowie die später in den religiösen, socialen und politischen Offenbarungen der Dichterin hervortretenden Ergebnisse desselben, vollkommen erklärlich. Daneben wurde täglich spazieren geritten (meistens allein, nur in Begleitung von ein Paar mächtigen Hunden), in Feld und Wald geschwärmt, bis in den hohen Vormittag geschlafen und dafür die Nacht, der Studien halber, zum Tage verkehrt, überhaupt mit Substituirung der poetischen Stimmung für die prosaische Sitte ein so reizender als gefährlicher Anfang gemacht. Es bildete sich um die Person der siebzehnjährigen Aurora Dupin ein Mythenkreis kleinstädtischen Klatsches, welcher den spätern Salonfabeln über die Verfasserin von Indiana und Lélia nichts nachgab. „Sie beschwor Geister, schoß mit Pistolen nach der Hostie, ritt in die Kirche, ließ von ihren Hunden Kinder zerreißen“ — Alles das wußten sich die Philister von la Châtre bereits zu erzählen, als der Tod ihrer Großmutter die junge Dichterin aus der Scylla dieser gefährlichen, phantastischen Vereinzelung in die Charybdis eines aller gesunden Grundlagen entbehrenden Familien- und Gesellschaftslebens warf. Sie wurde nämlich von ihrer wunderlich-eifersüchtigen Mutter in Anspruch genommen, nach Paris entführt, dort in jeder Weise mit Liebe und Haß gepeinigt, bis endlich die Gastfreundschaft der Besitzer des

Landgutes Du Plessis bei Melun ein Aufathmen gestattete. Aurora fand hier eine zahlreiche, in gesunder Thätigkeit glückliche Familie, wohl begründete, erfreuliche Verhältnisse, eine freundliche, bequeme äußere Umgebung. Die naive, frische Sinnlichkeit ihrer Künstlernatur, der ihre Werke ihren besten Zauber verdanken, entwickelte sich schnell und gedeihlich. Nicht Lesen, Phantasiren, Dichten und Seufzen, sondern häusliche Geschäfte, fröhliches Spiel mit den Kindern, Promenaden zu Fuß und zu Pferde in dem weiten Park, harmlose, durchaus nicht „geistreiche" Geselligkeit füllten die Tage. In dieser Stimmung und Umgebung lernte George Sand ihren spätern Gatten kennen, Herrn Dudevant, natürlichen Sohn eines Barons von Dudevant. Es war durchaus keine Convenienzheirath, was sie mit ihm verband, sondern etwas für eine bedeutende und leidenschaftliche Natur viel Gefährlicheres: der bloße Wunsch, sich zu verändern, auch eine Frau zu werden, die Abhängigkeit von der Mutter abzuschütteln, mitzumachen, „was einmal zum Leben gehört." Ihr Mann wurde durch keine tiefern Gründe bestimmt, und das Verhältniß der Gatten mußte ohne alle tragischen Zwischenfälle gefährdet werden, sobald der Eine aufhörte, das Leben nur äußerlich zu fassen, ohne daß der Andere ihm folgen konnte. Es gereicht George Sand zur Ehre, daß sie in der Geschichte ihres Lebens auch die ihr ungünstige Seite dieser traurigen Wirren und Wandelungen nicht verbirgt. Wir erfahren unter Anderm, daß in Nohant die Wirthschaftsführung der jungen Hausfrau im ersten Jahre 4000 Francs Deficit ergab; daß sie darauf als eine Art

Kostgängerin im eigenen Hause lebte, ihre Zeit unter Spazierritte, Jagd, Krankenpflege bei armen Landleuten und einsames Träumen theilend, wenn nicht Reisen und lärmende Gesellschaft Abwechselung brachte; daß, wie der Ehe ein gemeinschaftliches Seelenleben fehlte, so auch dessen so oft bewährtes Surrogat, gemeinsame Arbeit für nützliche und nothwendige Zwecke, verabsäumt wurde. So vergingen neun Jahre einer nicht eben unglücklichen, aber ermüdenden und inhaltlosen Existenz. Frau von Dudevant hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die sie, beiläufig, ganz mit der leidenschaftlichen, planlosen Affenliebe gehegt zu haben scheint, welche sie selbst von ihrer Mutter erfahren. Das Leben in Nohant wurde immer unerfreulicher. Wenn die Lebensbeschreibung mit besonderem Nachdruck auf der Schwerfälligkeit und der Trunksucht der Landjunker des Berry verweilt, so macht sie zu Gunsten des Herrn Dudevant keine Ausnahme — im Gegentheil — und der Verfasserin natürlicher, gleichfalls mit Familie in Nohant lebender Bruder, ein pensionirter Cavallerie-Officier, kommt nicht besser fort: Er sei ein prächtiger Bursche gewesen, so oft nicht „salzige Winde" oder „salzige Gesichter" seinen Durst erregten. Leider wehten im Berry aber fast nur salzige Winde, und die Gesichter machten dem Klima keine Schande. Unter diesen immerhin drückenden Verhältnissen reifte denn in dem leidenschaftlichen, von prosaischer Lebensnoth und dem stachelnden Bewußtsein ungenutzter Geisteskraft gepeinigten Weibe der Entschluß, welcher über ihr Leben entschied. Sie sehnte sich nach Beschäftigung, nach Aufregung

und nach — Geld, wie sie ganz offen gesteht. Mehrfach hatte sie sich bereits in kleinen Industrien versucht. Sie hatte Bilder auf Nippsachen gemalt und Handarbeiten gefertigt, aber ohne pecuniären Erfolg. Da brachte eine platonische Liebe zu einem von ihr nicht näher bezeichneten Manne sie zum Bewußtsein ihres Künstlerberufes. Sie wurde freilich des Geliebten ebenso bald überdrüssig wie aller seiner zahlreichen, nicht immer zu Platon's Fahnen schwörenden Nachfolger; aber um so stärker erwachte das Bedürfniß einer geistigen Reaction. Herr Dudevant, in dieser Beziehung das Muster der Ehemänner, gab „gern" seine Einwilligung zu dem auch seinem Platonismus vielleicht zusagenden Plane. Zweimal im Jahre versprach er seine Frau nebst Tochter auf je drei Monate nach Paris zu entlassen mit der im Heirathscontracte bedungenen Pension von 1500 Francs, auch bezahlte er eine persönliche, nicht eben bedeutende Schuld. So zog denn Frau Dudevant entschlossenen Herzens nach der Hauptstadt, um ihr Glück zu versuchen (1831). Bildschön, unternehmend und von harmlos-naiver Liebenswürdigkeit im oberflächlichen Umgange, fand sie unter ihren dortigen Landsleuten bald eine Anzahl anhänglicher und diensteifriger Cameraden, sowie auch sonst literarische Beschützer und Gönner. Der alte, griesgrämige, bis zur Tollheit eitle, aber sehr kenntnißreiche und geschmackvolle Delatouche, das Urbild von Consuelo's Maestro Porpora, nahm sie in seine kritische Schule. Emanuel Arago, Buloz, der Herausgeber, G. Planche, der Kritiker der Revue des deux Mondes, Jules Janin, vor Allem Balzac und Jules Sandeau

bilden ihre Gesellschaft. Fünf Treppen hoch, am Quai St. Michel, im Mittelpunkte des alterthümlichen pittoresken Paris, gegenüber den Monumenten von Notre Dame, St. Jacques la Boucherie, Sainte-Chapelle, gegenüber der Morgue wird für 300 Francs jährlich eine „Wohnung“ gemiethet, und, da das schmale Budget für elegante Damentoilette, für Besuch der Theater und Concerte, überhaupt zu dem beschlossenen Studium des Lebens und der Gesellschaft in gewöhnlicher Form nicht ausreicht, so weiß die französische Soldatentochter sich ohne viele Umstände zu helfen. Ihr Bericht über das Auftreten in männlicher Tracht ist in dieser Beziehung eine genügende Widerlegung des europäischen Klatsches über die „emancipirte Frau“. Begierig, die Provinz los zu werden, mit den Dingen und Formen ihrer Zeit sich bekannt zu machen, habe sie sich besonders nach dem Theater gesehnt. „Ich wußte wohl“, fährt sie fort, „daß eine arme Frau sich diesen Appetit vergehen lassen muß. Balzac pflegte zu sagen, man könne in Paris als Frau nicht bestehen ohne 25000 Francs Rente. Gleichwohl sah ich, daß meine Freunde aus dem Berry von ebenso wenig lebten, als ich, und doch Alles sahen, was eine intelligente Jugend interessirt. Politische und literarische Ereignisse, Theater und Museen, Clubs und Straßen, sie sahen Alles, sie waren überall. Ich hatte ebenso gute Beine, als sie, und kleine, gute Berry-Füßchen, die auf schlechten Wegen in großen Holzschuhen zu balanciren gelernt hatten. Aber auf dem Pariser Pflaster war ich wie ein Schiff auf dem Eise. Die feinen Schuhe platzten in zwei Tagen, mit den hölzernen Ueberschuhen fiel

ich, ich wußte mein Kleid nicht zu heben. Ich war beschmutzt, ermüdet, erkältet und sah Schuhe und Kleider, ohne die kleinen, von den Dachrinnen begossenen Sammethütchen zu rechnen, mit schrecklicher Schnelligkeit zu Grunde gehen." — Da wird denn entschlossen zu einem Studentencostüm von derbem, grauem Tuche gegriffen und mit den befreundeten Literaten und Künstlern rüstig promenirt und studiert, gesehen, gelebt und gearbeitet. So entstand, in vertrautester Geistes- und Arbeits-Gemeinschaft mit dem damals bevorzugten Freunde Jules Sandeau das Erstlingswerk „Rose et Blanche". Es wurde gut aufgenommen, schlug aber nicht eigentlich durch. Im Jahre darauf (1832) wurde Indiana gedruckt. Der Roman war in Nohant, ohne Sandeau's Mitwirkung geschrieben, und es wurde daher, nach des Letztern Wunsche, auf dem Titel die Firma Jules Sandeau in George Sand abgeändert, nachdem Frau von Dudevant, die adlige Schwiegermutter, es sich feierlich verbeten hatte, „daß man ihren Familiennamen auf gedruckten Büchern compromittire." Der Erfolg Indiana's war bekanntlich entscheidend, und er ist seitdem 28 Jahre hindurch durch eine beispiellose, unermüdliche Fruchtbarkeit der Verfasserin wohl vorübergehend verdunkelt, aber nicht wesentlich und dauernd beeinträchtigt worden. Zunächst folgte Valentine, dann erregte Lélia, 1833, einen wahren Sturm leidenschaftlichen Widerspruchs wie glühender, krankhafter Theilnahme im Publikum wie in der Kritik. George Sand sah sich von den Berühmten des Tages gesucht, ihren bescheidenen Traum von 1500 Francs jährlichen Schriftsteller-Gewinnes

glänzend übertroffen, ihre Unabhängigkeit sicher gestellt. Aber sie wurde darum ihres Lebens nicht froh. Schon die unvermeidlichen Uebelstände der Pariser Künstler-Celebrität machten der gutherzigen und freigebigen Frau genug zu schaffen. Sie entwirft von der organisirten, höhern Bettelei in dieser Sphäre, von dem Heuschreckenschwarm verkannter Talente, edler Verfolgter, unglücklicher Familienväter, welcher die goldenen Ernten der Virtuosen und Romanciers als seine Domäne betrachtet, ein tragikomisches Bild. „Es sind vorgebliche alte, in's Elend gerathene Künstler, die mit selbstfabrizirten Unterschriften von Thüre zu Thüre gehen, oder Handwerker ohne Arbeit, Mütter, die ihr letztes Schmuckstück für ihre Kinder in's Leihhaus trugen, kranke Komödianten, Dichter ohne Verleger, vorgebliche Wohlthätigkeitsdamen. Auch vorgebliche Missionäre und Pfarrer finden sich ein. Alles das ist ein Haufe infamer Vagabunden, dem Bagno entlaufen oder werth, ihn zu betreten. Die besten darunter sind alte Dummköpfe, welche die Eitelkeit, die Talentlosigkeit und schließlich der Trunk in wirkliches Elend gebracht haben. Sie umgeben, überwachen den gutmüthigen Künstler, kennen genau die Stunden, in denen er ausgeht oder sein Honorar empfängt, und wehe ihm, wenn er sich einmal fangen läßt." Rechnet man zu dieser Misere die poetische Geringschätzung des Geldes, wie sie durch Balzac und seine Freunde in den französischen Romanen und — in dem Leben der Romanschreiber — Mode geworden ist, so wird man es ganz glaublich finden, daß G. Sand trotz ihrer glänzenden Honorare und auch, nachdem sie 1835

den lediglich aus Geldinteresse unternommenen Scheidungsprozeß gegen ihren Gemahl gewonnen, eigentlich immer aus der Hand in den Mund lebte. So erinnert denn ihre erstaunliche Fruchtbarkeit leider nicht selten an die auf Kunst und Literatur täglich mächtiger einwirkende Muse des neunzehnten Jahrhunderts: das mit den Honoraren beständig wachsende Geldbedürfniß der belletristischen Schriftsteller. Sie selbst macht daraus gar kein Geheimniß. Im Jahre 1835, zur Zeit ihrer massenhaftesten Production und ihrer frischesten Erfolge beklagt sie sich in einem Briefe an Evérard (Michel de Bourges), daß es ihr selten vergönnt gewesen, die Inspiration zu erwarten. Gezwungen, Geld zu verdienen, habe sie ihre Phantasie oft genug zum Schaffen gezwungen, ohne sich um die Beihülfe der Vernunft zu kümmern. Sie habe die edeln Regungen ihrer Seele in Zweifel und Muthlosigkeit erstarren lassen. Der Schmerz, zu geistigem Selbstmorde gezwungen zu sein, habe sie bitter und cynisch gemacht. „Wenn die Stunden gezählt sind, wenn der Gläubiger an der Thüre steht, wenn ein Kind, das ohne Abendessen zu Bette ging, den Künstler an die Nothwendigkeit erinnert, vor Tagesanbruch fertig zu sein — so versichere ich Dich, er hat, und wäre sein Talent noch so gering, eine große Demüthigung vor sich selbst zu erdulden. Die Tinte ist noch nicht trocken, da muß man das Manuscript abliefern, ohne es wieder anzusehen, ohne einen Fehler zu verbessern.“ Es mag kleinlich scheinen, in dem Bericht über eine literarische Größe ersten Ranges dergleichen Dinge zu erwähnen. Aber sie sind leider überall, und

in Frankreich mehr als sonst irgendwo,. ein Stück der Signatur unserer Zeit. Klagen, wie die eben mitgetheilten, gehören nicht in das uralte Capitel von der heiligen Dichterarmuth. Sie treffen nicht eine der unvermeidlichen Unvollkommenheiten irdischer Dinge, sondern eine bestimmte Krankheit unserer, im Kampf mit der materiellen Natur von Eroberung zu Eroberung fortschreitenden Epoche. Denn man bedenke, daß nicht ein, verkanntes, unpopuläres Talent so spricht, sondern eine Dichterin, welche nach ihrer eigenen Angabe in zwanzig Jahren 800,000 Francs (jährlich 40,000 Francs!) für ihre Romane erhielt und deren Werke zu nicht geringem Theil, wie die ihres Parteigenossen Eugène Sue, mit Speculationen über eine bessere und gerechtere Vertheilung der irdischen Güter gewürzt sind. Und dabei hat George Sand das Verderbliche dieser Zustände vielleicht tiefer empfunden, als irgend ein französischer Dichter ihrer Zeit. Ihr Gefühl für die Würde des Künstlers ist fein und scharf, es ist der Lebensodem vieler ihrer reizendsten Schöpfungen. Man kann nicht ohne warme Zustimmung lesen, wie sie den Adel der Kunst in jenem Briefe gegen die Nützlichkeitstheorien ihres französischen Cincinnatus (wir meinen den republikanisch declamirenden Michel de Bourges) vertheidigt: „Was liegt Ingres daran, reich und berühmt zu sein? Für ihn giebt es in der Welt nur ein Urtheil, nämlich Raphael's, dessen Schatten hinter ihm steht. Und Urban, der unter Thränen der Andacht Beethoven spielt, und Baillot, der an Paganini lieber den ganzen Schimmer der Popularität überläßt,

als daß er eine kleine Verzierung den alten, heiligen Themen Sebastian Bach's hinzufügte! — Ihr Andern aber, ihr Männer des lauten Auftretens und der Macht, wann sah man, daß ihr hinter einen Geschickteren freiwillig zurücktratet, aus Hingebung an die heilige Wahrheit? Einige von Euch, ich weiß es, haben die Menschlichkeit und die Gerechtigkeit als Künstler geliebt. Das ist das schönste Lob, welches man ihnen geben kann."

Im Kampfe mit inneren und äußeren Widerwärtigkeiten, unter dem Drucke der schwülen, chaotischen Geistesatmosphäre von 1833, war Lélia entstanden, vielleicht das traurigste und aufregendste Geistesdenkmal jener hoffentlich für immer überwundenen, ebenso kraftlosen als hochfahrenden Verstimmungen. Bald darauf (Sommer 1833) suchte die Dichterin in Italien Anregung, Erholung, Vergessen. Sie kam, vom Fieber gequält, in Florenz an und entschied sich dort nach dem Ausspruche des Looses für die Reise nach Venedig, statt der römischen Fahrt. Es war dies die Zeit ihres innigen, später so traurig zerrissenen Verhältnisses mit dem damals in Venedig lebenden Alfred de Musset. Und dort nun sog sie sich, in einem langen, zum Theil wegen zufälligen Ausbleibens der Banknoten unfreiwillig poetischen Aufenthalte an jenen Natur- und Kunst-Eindrücken der Lagunenstadt voll, welchen eine Reihe ihrer reizendsten Arbeiten so viel Schönes verdanken. Der Frühling 1834 brachte dann hochpoetische Fußwanderungen à la Consuelo, in den Thälern und Wäldern der Tyroler Alpen. Auch in den Herrlichkeiten der norditalischen Alpenseen wurde

geschwelgt, und dann ging's durch die Schweiz nach Paris zurück. Es folgen nun Tage mannichfaltiger, innerer und äußerer Wirren. Das Verhältniß zu Herrn Dudevant war aus leicht begreiflichen Ursachen unhaltbar geworden. Es fehlte auf beiden Seiten nicht an triftigsten Trennungsgründen, unter denen, neben dem eigentlichen Familienscandal, leider Geldverhältnisse eine Hauptrolle spielten. Nach einem ärgerlichen Processe wurde am 11. Mai 1836 die Scheidung in zweiter Instanz endlich ausgesprochen. George Sand behielt Nohant und fand ihren Gatten später mit 50,000 Francs ab, — worauf sie, nach ihrer Versicherung, wieder ganz gute Freunde geworden sind, und auf der Hochzeit ihrer Tochter sich fröhlich zusammengefunden haben.

Die sich mehrende Fülle der mit der Dichterin in Verkehr tretenden Berühmtheiten aller Art führte dieselbe naturgemäß zu immer lebhafterer Betheiligung an den Streitfragen und Kämpfen der Parteien. Namentlich die Bekanntschaft mit Lamennais und Pierre Leroux, sowie die mit dem republikanischen Advocaten Michel de Bourges (der Evérard der Lettres d'un Voyageur) wurde für die politische Richtung der Dichterin entscheidend. Sie philosophirte mit dem Verfasser der Paroles d'un Croyant über die Erneuerung der christlichen Gesellschaft, mit Michel de Bourges über Herstellung der besten Republik und über das Verderbliche des Luxus und des die Herrschaft an sich reißenden Reichthums. Sie stand während des berüchtigten April-Processes (gegen die Lyoner Insurgenten vom 9. April 1834 und deren Pariser und

sonstige Mitangeklagte) mit den republikanischen Verthei-
digern in lebhaftem Verkehr, bekennt sich sogar ausdrück-
lich als ursprüngliche Verfasserin des bekannten, von Michel
de Bourges und Trélat an die Gefangenen gerichteten,
herausfordernden Briefes: nur habe Michel denselben in
seiner exaltirten Weise abgeändert. Dann folgen wieder
Zeiten dichterischer Muße und Reisen. Im Herbst 1836
macht sie mit Lißt und der Gräfin d'Agoult die in den
Lettres d'un Voyageur vielfach berührte Schweizerreise.
Ein Jahr später, Winter 1837—38, geht sie mit Chopin,
dem neugewonnenen Freunde, nach der Insel Majorca,
um dort von den Künstlerlaunen des genialen Kranken
sich plagen zu lassen. Sie hat diese Freundschaft dennoch
bis zum Jahre 1847 gepflegt und gedenkt des auf Anlaß
eines unbedeutenden Streites zwischen Chopin und ihrem
Sohne endlich eingetretenen Bruches mit herzlichem Be-
dauern. Immer tiefer führten dann die Bekanntschaften
und Arbeiten der vierziger Jahre die Dichterin in das
Gewirr des socialistischen Sectentreibens ein, ohne sie
deshalb ihrer Kunst abwendig zu machen. Ihre Pro-
ductivität ist im Gegentheil nach allen Richtungen hin
eine zunehmende. Sie gründet 1841 mit Leroux und
Viardot, mit Lamennais und dem Slavenapostel Mickie-
witsch (dem geistigen Urheber des hussitischen Mysticismus
in der Consuelo) die Revue indépendante, schreibt die
mehr oder weniger politisch-socialistischen Romane le
Compagnon du tour de France (1841), le Meunier
d'Angibault (1845), le pêché de M. Antoine (1846);
sie setzt ihrem Talent in Consuelo (1842) das umfassendste

Denkmal, bereichert die Literatur ihres Landes um eine neue poetische Gattung in den reizenden Dorfgeschichten Robin (1841), Melchior (1841), la Mare au Diable (1841), Jeanne (1844), François le Champi (1847) und variirte das große Thema ihrer Jugendwerke, zum Theil mit vielem Glück, in Pauline (1839), Horace (1842), Isidore (1845), Lucrèce Floriani (1846). — Daß eine so überreiche, rastlos schaffende Künstlernatur dauernder, ausschließlicher Hingebung an anspruchsvolle, gleichberechtigte Freunde nicht fähig war, darf Niemanden Wunder nehmen, der in Beobachtung solcher Verhältnisse nicht Neuling ist. Wenigstens sollte kein Bewunderer Goethe's deshalb über George Sand den Stab brechen, zumal ihre tief weibliche Anlage dabei am meisten gelitten hat. „Glaubt mir", sagt sie einmal, „das Herz ist weit genug, viele Neigungen zu beherbergen, und je zahlreicher, je aufrichtiger und hingebender sie sind, um so mehr wird es an Kraft und Wärme wachsen. Habt darum keine Furcht, dem Aufschwunge des Wohlwollens Euch rücksichtslos zu überlassen, die süßen und peinlichen Sorgen und Irrgänge der Liebe zu tragen." — Leider gestatten ihre Irrgänge den Schluß, daß in den meisten Fällen das Peinliche denn doch wohl die Süßigkeit überwog; namentlich die Mittheilungen über die Trennung von Chopin und Michel de Bourges machen einen recht schmerzlichen Eindruck, von der etwas cynischen Verwerthung der mit Musset gemachten Erfahrungen (in dem Roman Elle et Lui) zu schweigen. — Die Februar-Revolution fand die Dichterin, wie Lamartine, auf der Höhe der Popularität und des Einflusses.

Sie stürzte sich, wie jener, in die Bewegung, schrieb für Ledru Rollin Proclamationen und Zeitungsartikel und erwartete voller Begeisterung von den Experimenten des kleinen, socialistisch-republikanischen Despoten Louis Blanc die Beglückung der leidenden Menschheit. So hat sie denn auch ihren Antheil an der dann folgenden Ernüchterung zu tragen gehabt. Wenn der Staatsstreich sie nicht aus Frankreich verbannte, so hat er doch, wie sie klagt, eine Wüste um sie her geschaffen. Es darf zu ihrer Ehre hinzugesetzt werden, daß sie es verstanden hat, selbst diese Wüste mit einem reichen Flor neuer Kunstblüthen zu schmücken. Ihre neuesten Arbeiten suchen im Allgemeinen nicht eben mehr sociale Probleme zu stellen und zu lösen; sie begnügen sich, poetische Unterhaltung zu gewähren und lassen hin und wieder auch wohl an materielle Entstehungsgründe denken. Dennoch gehören sie zu dem Gesundesten und Frischesten, was das kaiserliche Frankreich auf dem Gebiete der Dichtkunst bis jetzt geleistet hat. Die Einführung der Dorfgeschichte auf die Bühne des Odéon hat das französische Theater um ein paar nicht zu verachtende Stücke bereichert (Claudie, le Pressoir), und bis auf diesen Augenblick hat die Revue des deux Mondes nicht aufgehört, ihre Leser aus der unerschöpflich fließenden Quelle George Sand'scher Romane zu tränken. Die Dichterin ist durch das Fehlschlagen der Revolution nicht innerlich gebrochen, weil sie den politischen Parteikämpfen wohl schwerlich je ein tieferes Interesse gewidmet hat, als die natürliche Theilnahme des Künstlers für kühne Phantasiegebilde und heroische

Aufregungen, welche seinem Gefühlsgange schmeicheln. Sich selbst zurückgegeben, durch das Alter von den Herzensbedrängnissen ihrer leidenschaftlichen Jahre befreit, hat sie einen guten Theil ihres Beobachtungstalents, ihres feinen und warmen, über Rousseau, Bernardin und Châteaubriand weit hinausgehenden Verständnisses für das Natur-Schöne sich zu erhalten gewußt. Wir unterschreiben vollständig das Urtheil William Reymond's, welchem neben diesen verhältnißmäßig anspruchslosen Spätfrüchten eines an Aufregungen, Verirrungen und glänzenden Leistungen so überreichen Dichterlebens das ganze junge Dichtergeschlecht des heutigen Frankreichs alt und hinfällig erscheint. —

Daß ein vollständiger kritischer Bericht über diese endlose Reihe von Romanen, Dorfgeschichten und Dramen hier nicht beabsichtigt wird, haben wir schon angedeutet. Dagegen wollen wir den Versuch machen, in der durch diese bunte Schaar von Kunstwerken vertretenen Weltanschauung uns zurecht zu finden, so weit das Verständniß französischer Sitte und Empfindung überhaupt dabei auf Förderung hoffen kann. Die Werke der Dichterin zerfallen für diesen Standpunkt in drei sich natürlich sondernde Gruppen. Die erste derselben zeigt sich von jenen socialen Fragen und Zweifeln beherrscht, durch welche die revolutionäre Bewegung der dreißiger Jahre bis in das innerste Heiligthum der Familien und des Privatlebens drang. Die Werke der zweiten Gruppe wagen sich über dieses, dem Weibe zunächst angehörende Gebiet hinaus in die trüben und stürmischen Regionen des über die Schicksale

der Völker zu Gericht sitzenden revolutionären Gedankens. Der Instinct des Herzens giebt in ihnen über Politik, Religion und Volkswirthschaft seine Entscheidungen ab. In sehr vielen ihrer Arbeiten endlich überläßt die Dichterin sich tendenzlos dem liebenswürdigen und wohlthuenden Zuge ihres Talents für Auffassung und Darstellung der Natur und des Menschentreibens. Natürlich werden diese Dichtungen ihrem Ruhm die dauerndste Grundlage bleiben, und wenn wir hier unserer Vorliebe folgen oder einfach auf ästhetisch-literarische Unterhaltung ausgehen dürften, so würden wir sie entschieden in den Vordergrund stellen. Für unsern Zweck jedoch sind die Werke der beiden ersten Gruppen von größerer Bedeutung. Wenn gleich öfter durch Inhalt und Form den Widerspruch einer gewissenhaften Beurtheilung herausfordernd, tragen sie doch vorzugsweise den Stempel ihrer Zeit und ihrer Gesellschaft, indem sie die reichsten Schönheiten künstlerischer Darstellung unter der Herrschaft krankhafter Zustände und Einflüsse zeigen, von welchen es bis auf diesen Augenblick ungewiß ist, ob wir sie als geheilt und beseitigt, oder nur aus der acuten Form in die chronische übergegangen uns vorstellen dürfen.

Wir haben es zunächst mit den tendenziösen Darstellungen aus dem Gebiete der Liebe und Ehe zu thun, welchen George Sand ihre ersten durchgreifenden Erfolge verdankte. Indiana, Valentine, Jacques, der Geheimsecretär, Lélia, Léone Léoni treten hier in den Vordergrund. Bekanntlich schildern alle diese Gedichte düstere, tragische Mißverhältnisse, unglückliche Ehen, zerstörende

Leidenschaften, Auflehnung hochbegabter Naturen gegen Herkommen und Sitte, tiefe Zerwürfnisse des Herzens mit sich, mit der Welt und mit Gott. Indania und Valentine lassen ihre ungeliebten Ehemänner die bekannten Schattenseiten schlecht gerathener Convenienzheirathen übel empfinden; dem philosophischen Menschenkenner Jacques geht es mit seiner sechszehnjährigen Frau nicht besser, trotz seiner dreißig Jahre, seiner braunen Locken und seines wohl conservirten, faltenlosen Gesichts. Er erweist sich nicht fade genug, um den Unterhaltungsbedürfnissen einer so jugendlichen Dame zu genügen und hat dann Einsicht genug, sich wegen dieses Verbrechens gegen die weibliche Gefühls-Souveränetät das Leben zu nehmen. Lélia und die Fürstin Cavalcanti (die Heldin des „Geheimsecretair") sind über die gemeinen Genüsse der freien Liebe hinaus; sie berauschen nicht mehr ihre Sinne, sondern ihre Eitelkeit an deren feinstem Parfum, auf Kosten der ihnen nahenden Männer. In Léone Léoni wird später der Spieß umgekehrt; hier zahlt das schwache Weib in den Liebesketten eines genialen, unwiderstehlichen Wüstlings die Zeche. Ueberall aber, oder doch fast überall schwingt Hymen die Brandfackel der Furien, erweist ernste, dauernde Hingabe des Weibes an den Mann, des Mannes an das Weib sich als Quelle der Täuschung und des Unglücks. Das sind traurige Dinge, in der Kunst, wie im Leben; doch sie behaupten in dem einen ihre Stelle, und wer sie aus der andern verweisen wollte, müßte einem guten Theile der gesammten modernen Tragik den Krieg erklären. Erhebt doch selbst die hochverständige Verfasserin der Delphine und Corinne leidenschaftliche Anklagen gegen

die Tyrannei der Convenienzehen, gegen die Hinopferung der Liebe an herzlosen Hochmuth, gegen die Heuchelei einer Sitte, welche über die opferfreudige Leidenschaft den Stab bricht, um die kalten Berechnungen der Selbstsucht zu krönen. Delphine und Mathilde verkörpern den Gegensatz des genialen, selbstständigen und des von der Gesellschaft geknechteten Weibes nicht weniger scharf als Rose und Blanche in George Sand's Erstlingsroman. Corinne setzt sich über die Prüderie des guten Tons so kühn hinweg, als irgend eine der Sand'schen Künstlernaturen und wird von den tugendhaften Leuten schließlich auch nicht besser behandelt. Dennoch hat Frau von Staël bekanntlich nie die leidenschaftlichen Anklagen erfahren, noch die tiefe und glühende Aufregung in die Gesellschaft geworfen, welche die Erscheinung der Sand'schen Erstlingswerke begleiteten, und der Grund liegt keineswegs blos in der genialeren Gestaltungskraft der Verfasserin von Indiana, sondern ebenso sehr in dem Verhältniß der letztern zu einer bösen Entwickelungskrankheit ihrer Zeit. Nicht daß George Sand die cynisch-phantastischen Pedanterien der St. Simonisten ausdrücklich und mit Bewußtsein getheilt hätte. Mit der polizeilichen Seite jener „Emancipation des Fleisches" mochte ihre Künstlernatur sich ebenso wenig befreunden, als, wie wir später sehen werden, mit dem Spartanerthum der Socialisten und Republikaner. Und doch wandelt sie in den frühesten Ergüssen ihres Talents mit jenen romanisch-katholischen Welterneuerern auf denselben Abwegen der Gefühlsverirrung, in derselben Täuschung über Freiheit und Willkür, in demselben Abfall der

dämonischen Naturkraft von der Zucht des vernünftigen Geistes. Ihre Erstlingswerke wissen noch nichts von jener aus der christlich-germanischen Bildung geborenen Liebe (man verzeihe das oft gemißbrauchte Wort), aus deren Tiefen sich einst der belebende Strom sittlicher und gesellschaftlicher Erneuerung über das altersschwache Europa ergoß, die in Shakespeare's Dichtungen ihre unsterblichen Triumphe feiert, deren Lebensodem wir bis auf diese Stunde alles Schönste in Leben und Kunst verdanken. Diese aus dem Gefühl und der Phantasie in das vernünftige Bewußtsein gedrungene, durch den sittlichen Willen gefestigte, gegenseitige Hingebung und Opferung zweier sich ergänzender Wesen ist der Dichterin von Indiana, Jacques und Lélia noch fremd. Sie kennt die Liebe nur als tyrannische, irrationale Naturkraft, als die unwiderstehliche Illusion des selbstsüchtigen, unersättlichen Glückseligkeitstriebes, als eine furchtbare, ohne unser Zuthun kommende und verschwindende Entwickelungskrankheit der Seele. Die Heldinnen ihrer Tendenzromane kommen im besten Falle über den Liebesrausch Julia's nicht hinaus. Die heilige, keusche, jeder Prüfung gewachsene Hingebung einer Imogen, Miranda, Rosalinde, ist ihnen fremd. Die Dichterin zeigt sich noch unvermögend, die Eingebungen einer überreizten Phantasie von der in den Willen übergegangenen Stimme des Herzens zu unterscheiden. „Die Liebe," sagt sie einmal, „ist das christliche Erbarmen, auf ein einzelnes Wesen concentrirt. Sie gilt dem Sünder, nicht dem Gerechten. Nur für jenen bewegt sie sich unruhig, glühend, leidenschaftlich und ungestüm. Wenn du, edler,

rechtschaffener Mann, eine heftige Leidenschaft für eine elende Buhlerin fühlst, so sei sicher, daß das die ächte Liebe ist und erröthe nicht darüber. So hat Christus diejenigen geliebt, die ihn gekreuzigt haben." In diesem Sinne giebt Indiana an den gewissenlosen, blasirten Raymon de Ramière sich hin und verläßt um seinetwillen heimlich ihren sterbenden Gatten, nachdem sie den letztern, wiederum aus verliebter Tugendhaftigkeit, jahrelang raffinirt grausam gepeinigt: „Denn je größer das Verbrechen, desto ächter die Liebe, die es vollbringt." — So hängt sich Juliette an den von allen Lastern befleckten Léone Léoni. Sie läßt sich von ihm höhnisch zurufen: So lange Du auf meine Besserung hofftest, liebtest Du nicht mein eigentliches Wesen." Auch dadurch wird sie nicht irre. Endlich durch das äußerste Maaß der Niederträchtigkeit in einem Verzweiflungsanfall von ihm hinweg getrieben, wird sie von einem trefflichen Freunde aufgenommen, aus schwerer Krankheit gerettet, einem neuen Leben wieder gegeben. Die Augen gehen ihr über ihre Vergangenheit auf. „Ich war eine Verrückte," sagt sie zu Bustamente, „Du bist mein Retter und mein Bruder, und meine Liebe soll Dir es lohnen." Da fährt auf der Lagune ein Maskenschiff an ihnen vorüber, und unter geschmückten Nobili steht, die Guitarre spielend, ein prächtiger Mann, an stattlichem Ansehen der Erste. Er wendet sich, ruft „Juliette" — ein Sprung, und sie liegt in seinen Armen! — Aus dieser Theorie der Liebe ist denn auch, gewissermaßen als ihr negativer Pol, jener Sand'sche Lieblingstypus des demüthigen, stillen, für nichts

geachteten, in heimlicher Liebe sich verzehrenden „Freundes“ hervorgegangen, der „en cas que“ der liebenden Heldin — Brackenburg in höherer Potenz — diese Ralph, Jacques, Bustamente u. s. w. Sie stehen Schildwache bei den Stelldichein der begünstigten Taugenichtse, schlagen sich für die Ehre der untreuen Gattin oder Geliebten, bezahlen ihre Schulden, nehmen ihren bösen Leumund auf sich, bringen sich ihr zur Gesellschaft, eventuell, um nicht zu geniren, auch allein um's Leben, und sind im günstigsten Falle überglücklich, sich an den Brocken zu erlaben, die von des Herrn Tische fallen. Es versteht sich nun, und alle Welt weiß es, daß George Sand eine Meisterin ist, diese dämonische, blinde Naturgewalt mit allem Zauber der poetischen Färbung und Gestaltung zu umgeben. Diese magnetischen Emanationen der zur Liebe zwingenden sinnlichen Erscheinung, diese geheimnißvollen, unbestimmbaren Erregungen sind so recht ihr Gebiet. Aber um so schärfer und düsterer tritt auch der furchtbare Hintergrund dieser ganzen Empfindungsweise hervor: die Lösung jedes dauernden, sittlichen Bandes, das ertödtende Bewußtsein der Endlichkeit und sittlichen Ohnmacht mitten im Rausche der Leidenschaft, der eiskalte Hauch des nur sich wollenden, nur sich kennenden und fühlenden Hochmuthes. Er zieht sich durch alle Romane dieser Periode, aber in Lélia feiert er seine Orgien, ohne Rückhalt und Scheu. Dort wird uns auch ausdrücklicher Aufschluß gegeben über das eigentliche Geheimniß dieser, im Namen einer neuen poetischen Religion an den sittlichen Grundlagen der Gesellschaft rüttelnden Dichtung: „Die Liebe

besteht in dem heiligen Streben unsers ätherischen Theils nach dem Unbekannten (!). Deshalb vergeuden wir unsere Kraft an ein uns ungleiches Wesen, in dem wir den Himmel suchen. Fällt dann der Schleier, und das Geschöpf zeigt sich uns hinter der Weihrauchwolke, armselig und unvollkommen, so erröthen wir über unser Ideal und treten es unter die Füße. Und nun suchen wir ein anderes, denn lieben müssen wir; aber wir täuschen uns noch oft, bis wir endlich für die Erde die Liebe aufgeben" — nämlich im funfzigsten Jahre oder darüber. — Die natürliche, praktische Ergänzung dieser ächt französischen Philosophie ist denn auch der Liebes- und Ehe-Katechismus von Lélia's Schwester, der Courtisane Pulcheria: „Jede Liebe erschöpft, es folgen Widerwille und Traurigkeit. Die Verbindung des Weibes mit dem Manne sollte nur vorübergehend sein. Jene Vergötterung der Selbstsucht, die nur allein besitzen und bewahren will, jenes Gesetz der moralischen Ehe in der Liebe ist ebenso thöricht, ebenso lächerlich vor Gott, als das Gesetz der gesellschaftlichen Ehe es gegenwärtig in den Augen der Menschen ist!" — Es verdient in der Culturgeschichte unsers Jahrhunderts bemerkt zu werden, daß diese Ausgeburten der aus der Zucht des Verstandes und des Willens entlaufenen Leidenschaft in Frankreich, von einem Theile der freiheitdürstenden Jugend, als ein neues Evangelium begrüßt wurden. Die Dichterin selbst mochte sie schon nach wenigen Jahren nicht mehr vertreten. In einem Briefe an Rollinat nennt sie selbst „Lélia" einen leidenschaftlichen Klageruf, untermischt mit Fieber, Schluchzen, gräßlichem Lachen und

Flüchen, ein scheußliches, gut secirtes Krokodil. Das Ganze sei der unwillkürliche Ausdruck überwältigender Einflüsse und Stimmungen gewesen. Nächte habe es gegeben, voll Sammlung und Ruhe, wo sie schöne Phrasen ganz aufrichtig hinschrieb; dann wieder Morgen voll Ermüdung, Schlaflosigkeit, Zorn, wo sie alle Blasphemien auch dachte, welche sie schrieb; dann wieder Nachmittage voll ironischer und lustiger Laune, da sie sich darin gefiel, den Philosophen Trenmor (jenen famosen, im Bagno unter Dieben und Mördern zum vollendeten Tugendhelden gereiften Spieler und Betrüger, den philosophischen Beichtvater Lélia's) hohler zu machen, als einen Topf, und unmöglicher, als das Glück. Um jene desperaten Stimmungen zu erklären, erinnert George Sand in ihrer Lebensgeschichte an die geistige Atmosphäre jener von Louis Blanc in der Geschichte der zehn Jahre so beredt und oft so unwissentlich angeklagten Epoche. „Der Moment, in dem ich die Augen öffnete, war ein feierlicher Abschnitt in der Geschichte. Die im Juli geträumte Republik kam auf das Gemetzel in Warschau und auf das große Schlachtopfer in der Straße St. Méry (5. 6. Juni 1832) hinaus. Die Cholera hatte die Menschheit decimirt. Der St. Simonismus, der den Gemüthern für einen Augenblick einigen Schwung gab, wurde verfolgt und erwies sich als Fehlgeburt, ohne die große Frage der Liebe gelöst zu haben. Auch die Kunst hatte durch beklagenswerthe Verirrungen die Wiege ihrer romantischen Reform besudelt. Entsetzen und Ironie, Bestürzung und Schamlosigkeit erfüllten die Zeit. Die Einen weinten auf den

Trümmern ihrer großherzigen Illusionen, die Andern lachten im Beginn eines unreinen Triumphs. Niemand glaubte mehr an irgend etwas, die Einen aus Muthlosigkeit, die Andern aus Atheismus."

Man weiß, wie sehr auch diese letztere Seite der Zeitstimmung in Lélia ihren Ausdruck findet. Religiöse Betrachtungen, bald skeptischer, bald mystischer Färbung, haben überhaupt von jeher ein Lieblingsthema George Sand's gebildet. Sie ist auch hierin ganz Weib und hat sich wohl nie ohne Beichtvater beholfen, — wenn diese Beichtväter auch nur selten den Priesterrock trugen. Wie sie in ihrer Jugend in's Kloster treten wollte, wurde bereits oben erwähnt; auch von ihrer Intimität mit Leroux und Lamennais war die Rede. Nun ist es aber mit dieser Religiosität natürlich nicht anders bestellt, als mit der ihre Tendenzromane erfüllenden Liebe. Auch sie wurzelt nicht in dem Bewußtsein der Pflicht, sondern in dem Bedürfnisse des Genusses, in der Sehnsucht nach unbekannten, überschwänglichen Anschauungen, Erregungen und Freuden. Die Dichterin bewegt sich meistens in phantastisch wilden Sprüngen, nach Art der katholischen Romantik, zwischen Gleichgültigkeit, Aberglauben und verzweifelter Skeptik, wenn auch mit Zwischenräumen vernünftig klarer Religiosität. So zieht Lélia aus ermatteter Liebessehnsucht für ein paar Jahre in eine verfallene Klosterruine, um sich Ruhe zu erträumen. Dem Priester, welcher ihr dort das Leben gerettet, erklärt sie auf dem Sterbebette, sie glaube „presque toujours“ an Gott und bringt ihn dann während des Sacraments durch ihre

höhnischen Blicke um den Verstand. — Ein paar Jahre darauf verwandelt der Umgang mit Lamennais diese Phantasien haltloser Verstimmung in eine unbestimmte, christlich-republikanische Gefühlsschwärmerei. Dieselbe nimmt in dem unerquicklichen Romane Spiridion (einer der geschmacklosesten Gespenstergeschichten, die es giebt), sowie in Consuélo und der Gräfin Rudolstadt die Formen und den Wärmegrad einer rasenden Mystik an, und dazwischen finden sich wieder, z. B. in dem Briefe an Meyerbeer über die Huguenotten (Lettres d'un Voyageur) Stellen voll von vernünftiger Einsicht und wahrer Religiosität, welche die Staël geschrieben haben könnte. Es wäre vergeblich, in diesem Chaos von Stimmungen und Erregungen nach einem festen Grundgedanken zu suchen, und die aus der Bildungsgeschichte der Dichterin oben zusammengestellten Züge dürften uns auch wohl der Pflicht überheben, bei einer psychologischen Erklärung dieser Thatsache uns aufzuhalten.

Dieselbe Unfähigkeit zu logisch fortschreitender Untersuchung, mit der gleichen Gefühlswärme und einem unverkennbar edeln Instinct verbunden, zeigt sich in der Theilnahme George Sand's an der politisch-socialen Bewegung der dreißiger und vierziger Jahre.

Es wurde schon oben erwähnt, daß ihre Betheiligung an der republikanisch-socialistischen Propaganda durch die persönlichen Beziehungen zu Lamennais und zu Michel de Bourges einen entscheidenden Anstoß erhielt. Von Hause aus stand die Dichterin diesen Bestrebungen fern. Ihre Erziehung im Kloster des Anglaises hatte eine

hoch royalistische Färbung gehabt, ihre Jugendfreundinnen und die Verwandten ihres Mannes gehörten aristokratischen Kreisen an. Aus den ersten Jahren ihrer Ehe weiß sie von Landpartien, Jagden, Spazierritten, lustigen Gesellschaften und poetischem Stillleben in Feld und Wald weit mehr zu erzählen, als von Studien über die Rettung der Gesellschaft, und auch in den Dichtungen der Jahre 1831—34 treten politische Beziehungen nur noch sehr vereinzelt auf. George Sand's Anlage zum Socialismus hatte bis dahin nur in einer mehr poetischen als wirthschaftlichen Gutmüthigkeit gegen die ländlichen Arbeiter ihren Ausdruck gefunden. Mit dem Eintritt in die Pariser Literatenkreise war natürlich ein ansteckender Einfluß der tiefen, in den ersten dreißiger Jahren gegen Ludwig Philipp und die mit ihm herrschende Bourgeoisie dort verbreiteten Mißstimmung nicht ausgeblieben. Neigung, Erinnerungen und Gewohnheiten entfremdeten die aristokratisch erzogene, dann mit den Conventionen der Gesellschaft in persönlichen Zwiespalt gerathene und durch die Verhältnisse unter eine Schaar literarischer und künstlerischer Wagehälse verschlagene Dichterin den tonangebenden bürgerlichen Kreisen. Dieselben wurden ihr gleich widerwärtig durch ihre engen, unfreien Formen, wie durch ihre scharf bestimmten Anforderungen an Sitte, Arbeit und Besitz. Als ächte französische Republikanerin sucht George Sand in Folge dessen ihre Ideale stets auf den duftigen Höhen oder in den geheimnißvollen Tiefen der Gesellschaft. Die vom hellen Lichte des Werkeltages beschienene Mitte derselben ist ihr zuwider, weil diese mit den Interessen der geregelten Arbeit,

mit dem Genügen und Behagen des erworbenen Besitzes jeder phantastisch=wagehalsigen Action entgegentritt, und für Phantasie und Gefühl dem oberflächlichen Betrachter wenig Nahrung bietet. Geist und Stimmung ihrer Romane bilden in dieser Beziehung den geraden Gegensatz zu unsers trefflichen Freytag's „Soll und Haben", sowie zu dem das Scribe'sche Theater durchziehenden sehr gesunden und verständigen Liberalismus. Nun trat jener Gegensatz des französischen wohlhabenden Bürgerstandes gegen die poetisch=unklaren Volksinstincte nie schärfer hervor, als in dem Kampfe der Parteien um die Früchte der Julirevolution. George Sand war zum Theil Augenzeuge der ebenso heldenmüthigen als unsinnigen republikanischen Schilderhebungen, sowie der engherzigen Brutalität, mit welcher das „Pays légal" und seine Lenker mehr als einmal ihre Uebermacht mißbrauchten, und was sie nicht sah, das hörte sie aus dem Munde ihrer begeisterten und entrüsteten republikanischen Freunde. Gleichwohl brachten diese mächtigen Eindrücke zunächst nur jenes unklare Mißbehagen hervor, dessen Fieberanfälle in dem trostlosen Skepticismus Lélia's ihren Ausdruck fanden. In Venedig, während des Umganges mit dem damals abstract=poetischen Alfred de Musset, trat die Politik dann vollends in den Hintergrund zurück. Aber das nächste Jahr brachte der Dichterin nahe persönliche Berührungen mit Michel de Bourges und durch ihn mit dem ganzen republikanischen Generalstab. Michel wirkte auf das leidenschaftliche, aus frischen Herzenswunden blutende Weib anfangs mit der Gewalt eines Propheten. Sie wird nicht müde, für

seine wunderbare Beredtsamkeit, für seine Hoheit und Würde zu schwärmen. Der Bericht über einen Besuch in Bourges, während dessen Michel einmal mit seinen gläubigen Jüngern eine ganze Nacht hindurch unter begeisterten Gesprächen zwischen seiner Wohnung und der ihrigen einher wanderte, umgiebt das Verhältniß fast mit den glühenden Farben des religiösen Enthusiasmus. Dazu kam die aufregende Wirkung der augenblicklichen Lage. Das Bürgerkönigthum bereitete eine seiner unseligsten Gewaltmaaßregeln vor. Man hatte in Lyon, in St. Etienne, Grénoble, Clermont-Ferrand, Chalons sur Saone, Arbois die Republikaner zu Boden geschlagen (9. bis 14. April 1834): das Gemetzel in der Straße Trans-Nonain hatte in Paris die gute Sache der öffentlichen Ordnung geschändet. Nun sollte die politische Justiz vollenden, was die Waffen begonnen. Eine verfassungswidrige Ordonnanz übergab, unter Zustimmung der Kammer-Majorität, die sämmtlichen Angeklagten aus jenen Aufständen dem Pairshofe, sie ihren natürlichen Richtern entziehend, und, froh des Vorwandes zu aufregenden Declamationen, eilten die republikanischen Sachwalter aus allen Theilen des Landes herbei, um die Lehren ihrer Partei feierlich in Scene zu setzen und den Widerstandsmuth der Angeklagten zu beleben. Inmitten dieser Aufregungen empfing George Sand von Michel ihre politischen Lectionen. Wie sie darauf einging, wie sie durch Abfassung des Briefes an die Angeklagten selbstthätig in den Kampf eingriff, wurde bereits oben erwähnt. Doch würde man irren, wenn man die Dichterin damals oder in irgend einer Zeit ihres

Lebens zu den entschiedenen politischen Systematikern und Parteimenschen zählen wollte. Ihre Geständnisse, ihre Briefe und Dichtungen widersprechen dem überall. Sie bleibt, auch unter den heftigsten Parteikämpfen, stets Künstlerin in erster Linie und Weib in der zweiten; Politik, Philosophie und Religion müssen sodann zusehen, wo sie Platz finden. Wie man weiß, waren die französischen Republikaner in den dreißiger Jahren vollkommen so despotisch, von dem Verständniß gesetzlicher Freiheit so weit entfernt, als 1793 oder 1848. Sie kamen und kommen eben über die Vorstellung von der beglückenden Allmacht des Staates nicht hinaus. Schon 1832 entwickelte Godefroi Cavaignac vor Gericht den Plan, durch eine progressive Erbschaftssteuer die Proletarier in Besitzer zu verwandeln und allmählich das Budget zum einzigen großen Capitalisten und Unternehmer zu machen. Louis Blanc hat an Guizot's Unterrichtsgesetz hauptsächlich die darin verheißene Freiheit des Unterrichts auszusetzen. Unmittelbar nach einer schönen Declamation gegen die übermäßige Centralisation erklärt er es für einen Unsinn und ein Verbrechen, wenn der Staat die „geistigen Interessen nicht centralisire“, wenn er andere Ideen lehren lasse, als die seinigen (Philipp II. war derselben Meinung, der Papst und die Kreuzzeitung sind es noch). George Sand's unmittelbarer Lehrer und Meister dachte nicht anders über die geistige Freiheit und Bildung. Jenes pedantische Spiel mit den Stichwörtern des neufranzösischen Römerthums, jenes Aufwärmen der Phrasen von 1793, durch welches die Republikaner der dreißiger Jahre sich dem Bürgerthum

so besonders mißliebig machten, — dieser ganze französisch-classische Humbug taucht in Michel's Verkehr mit George Sand oft genug auf, findet aber in der Dichterin, trotz ihres mystischen Enthusiasmus, nicht selten eine gar feine Beurtheilerin. Sie durchschaut vollständig den herrschsüchtigen Charakter dieser „Freiheitsliebe". „Du hältst für Pflichtgefühl", ruft sie ihrem Freunde zu, „jenen gebieterischen und verhängnißvollen Einfluß, mit dem das Gefühl der Kraft Dich fortreißt." Mit prächtigem Humor erzählt sie, wie Michel einst hochpathetisch, ein zweiter St. Just, sich verschwor: obwohl er George Sand liebe, wie Christus seinen Johannes, würde er sie doch mit seinen Händen erwürgen, sobald die Pflicht es verlangte. Für Michel's strenge Aussprüche gegen Kunst, Reichthum, Liebe, als Fallstricke der Tyrannei, nimmt sie gelegentlich in liebenswürdigster Künstlerlaune Genugthuung. Sie erinnert ihren republikanischen Stoiker daran, wie er neulich sich ereifert habe, als Othello die Malibran umbrachte. Man könne ja seine Thorheiten im Kopfe behalten und doch kein Feind des Menschengeschlechtes sein. „Du z. B. bist für die Luxusgesetze, Berlioz für die Zweiunddreißigstel Noten, ich für die Liliaceen." Dann führt sie prächtig aus, wie die ächte Kunst uns den Muth gebe, in den Mühen der Pflicht auszuharren, wie auch das neue republikanische Jerusalem wohl seine Erholungsstunden haben werde, in denen der Künstler vom Censor einen Urlaub erhalten dürfte, um seinem Piano oder seinen Versen einen Besuch zu machen. Besonders komisch wird bisweilen die Stellung des liebebedürftigen Weibes unter

den republikanischen Tugendrichtern. Das traurige Zerwürfniß mit Alfred de Musset, dem Freunde ihrer venetianischen Nächte, hat sie etwas nachdenklich gestimmt. Sie leiht Michel's Predigten über die ausschließliche Liebe zum Vaterlande ein andächtiges Ohr, beschließt, der Leidenschaft zu entsagen und nimmt in wehmüthiger Rührung von dem Gotte ihrer Jugend Abschied: „Herrsche, Amor, herrsche weiter, bis die Tugend und die Republik Dir die Flügel beschneiden." — Aber dann kommt eine stille, duftige, dunkele Frühlingsnacht. Jeder Seufzer der Nachtigallen trifft die Brust mit elektrischem Schlage; die Dichterin wirft ihre Bücher bei Seite und seufzt: „O Gott, wie lange ist es her, da liebte ich noch: wie wäre da eine solche Nacht köstlich gewesen! O Gott! mein Gott! Ich bin noch so jung!" Das war in ihrem dreißigsten Jahre. Zehn Jahre später fangen dann die Romane zu erscheinen an, deren junge Helden sich in ihre zwanzig Jahre älteren Pflegemütter verlieben.

Auch dem Socialismus hat George Sand stets nur poetisch gehuldigt, in Gefühlen, Declamationen, Träumereien, von lichten Augenblicken treffendster, heiterer Ironie nicht selten unterbrochen. Wohl finden sich in den „Lettres d'un Voyageur", wie in den Romanen der vierziger Jahre hochstrebende Ausführungen genug über den berühmten Satz vom Eigenthum und vom Diebstahl. „Cybele, die wohlthätige Nährerin, hat ihre Brüste vertrocknen sehen unter glühenden Lippen. Ihre Kinder, von Fieber und Schwindel ergriffen, haben sich den mütterlichen Busen mit scheußlicher Eifersucht streitig gemacht.

Einige von ihnen haben sich die Aeltesten genannt, die Fürsten der Erde — und die Erde ist getheilt worden, wie ein Eigenthum" (wobei u. a. Rohant an Frau Dudevant kam). „Ihre wahren Kinder, die einfachen Menschen, die nach den Absichten der Natur zu leben wußten — (Zigeuner u. s. w.), — sind in immer engere Grenzen gedrängt, bis die Armuth ein Verbrechen und eine Schande wurde, bis man der gerechten Vertheidigung des Lebens den Namen Diebstahl und Raub gab." — Diesem schrecklichen Zustande wird aber bald abgeholfen werden, wenn nur erst alle Grundeigenthümer und Capitalisten durch die Paroles d'un Croyant bekehrt sein werden. „Die Apostel sind unterwegs, ein Blitz erleuchtet zuweilen die Nacht." Ein Priester rief: Christ! Chaste amour! Saint orgueil: Patience! Courage! Liberté! Vertu! Davon, meint sie, habe der Erdkreis erzittert. Da hätten denn St. Simon, Lamennais, Fourier, Proudhon u. s. w., wenn nicht gar die rothen Volksbeglücker von 1848, eine beredte Collegin, und, wie man weiß, hat auch die Februarrevolution die Feder, welche André, Horace und Consuélo schrieb, für die socialistische Republik in Bewegung gesetzt. Dennoch ist die Sache nicht so schlimm, wie sie aussieht. Der Socialismus George Sand's ist im Grunde wenig mehr, als ein dichterisch sich aussprechender Wohlthätigkeitstrieb, durch einen aristokratisch-ästhetischen Widerwillen gegen die unschönen Seiten des Bürgerthums bisweilen zur Anwendung von Stichwörtern fanatischer Parteien verleitet. Den zerstörenden Fanatismus ihrer Freunde hat die Dichterin

niemals getheilt. Sie war 1834 auf dem Punkte, mit Michel de Bourges zu brechen, und „nach Aegypten zu gehen, um Blumen und Schmetterlinge zu suchen,“ — als nämlich der Volkstribun während einer nächtlichen Promenade vor dem Louvre stehen blieb und den Palast, die Stadt, die gesammte Cultur feierlich der Vernichtung weihte. Auch mit den Gleichheitsphantasien der Republikaner hat ihr aristokratisches Künstlerbewußtsein sich nie befreundet. „Gott würde den Menschen ein gleiches Maaß von Einsicht und Tugend gegeben haben, wenn er ihre Gleichheit gewollt hätte.“ Sie vergleicht ihren Michel mit Marius, oder auch wohl mit dem die Schweine hütenden Apollo und sagt den Windstoß vorher, „welcher einen Sultan, einen Napoleon auf das Schlachtfeld zurückführen wird.“ Unter „Gemeinschaft der Güter“ habe sie stets nur „eine symbolische Gemeinschaft des Genusses“ (!) verstanden. Ihr innerster Gedanke kommt einmal in einem Briefe zum Vorschein: „Lebe wohl, Meister! Sei gesegnet, daß Du mich gezwungen, ohne Lachen einem großen Enthusiasten in's Antlitz zu sehen und im Scheiden vor ihm das Knie zu beugen.“ — „Und Du, mein grünes Böhmen (la verte Bohème, das Dichter- und Vagabundenland der Consuélo), Du phantastisches Vaterland der Seelen ohne Stolz und ohne Fesseln, Dich also werde ich wiedersehen! Oft bin ich in Deinen Bergen umher geirrt, habe ich über den Wipfeln Deiner Tannen geschwebt. Ich weiß es noch wohl, obgleich ich damals unter den Menschen noch nicht geboren war, und mein Unglück ist's, daß ich Dich nicht habe vergessen können, während ich lebte.“

So hat man es denn auch nicht gar zu ernsthaft zu nehmen, wenn (im Compagnon du Tour de France) der demokratische Tischlergeselle dem „liberalen" Marquis über die Sündlichkeit des Reichthums Vorlesungen hält. Sein „korinthischer" Mitgesell', der sich mit der schönen, verliebten Marquise gütlich thut, sich von ihr bei verschlossenen Läden die Pompadour vorspielen läßt und dann schließlich, aus seinem Eden vertrieben, voll Künstlerzuversicht, ungebrochenen Herzens nach Italien zieht — er steht dem Herzen der Dichterin offenbar näher, ist auch weit besser gezeichnet. Auch im Simon, le Meunier d'Angibault, le pêché de M. Antoine werden die linkischen, philisterhaften, hochmüthigen Geld- und Geschäftsmenschen, ganz besonders aber die unter sie herab gestiegenen Edelleute weit mehr ästhetisch als politisch befehdet. In keinem ihrer Romane aber, Lélia und Spiridion ausgenommen, verleugnet die Dichterin gänzlich ihre eigentliche Stärke: ihre Meisterschaft in der Zeichnung wahrhaft künstlerischer Naturbilder und in Schilderung einfacher, der Natur nahe stehender Menschen. Ihre besten Figuren sind meist Landleute und naive Künstlerseelen. Die eminent weibliche Seite ihrer Anlage feiert hier ihre schönsten Triumphe: ihr Blick für das Einzelne, ihre Freude an dem harmonischen Dasein der „noch nicht zur Freiheit erwachten" Wesen, an den Spielen der Kinder, an dem Leben der Thierwelt und der Pflanzen. Jene in der lieblichen Novelle „Teverone" geschilderte magische Gewalt über die Vögel hatte sie selbst von ihrer Großmutter ererbt. Auf

Kinder übte die Dichterin stets eine unwiderstehliche Anziehungskraft, und wie ihr das Herz aufgeht unter Bäumen, Büschen, Blumen, wie der Waldesathem, der warme Frühlingswind so recht der Lebenshauch ihrer Dichtungen sind, das fühlt man, trotz der Nebel ihrer unklaren und krankhaften Theorien aus Allem heraus, was sie wirklich Gutes und Schönes geschaffen. Und dessen ist viel, sehr viel. Schon die leidenschaftlichen und sophistischen Liebesromane sind reich an köstlichen Genrebildern aus diesem Gebiete. Valentine namentlich enthält neben der ungesunden Haupthandlung den Stoff zu mehr als einer reizenden Idylle. Wir fühlen das freundliche Stillleben dieser mittelfranzösischen, parkähnlichen, in üppigem Grün versteckten Landschaften so recht um uns weben und athmen; wir vertiefen uns in die schattigen, von Fruchtbäumen überwölbten, von dichtem Grase überwachsenen Feldwege, wir fühlen uns gesund und behaglich unter diesen Rebenhügeln, diesen hochschattenden Parks, diesen Baumdickichten zwischen üppigen Fruchtfeldern, wir sehen die Amseln durch die Hecken schlüpfen und lauschen an den Ufern der Indre dem vollstimmigen Nachtigallenconcert französischer Mainächte. An ähnlichen wohlthuenden Naturstudien ist unter Anderm auch der Compagnon du Tour de France überreich, von den idyllischen, berühmten Partien der Consuélo, den venetianischen Abendscenen, der Wanderung Consuélo's und des jungen Haydn durch die böhmischen Wälder gar nicht zu sprechen. Das erste reine, durch keine Tendenzen getrübte Bildchen dieser Art

ist André, 1834 in Venedig geschrieben. Bekanntlich ist die Fabel des Romans im Grunde traurig genug. Es gilt, einen ländlichen Hamlet zu zeichnen, einen guten, talentvollen, gebildeten, jungen Mann, der sich und seine Geliebte unglücklich macht, weil ihm der Muth fehlt, einer unangenehmen Situation in's Gesicht zu sehen, der lieber leidet und die ihm Angehörende namenlos leiden macht, als daß er gegen einen eigennützigen Vater auf seinem Rechte bestände. Der Schlußeindruck wird dadurch wehmüthig, aber nicht verletzend, denn die sittliche Krankheit wird eben als Krankheit gezeichnet, nicht als eine höhere Art des Daseins; die sämmtlichen Nebenpersonen sind aus dem vollen französischen Volksleben genommen, und in der Heldin, der Blumistin Geneviève, tritt die bei einer Sand'schen Liebhaberin selten vermeidliche Ueberlegenheit über die Männer so liebenswürdig und ächt weiblich auf, daß der Leser durch eine rückhaltlose Theilnahme sich erbaut und erfrischt fühlt. — Alle diese guten Elemente der Sand'schen Jugendgedichte wirken dann in den ihren reiferen Jahren angehörenden Dorfgeschichten und Dramen höchst wohlthuend zusammen. François le Champi, la petite Fadette, la Mare au diable haben sich wohlverdientermaaßen in unserer Lesewelt und auf unserer Bühne eingebürgert. Die zahlreichen Freunde und Verehrer der Dichterin können nur wünschen, daß sie ihre noch sehr rüstige Kraft auf diesem, von ihr ruhmvoll beherrschten Gebiete zur Geltung bringen, oder, wenn der Verleger durchaus lange Romane verlangt, auf dem mit Mauprat so glücklich

betretenen Gebiete unbefangener Erzählung und Schilderung sich halten möge. Diese schwarzäugige, unverwüstliche Preciosa, dieses verzogene Kind der Waldnymphen und Wassernixen, gehört wirklich nicht in den Rath der Gesetzgeber oder gar auf das Katheder oder die Kanzel *).

---

*) Wir können dies Urtheil im Allgemeinen nicht zurücknehmen, auch nicht nach dem mächtig beredten Ausfalle, welchen G. Sand im vorigen Jahre in der Novelle „Mademoiselle la Quintinie“ gegen die französische Gesellschaft von Neuem umgarnenden ultramontanen Einflüsse mit dem ganzen Feuer ihrer Jugend gewagt hat. Doch mögen wir es uns nicht versagen, als eines immerhin beachtenswerthen Zeichens der Zeit jener Stelle hier zu erwähnen, in welcher in dieser Dichtung des unheimlich wachsenden gesellschaftlichen Einflusses der Priester gedacht wird: „Wenn das auf der französischen Presse ruhende Interdict noch zehn Jahre dauere, so werde in zehn Jahren das falsche Christenthum, die Heuchelei, der Verfolgungsgeist herrschen und man werde ausrufen müssen: Der Tod hat sich erhoben, das Gespenst hat sich auf die Lebendigen gestürzt. Es zerschmettert, droht, umschlingt, tödtet, verfolgt den Einzelnen in allen Entwickelungen seines Daseins, in seinen Interessen, seinen Zuneigungen, seinen Pflichten, seinen Rechten, seiner Ehre. Es hat das Leichentuch des Schweigens über die Massen gebreitet. Die schlimmsten Tage der Vergangenheit haben nicht eine so glühende Propaganda der Erstickung gesehen, einen so tückischen und hartnäckigen Eifer des geistigen Mordes, eine so schimpfliche Vernichtung des socialen Gewissens, ein so verworfenes Aufgeben der menschlichen Würde.“ Den jungen Männern Frankreichs aber, meint sie, könnte man schon heute voraussagen: „Wenn Du den Weg der Freisinnigkeit und Selbstständigkeit betrittst, so läufst Du Gefahr, mit allen Hoffnungen und mit aller Behaglichkeit des Lebens zu brechen. Welches auch die Deinem Ehrgeize geöffnete Laufbahn sei, der Mann der Vergangenheit lauert auf Dich und erwartet Dich, um sich mit Dir zu messen. Bist Du ein Mann der Wissenschaft, so wird er Dich hindern, einen Lehrstuhl zu gewinnen; ein Schriftsteller, so wird er

Ihre sittlichen Vorstellungen, wie ihre politischen Systeme sind unklar, nicht selten gefährlich, weil ihnen das Verständniß für die Vermittelung zwischen Ideal und Wirklichkeit fehlt. Aber dafür hat die gütige Natur diese ächte Tochter des schönen Frankreichs vor allen zeitgenössischen Dichtern reich begnadigt mit dem klaren Blicke des Künstlerauges, mit urwüchsiger Gestaltungskraft, mit

---

dafür sorgen, daß Du verhöhnt, beleidigt, im Nothfalle in Deinem Privatleben verleumdet wirst; bist Du Künstler, mit dem Publikum in Berührung, so wird er durch die Banden, die er organisirt, durch die Leidenschaften, die er erregt und irre führt, Dich auszischen und steinigen lassen, wenn er kann; bist Du Politiker, so wird er Dir alle Wege des Handelns verschließen und sich bemühen, Dir die der Armuth, des Gefängnisses, der Verbannung zu öffnen; bist Du ein Mann der Muße und des Nachdenkens, so wird er Gewitter um Dich aufsteigen lassen, wird die Luft, welche Du athmest, durch vergiftete Worte verderben, wird Deine treuesten Diener gegen Dich aufhetzen; bist Du Gatte und Vater, so wird er Dir das Vertrauen Deiner Frau und die Achtung Deiner Kinder streitig machen: denn er ist überall!" — Wie es uns scheint, berührt die Dichterin hier mit sicherem Instinct eine der schwersten Verwickelungen, welche die Ueberstürzungen von 1848 und die ihnen folgenden Fehlschläge der französischen Gesellschaft vermacht haben. Rom verkauft seinen Beistand einmal nicht billig und Napoleon III. ist nicht der Erste, der das erfährt. Auf der andern Seite hat wieder neuerdings der für den deutschen Beobachter fast unbegreifliche Erfolg des Renan'schen Werkes (und er ist nur eines der Symptome der neuesten französischen Bewegung) den Beweis geführt, daß die Ueberlieferungen des 18. Jahrhunderts denn doch mit nichten in dem kaiserlichen Frankreich erstickt sind. Möge Gott unser schönes Nachbarland vor verderblichem Wiederaufbrechen kaum vernarbter Wunden bewahren! Einstweilen scheint uns auf deutscher Seite diesen Zuständen gegenüber besonnenste Vorsicht weit besser am Platze als sanguinische Hoffnung.

dem Zauber naiv=anmuthiger Rede, so lange sie das Gebiet der Speculation nicht betritt. Unsere dankbare Anerkennung darf hier ebenso rückhaltlos sein, als der Widerspruch entschieden sein mußte, so lange es darauf ankam, einer in bestechender Form vorgetragenen, unsittlichen und, Gott sei Dank, gründlich undeutschen Auffassung wichtigster Lebensverhältnisse entgegen zu treten. —

IX. Victor Hugo in der Verbannung.

Wenn wir bei Wiederaufnahme dieser Studien mit der Betrachtung eines Bruchstückes beginnen, so möge eine Erinnerung an die von Anfang an eingehaltene Grenze uns rechtfertigen. Wir schreiben hier keine Literaturgeschichte, machen weder in Aufzählung von Büchern noch von Menschen auf Vollständigkeit Anspruch. Was wir im Auge haben, beschränkt sich darauf, der Verständigung über die zeitgenössische Culturarbeit unserer französischen Nachbarn durch eine gründliche und unbefangene Würdigung einiger ihrer maaßgebendsten Vertreter zu Hülfe zu kommen. So versuchten wir zuerst aus der Betrachtung Béranger's und Scribe's für das geistige und sittliche Durchschnittsbewußtsein des aus der Revolution hervorgegangenen Mittelstandes einen Maaßstab zu gewinnen. Die rückfluthende Gegenströmung des revolutionär geschulten aristokratisch-theologischen Geistes wurde in Joseph de Maistre und Lamennais studiert. Châteaubriand ließ uns in seinen Wandlungen die Halt- und Aussichtslosigkeit dieser Bestrebungen gegenüber der neufranzösischen Gesellschaft erkennen. Dann verlangten die bis jetzt unvollkommenen und einseitigen, aber, wie wir fest hoffen, im innersten

Kern gesunden und zukunftsreichen Bestrebungen der Vorkämpfer des französischen Rechtsstaats eine Würdigung, die wir an die Betrachtung der Frau von Staël und Guizot anknüpften. Lamartine endlich und George Sand führten uns in die wirren Kämpfe und Zuckungen der dreißiger und vierziger Jahre hinüber, von denen wir die französische Gesellschaft gegenwärtig im Lazarethe des Imperialismus ausruhen sehen. Ob zur Genesung oder zum Tod? Nun, wir werden im Laufe der vorliegenden Betrachtung recht oft veranlaßt sein, die dithyrambische Selbstvergötterung unserer Nachbarn, den Cultus des ewig jugendlichen und schöpferischen, allein selig machenden Franzosenthums auf ihr Maaß zurück zu führen. Aber eine solche Frage im Ernste aufzuwerfen, würden wir uns denn doch der Sünde fürchten, selbst wenn nicht jetzt schon zahlreiche untrügliche Zeichen dafür bürgten, daß Frankreich sich rüstet, seinen Platz an der Fortschrittsarbeit des Jahrhunderts wiederum einzunehmen. Wir werden seiner Zeit diese Ueberzeugung zu rechtfertigen suchen. Zunächst aber scheint es für unsern Zweck geboten, auch die Gegenwart in Anklage und Vertheidigung zu Worte kommen zu lassen. Wir haben dabei nicht die nach und nach sich gestaltende Geschichtsliteratur der Februarrevolution und ihrer Folgen im Auge, da diese für eine vollständige, resumirende Darstellung schwerlich schon reif sein dürfte: wir reden vielmehr von dem unmittelbaren, dem directen literarischen Kampfe, und in diesem wird die Anklage vom Standpunkte der 1851 gestürzten Republik am beredtesten und vielseitigsten durch Victor Hugo vertreten; — während

die Vertheidigung durch die Schriften des Prinzen Napoleon nicht weniger lehrreich und nachdrücklich geführt wird, als durch die Manifeste und Regierungshandlungen des Kaisers nebst den inspirirten Abhandlungen seiner schriftstellerischen Hofdienerschaft. So versuchen wir denn, unserm Plane treu bleibend, durch das Studium der beiden, in Deutschland sicherlich viel mehr besprochenen als gelesenen und wirklich gekannten Antagonisten in den von ihnen vertretenen Ideenkreisen uns vorläufig zurecht zu finden. Auf Victor Hugo's vorrevolutionäre Schriften ausführlich zurückzugehen, ist dabei um so weniger nothwendig, als die wesentlichsten Eigenschaften derselben, was Geschmacksrichtung und sittliche Lebensauffassung angeht, auch in den Arbeiten der letzten vierzehn Jahre vielfach hervortreten, und da überdies der rein literarische Gesichtspunkt für uns überall hinter dem politisch-culturhistorischen zurücktritt. Wir fassen in erster Linie den Sprecher der socialdemokratischen Republik, den hochgefeierten Wortführer ihrer Märtyrer und ihres Nachwuchses in's Auge, — natürlich mit aller der Vorsicht in unsern Schlüssen, zu welcher die Berücksichtigung seiner lyrischen und dramatischen Antecedentien uns nöthigt. Die Contemplations (1856) und die Légende des Siècles (1859) beugen in dieser Richtung jeder etwaigen Vergeßlichkeit des Berichterstatters hinreichend vor und sorgen dafür, daß wir über dem Politiker und Publicisten den Dichter der Feuilles d'Automne, der Chants du Crépuscule, so wie des Han d'Islande nicht ganz aus dem Auge verlieren. In Napoléon le Petit (1851) und in den Châtimens (1853)

begegnen wir dem grellen, furchtbaren Widerschein von Thaten und Schicksalswandlungen, „die wir schaudernd selbst erlebt“ und zwar nicht etwa nur als unbetheiligte Augenzeugen und Zeitgenossen. Das politisch-sociale Glaubensbekenntniß Victor Hugo's endlich faßt der Roman „les Misérables“ und, zum Ueberfluß (in des Wortes strictester Bedeutung) das so eben erschienene Werk über Shakespeare zusammen, wenn es nämlich erlaubt ist, da von „Zusammenfassen“ zu reden, wo, einem austretenden Strome vergleichbar, die Fluth der Gedanken, Erinnerungen und Träumereien sich über alle Dämme selbst der weitesten und freiesten Kunstform ergießt, wo des Verfassers ganzer politischer, philosophischer, poetischer und polyhistorischer Hausrath vor uns ausgeschüttet wird, wie das Magazin eines Sammlers und Trödlers im Großen. Indem wir uns nun anschicken, aus diesem überreichen Vorrath ächtfranzösischer Bekenntnisse und Schilderungen zu schöpfen, ist es keineswegs unsere Absicht, das Recht der Vergeltung an den Landsleuten des poetischen Culturhistorikers zu üben, der uns gelegentlich, die Hand auf Schiller's Räuber gelegt, ganz treuherzig versichert: „Am Vorabende der französischen Revolution sei das alte Deutschland dem Abgrunde der Jacquerie, des Krieges Aller gegen Alle, hülflos zugetrieben und nur durch die versittlichende „Rechtschaffenheit“ der Sansculotten sei es vom bürgerlichen Tode errettet worden!“ Als bescheidene deutsche Berichterstatter zum Wetteifer mit so genial aburtheilendem Scharfblicke nicht befähigt, werden wir unsererseits die Mühe nicht scheuen dürfen, die originellen

Einfälle des sich selbst erhitzenden Dichters und Redners überall von den bewußten Bekenntnissen des Parteimannes und von den unbewußten, aber eben so lehrreichen Enthüllungen des Beobachters französischer Zustände zu sondern. Aber auch nach diesen Abzügen wird ein Gewinn für Kenntniß nicht nur des Mannes, sondern auch seiner Partei und seiner Zeit hoffentlich übrig bleiben.

Genügen wir zuvörderst einer Pflicht gerechter Anerkennung gegen den Mann. Victor Hugo war 49 Jahre alt, als der Staatsstreich sein Leben aus allen Fugen brach. Er hat seitdem dreizehn Jahre lang das Ungemach der Verbannung ertragen, und jetzt darf er als Zweiundsechsziger auf die geistige Ausbeute dieser immerhin harten Zeit zurückblicken im Hochgefühl fast ungeschwächter dichterischer Schöpfungskraft, mit der Genugthuung des rüstigen, unermüdlichen Arbeiters, dem auch die trübe Stunde ihren Tribut nicht versagte, und mit dem noch schönern Bewußtsein des in den Irrgängen und Enttäuschungen des Parteienkampfes nicht verbitterten, sondern wesentlich gehobenen Charakters. Wir sind, wie man denken kann, keinesweges in der Lage, die Ergebnisse seiner Entwickelung als unbedingt erfreulich anzuerkennen. Vielfach und nachdrücklich werden wir im Laufe dieser Betrachtung der Partei entgegentreten, in deren Namen er es liebt, seine politischen und socialen Orakel zu verkünden, und dieser Widerspruch wird nicht nur gegen Uebertreibungen, sondern in manchen Punkten gegen das Princip selbst sich richten, so wie gegen wesentliche Grundzüge der Gesellschaft, welche dasselbe entwickelt hat. Aber diese unsere

scharf abgegrenzte Stellung wird unsere Anerkennung nicht abschwächen dürfen, sobald wir in dieser gegebenen Ideensphäre einem Fortschritte begegnen. Wo man, wenn auch von jener Seite her, dem Rechts- und Humanitäts-Ideale des Jahrhunderts ernstlich sich nähert, wäre durch Zurückweisung des immerhin seltsamen und phantastischen Mitkämpfers der guten Sache schwerlich gedient. Wir lächeln, ja wir lachen nicht selten über die ächt celtischen Großsprechereien, in welche Victor Hugo's französisches Selbstgefühl, unbeschadet der December-Erfahrungen, sich alle Augenblicke verirrt. Wir haben nicht eben oft Veranlassung, dem Dichter über seinen geschichts-philosophischen Scharfblick Verbindliches zu sagen; wir lassen uns durch sein Prunken mit geschichtlichen Notizen über die Gründlichkeit seiner Kenntnisse keineswegs täuschen; wir werden durch seine Schutzreden für die Republik von 1848 von deren historischer Berechtigung nicht überzeugt und noch viel weniger durch die Zukunftsphantasien des Verfassers über den Erfolg eines etwa wiederholten Versuchs beruhigt. Aber aus allen diesen leidenschaftlichen Herzensergießungen weht dennoch der erfrischende Hauch einer im Ganzen edeln und männlichen Lebensauffassung uns an. Wir haben es, was man auch sagen möge, nicht mit einem bloßen Schönredner zu thun, sondern mit einem von dem heiligen Feuer der Liebe durchglühten Parteigänger des wirklichen Fortschritts. Die Wirbel und Schaumwellen, welche wir vor uns auftauchen sehen, führen nicht aus der Hauptströmung unserer, der Verwirklichung des Rechtsstaates, wenn auch in mäandrischen Windungen, unaufhaltsam

zudrängenden Epoche hinaus. Rechnen wir zu dem Allen eine zwar selten maaß- und geschmackvolle, aber überall erstaunlich reiche und nicht selten zu mächtigster Farbenwirkung sich steigernde Sprache, in der es heute noch an Anklängen an die beste Zeit Victor Hugo'scher Lyrik nicht fehlt, so glauben wir uns wegen eines gründlichen, von absprechender Verurtheilung und Zurechtweisung sehr weit entfernten Eingehens auf die vor uns liegende Reihe rhetorischer Leistungen hinlänglich gerechtfertigt.

Denn freilich ist es fast durchweg Rhetorik, wortreicher, häufig leidenschaftlich glühender Vortrag persönlicher Ueberzeugungen, was die vorliegenden Bände uns bieten. Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit der Charakteristik, ohnehin nie die stärkste Seite des Dichters, leidet darunter begreiflich am meisten. Aber auch der bei Victor Hugo sonst so prächtig dahin fluthende epische Strom muß sich häufig genug die Ausweitung zur breiten, seichten Fläche gefallen lassen, und die reizenden, das Herz treffenden Töne ächter Lyrik bleiben der Hauptsache nach auf einen Theil der Contemplations beschränkt. Wir fassen, der bibliographischen Chronologie etwas vorgreifend, zunächst diese Sammlung in's Auge, weil sie vielfach auf die ursprünglichsten Züge von V. Hugo's Charakter zurück führt und den verbannten Politiker mit dem in Jugend und Glück strahlenden, in der Ausübung und den Erfolgen seiner Kunst sich genügenden Dichter verbindet. „Mémoires d'une âme“ nennt sie die Vorrede, „fortlaufende Bekenntnisse einer Seele, die nach und nach Jugend, Liebe, Illusionen, Kampf, Verzweiflung hinter

sich gelassen und nun entsetzt am Rande des Unendlichen stehe;" „erst sei es ein Lächeln, dann ein Schluchzen, zuletzt das Schmettern der Trompete des Abgrundes." Was die letztere anbetrifft, nämlich „die Trompete des Abgrundes", so wollen wir nur gleich bekennen, daß sie uns hier weit mehr nach dem Tusch vor dem Beginn der Vorstellung klingt, als nach der Posaune des jüngsten Gerichts. Es ist nicht gerade der glücklichste Gedanke Victor Hugo's, wenn er mit französischer Bescheidenheit sich gelegentlich so feierlich und geheimnißvoll als möglich dem Dichter der göttlichen Komödie vergleicht. Dieser französische Dante ist nicht seefest auf dem Meere der metaphysischen Verzückungen. Sein Schweben wird oft zum Taumeln und läßt uns den festen, zierlichen, auch nach Umständen gravitätischen Schritt des im Salon, auf der Bühne, auf dem Pariser Pflaster und im Sitzungssaale weit mehr als in Himmel und Hölle heimischen französischen Dichters zurück wünschen. Auch was Victor Hugo, gewiß in bestem Glauben, über die menschliche Allgemeingültigkeit und Verständlichkeit seiner Herzensbekenntnisse bemerkt, wird man in Deutschland nicht so leicht unterschreiben. Für uns sind die ganz individuellen und besonders die eigenthümlich französischen Züge derselben weit lehrreicher und anziehender, als die kosmopolitischen Anläufe und Phantasien. Die ersteren sind zahlreich in den Contemplations, meistens markig und in frischer Farbe durchgeführt und geben dem Betrachter Manches zu denken. Wir haben da zunächst eigenthümliche Erinnerungen aus dem Schulleben des Dichters, für uns, die wir dies schreiben, eine

eindringliche Bestätigung einer gewissen, in Frankreich gemachten Erfahrung, die man bei keiner gründlichen Vergleichung französischer und deutscher Zustände außer Acht lassen sollte: wir meinen die tiefe Kluft, welche bei unsern Nachbarn den Geist der Schule, gerade wie den der Kirche, von dem Bewußtsein der gebildeten Stände trennt. — Es ist schon richtig: seit den Zeiten des alten Orbilius plagosus haben die Humoristen aller Völker und Zeiten aus der Fundgrube des Schullebens geschöpft, und bei uns wie anderswo giebt eine gewisse Art von „Gebildeten" nicht ungern Jugendgeschichten zum Besten, in welchen sie selbst als kleine Helden und Genies, ihre Lehrer aber als mehr oder weniger lächerliche Pedanten erscheinen. Aber diese verzeihliche und ziemlich harmlose Zärtlichkeit für den alten Adam in uns, dem die Schule die ersten und empfindlichsten Fesseln angelegt hat, sie verhindert bei uns im Ganzen keineswegs die Fortdauer eines Pietätsverhältnisses gegenüber den Bildungsstätten unsers geistigen und sittlichen Lebens. Der großen Mehrzahl, namentlich der protestantischen Deutschen, fällt die Erinnerung an die Schule mehr oder weniger mit dem Cultus ihrer besten Ideale zusammen. Die unauslöschlichen Bilder der ersten Spiele, der ersten Freundschaften verbinden sich uns mit den Grundvorstellungen, auf welchen in männlichen Jahren unser Pflichtbegriff und unsere Ueberzeugungen ruhen. Der verjüngende Lebensodem der einen theilt sich den andern mit und es bildet sich um unser geistiges und gemüthliches Sein eine Atmosphäre sittlicher Freiheit und Gesundheit, die uns jetzt schon für viele Mängel

unseres staatlichen Lebens entschädigt und in welcher die Keime auch einer größeren nationalen Zukunft der belebenden Sonne einer besseren Zeit entgegen harren. In Frankreich, wie in den meisten romanischen Ländern, ist das doch wesentlich anders. Der schroffe, unvermittelte Gegensatz zwischen Natur und Geist, zwischen Lust und Gesetz beherrscht dort die Schule, wie er mit unheimlicher Gewalt das ganze Leben durchzieht. In den französischen Colléges wird ein gemüthliches Verständniß zwischen Schülern und Lehrern durch unglaublich verkehrte Einrichtungen noch jetzt im höchsten Grade erschwert. An Stelle der Jesuitenpädagogik, welche die Voltaire und Diderot groß zog, ist unter dem Einflusse der „Napoleonischen Idee“ ein herzlosester Formalismus getreten. Unterricht und Erziehung — das will nach französischem Begriff sagen Disciplinirung — sind vollständig getrennt, Furcht und eine mit allen Mitteln künstlich großgezogene Eitelkeit sind die Haupthebel des Ganzen, das „Gespenst des Gesetzes“ richtet sich schon zwischen dem Katheder und der Schulbank empor, und eine in Deutschland erst neuerdings wieder angeregte, aber doch nur sehr theilweise und oberflächlich durchgesetzte Abrichtungs- und Zähmungsmethode macht Schüler und Lehrer eingestandener Maaßen zu „natürlichen Feinden“. Schreiber dieses hat unter vielen französischen Freunden (und es sind sehr gebildete und sehr wackere Männer darunter) nicht Einen gefunden, der seines Lebens im Collége nicht mit ähnlichen Gefühlen gedachte, wie die, welche in Victor Hugo's „Contemplations“ uns in nur zu bitterem Ernste entgegen treten. Der Humor hat da

vollständig ein Ende. Der nackten, leidenschaftlichen Entrüstung entströmt der Vers, und die unerfreulichsten Streiflichter fallen dabei nach allen Seiten auf Personen und Zustände. „A propros d'Horace“ nennt sich die Philippica, in welcher der Dichter seiner Schuljahre und seiner Lehrer gedenkt (Contempl. I. p. 53 sqq.). Sie beginnt mit einer wüthenden Kriegserklärung, etwa nach dem Muster der Catilinarien und Verrinen:

„Marchands de grec! Marchands de latin! Cuistres! Dogues!
Philistins! Magisters! je vous hais, pédagogues!
Car dans votre aplomb grave, infaillible, hébété
Vous niez l'idéal, la grâce et la beauté!
Car vous enseignez tout et vous ignorez tout!
Car vous êtes mauvais et méchans! Mon sang bout
Rien qu'à songer au temps, où, rêveuse bourrique,
Grand diable de seize ans, j'étais en rhétorique!“

Und es folgt nun die Begründung des freundlichen Urtheils. Der Dichter, ein „träumerischer Esel“, wie er es „als großer Bengel von sechszehn Jahren“ wohl gewesen sein mag, macht auf der Schulbank irgend eine nicht näher bezeichnete Dummheit. Da trifft ihn wie ein Donnerschlag das Urtheil: „Sonntags Arrest und fünfhundert Verse Horaz! Zwanzigmal die Ode an Plancus und die Epistel an die Pisonen!“ Das „Ungeheuer mit den schmutzgeschwärzten Nägeln“ kennt keine Gnade und der Sonntag ist ohne Rettung verloren. Und was für ein Sonntag! Von Armide und Haydée hatte der sechszehnjährige Junge geträumt; ein Stelldichein mit der Tochter des Portier war verabredet; unter Liebesgesprächen, „in reiner Extase“, berauscht von Himmel und Natur sollte

es zum Pfannkuchenschmaus hinausgehen nach den Hügeln von St. Gervais! Da ist's denn dem pädagogischen Freudenstörer schon recht, wenn er, beiläufig nach achtunddreißig Jahren, von seinem mittlerweile weltberühmt gewordenen Schüler in gereimten Versen als Eunuche, als Cretin verflucht wird, wenn der große Nationaldichter ihn und seine Collegen dem öffentlichen Abscheu preisgiebt als Ungeheuer, „die mit ihrem stinkenden Athem die naiven, glänzenden, funkelnden jungen Franzosen versteinern!" Hundertunddreißig Verse hinter einander geht es in den Contemplations in diesem Tone fort, wobei übrigens die Mathematiker nicht etwa besser fortkommen als die Philologen. Und ein trauriges Ergänzungsbild zu diesem Nachtstück aus der französischen Jugendwelt zeichnet später das Gedicht: „le Maître d'Etudes" (der Hülfslehrer). Viel einschneidender noch, als jene im Munde des 54jährigen Dichters gleichwohl recht bezeichnenden Wuthausbrüche, berührt hier unser deutsches Bewußtsein das Mitleid, mit welchem der ehemalige französische Gymnasiast des Paria der Colléges gedenkt, des armen Hülfslehrers, der dies geniale junge Frankreich um des lieben Brodes willen beaufsichtigen muß. „Quält ihn nicht, er leidet! Kein Strahl hat ihm je geleuchtet, er ist auf ewig der Gefangene des Zuchthauses: französische Schule!" „In seiner Seele streicht das muthwillige Lärmen der Knaben jeden aufkeimenden Gedanken aus — er ist der demüthige, frierende, hungernde Sklave." Es ist anzuerkennen und als wahrer Fortschritt des französischen Bewußtseins zu loben, daß Victor Hugo die ernsten Gefahren dieser Zustände

und die nicht weniger bedenklichen Mängel des französischen Elementar-Schulwesens nicht geringe schätzt, sondern eine Erneuerung und humane Umgestaltung der Schule als erste Vorbedingung wirklicher demokratischer Erfolge nachdrücklich anerkennt. Hoffentlich findet der Gedanke einst, wenn die „Napoleonische Idee" ihr Füllhorn vollständig geleert haben wird, jenseits des Rheines wirksamere Vertreter als die Büreaukraten Guizot und Cousin und den Poeten Victor Hugo. Mit guten Wünschen und glänzenden Zukunftsphantasien ist der Letztere freilich freigebig genug. „Den Beamten des Fortschritts, den Arzt der Unwissenheit, den Priester der Idee" nennt er prophetisch am Schlusse jener Verwünschungen den französischen Zukunftslehrer, und auch in seinen Streitschriften gegen den Kaiser, so wie in den Misérables und in dem Buche über Shakespeare kommt er mehr als einmal würdig und eifrig auf den Gegenstand zurück. —

Vor und hinter jenen Schülererinnerungen in den Contemplations stehen Lieder der Liebe und des Naturgenusses, Bekenntnisse aus dem Seelenleben des jugendlichen, im Hochgefühl seiner Kraft sich wiegenden Dichters, sodann Schilderungen aus den ersten literarischen Kämpfen der romantischen Schule: das Meiste ächt französisch und voll anschaulichen, handgreiflich-wirklichen Lebens, weniger erfreulich oder gar zurückstoßend nur da, wo die altkluge Declamation der harmlosen gallischen Lebenslust und Eitelkeit einen philosophischen Mantel umzuhängen bemüht ist. Ganz reizende Nachklänge aus der besten Zeit des mit Recht gefeierten Lyrikers sind mehrere Nummern der unter

dem Titel „L'âme en fleur“ zusammengestellten Gedichte. Sie zeigen, daß V. Hugo's Lyrik denn doch keineswegs nur aus des Dichters unerreichter Herrschaft über die Sprache ihre Hülfsquellen zieht. Sinnengluth und ächte Herzensempfindung durchdringen sich in schönem Maaß und durch einen hineinfallenden Schatten männlicher Reflexion wird das glühende Licht der Bilder zu erfreulicher Wirkung gedämpft. So unter Anderm in dem schönen Gedichte: „Elle me dit un soir en souriant“, dessen eine, wohl keines Commentars bedürftige Strophe hier Platz finden möge:

„Nos coeurs battaient, l'extase m'étouffait,
Les fleurs du soir entr'ouvraient leurs corolles .....
Qu'avez-vous fait, arbres, de nos paroles?
De nos soupirs, arbres, qu'avez-vous fait?
C'est un destin bien triste que le nôtre,
Puisqu'un tel jour s'envole comme un autre!“

Auch die Lieder: „Si vous n'avez rien à me dire“ und „Mon bras pressait la taille frêle“ verdienen durch Reinheit der Stimmung und zarten, anmuthigen Wohlklang entschiedenes Lob. Daß neben der Liebe auch die Galanterie in diesen Jugenderinnerungen ihre Stelle findet, sind wir weit entfernt, dem französischen Dichter zum Vorwurfe zu machen. Ein bescheidenes Maaß ächter, aufrichtiger gallischer Lebenslust ist uns bei unseren liebenswürdigen Nachbarn immer erwünschter, als jene aufgeblasene und ungesunde Selbstanbetung, welche in den mystischen Verzückungen Châteaubriand's, Lamartine's und ihrer Jünger die alte, harmlose französische Leichtlebigkeit zu verdrängen bemüht ist und von der ja auch Victor Hugo

in älteren und neueren Dichtungen keineswegs immer sich frei hält, — man denke an Didier in Marion Delorme und an seine ganze poetische Sippschaft, von der beiläufig einer der langweiligsten Gesellen noch in den Misérables, wie ein Gespenst am hellen Tage, sein Wesen treibt. Hier, in den Contemplations, schlägt der Dichter gelegentlich Töne an, die an Béranger erinnern, wie z. B. in dem von 1831 datirten Liedchen: „Vieille chanson du jeune temps", einer hübschen, französischen Variation auf das kosmopolitische Thema der Heine'schen „blöden Jugendeselei". Der Dichter geht mit Rose durch einen frühlingsduftigen Wald:

„J'étais froid comme les marbres,
Je marchais à pas distraits.
Je parlais des fleurs, des arbres.
Son oeil semblait dire: Après?
Moi seize ans et l'air morose,
Elle vingt, ses yeux brillaient.
Les rossignols chantaient Rose,
Et les merles me sifflaient."

Allerliebst ist dann der Schluß:

„Je ne vis qu'elle était belle
Qu'en sortant des grands bois sourds.
Soit, n'y pensons plus, dit elle.
Depuis j'y pense toujours!"

Noch feuriger klingt die sprudelnde Lebenslust an in dem Stückchen: „Elle était déchaussée" und in der Schilderung: „La fête chez Thérèse". Doch verlangt die Gerechtigkeit die Anerkennung, daß Victor Hugo das wohlfeile Reizmittel sinnlich-lüsterner Schilderungen, im Gegensatz gegen die Mehrzahl seiner romantischen wie

klassischen Landsleute, nur selten anwendet. Sein neuester Roman, wie so viele seiner früheren Dichtungen, ist freilich keineswegs frei von jenem seltsamen Cultus der durch die sühnende Kraft der Liebe in Heldinnen und Heilige umgewandelten Sünderinnen, der nicht etwa erst seit dem Aufkommen der neufranzösischen Romantik, sondern schon seit den gefühlsseligen Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts in der gesammten neuen Literatur seine Triumphe feiert: die nur zu natürliche Kehrseite einer gegen die starre, lieblose Kirchenmoral sich auflehnenden Humanität. Die Fantine in den Misérables, eine von ihrem Liebhaber verlassene und durch alle Grade der Prostitution zur gefeierten Heldin aufsteigende Grisette, bezeichnet jedoch gegen Marion Delorme immerhin einen wesentlichen Fortschritt, insofern Mutterliebe und Pflichtgefühl hier als reinigende Gewalten an die Stelle der Leidenschaft treten. Und was dem Dichter noch mehr zur Ehre gereicht: Bei Schilderung der in einem französischen Roman einmal unvermeidlichen „freien Liebe" vergißt er über der anmuthigen Außenseite nicht den bitteren, giftigen Kern. Die hier einschlagenden Capitel des zweiten Theiles der Misérables gehören zu dem trefflichst Beobachteten und Wahrhaftigsten, was wir über den Gegenstand gelesen, und berühren mit fester Hand diesen Aussatz einer verfeinerten Cultur, welcher gegenwärtig nicht etwa nur in den großen Städten Frankreichs mehr und mehr die Blüthe des heranwachsenden Geschlechts gefährdet. Vier Pariser Studenten verabreden sich, in den Misérables, ihren Schönen eine lange versprochene „Ueberraschung" zu bereiten. Eine

vergnügte, vom Dichter in den reizendsten Farben à la Watteau gemalte Landpartie macht den Anfang. Zierliche Toiletten, hübsche Arme und Schultern, lustiges Geplauder, — Alles von dem feinen Duft einer ächten Pariser Studenten-Idylle durchhaucht. Aber dann kommt mit der Mittagshitze und dem Diner die Ermüdung, die Sättigung, in welcher die Masken sich lüften und die Zungen sich lösen. Die jungen, liebenswürdigen Naturschwärmer verwandeln sich in blasirte, herzlose Gecken; die Nymphen, Fantine ausgenommen, in eben so gemein-alberne als leichtfertige Frauenzimmer, und einen sehr pragmatischen Schluß giebt dem Ganzen dann der Brief, in welchem die wegen der „Ueberraschung" fortgegangenen Herren Studenten, als gebildete und wohlerzogene junge Leute, die sie natürlich sind, sich am Ende den wartenden Gefährtinnen ihres „Jugendrausches" empfehlen, — um zu ihren Eltern, zu „Pflicht und Ordnung" zurückzukehren.

Was die weiteren Mittheilungen der „Contemplations" anbetrifft, so gewinnen dieselben sichtlich an Bestimmtheit und Leben, je mehr der Dichter von den Erinnerungen aus seinem Genuß- und Gefühlsdasein denen seiner geistigen Kämpfe und Erfolge sich zuwendet. Daß hier viel Selbstanbetung mit unterläuft, darf nicht erst gesagt werden, doch fehlt es auch nicht an trefflich empfundenen und formvollendeten Zeugnissen aus dem Heiligthum einer reich begabten Dichterseele. In zum Herzen dringenden Lauten erzählt uns der Dichter (Contempl. I. p. 109) von seinem Liebesverkehr mit der Natur, von

seinen Zwiegesprächen mit Bäumen, Blumen und Vögeln, mit der gesammten, geheimnißvollen, für die Menge stummen Creatur. Er ist für die Blumen und Schönen des Waldes der verschwiegene, sichere Vertraute, und der lustige Schmetterling, der eben fröhlich eine halbnackte Blume zerzaust, läßt sich nicht stören, wenn der Dichter vorüber kommt. „Bist du dumm!“ sagt er zur Blume, die sich verstecken will, „er gehört ja zum Hause!“ An anderen Stellen weht der frische Odem der ernsteren, das Leben täglich verjüngenden Geistesarbeit in wahrheitskräftigen Erinnerungen und Schilderungen uns an, und mitten in die ersten jugendfreudigen Kämpfe der Romantik werden wir versetzt durch die an den Schatten André Chénier's, ihres Patrons, gerichteten Verse, so wie durch die aus den Jahren 1834 und 1835 datirten Antworten auf die Anklagen der Gegner. Der ganze, jetzt lange ausgefochtene Zwist mit den rechtgläubigen Jüngern Boileau's, namentlich der Kampf um das Bürgerrecht starker, plebejischer Worte in der guten dichterischen Gesellschaft zieht in voller Frische noch einmal an uns vorüber. Man merkt dem Dichter das gerechte Selbstgefühl an, mit welchem er sich dieser seiner unbestrittensten und wahrscheinlich dauerhaftesten Triumphe seiner reichen und wechselvollen Laufbahn erinnert. „Ich habe zu den „Nüstern“ schlechtweg Nase gesagt! Die „länglich goldige Frucht“ habe ich einfach Birne genannt und Vaugelas einen alten Esel. Zu den Worten sagte ich: Seid Republik! Seid der unermeßliche Ameisenhaufen und macht euch an's Werk! Glaubet, liebet und lebt! Alles hab' ich in Fluß gebracht

und grimmig gab ich den nobeln Vers den schwarzen Hunden der Prosa zur Speise!" — In diesen Worten haben wir wirklich die wesentlichsten und bleibenden Erfolge der Victor Hugo'schen poetischen Arbeit beisammen: Verjüngung, unendliche Bereicherung der dichterischen Sprache, Befreiung und geniale Umgestaltung des Verses, Vervielfältigung und Vertiefung der dichterischen Anschauungsweise durch liebevolles Versenken in die entlegensten Gebiete der Natur und der Kunst, die ganze Strahlenkrone des „Pair lyrique". Leider ist in den Contemplations neben dem Allen auch die schlimmste dichterische Unart seiner Zeit und seiner Schule mehr als billig vertreten: wir meinen die Neigung, mit selbstquälerischer Phantasie sich in die Nachtseiten der Gesellschaft einzuwühlen und dann mit ganz ungenügenden Kräften sich auf das Gebiet mehr oder weniger metaphysischer Träumereien zu wagen und deren verworrene, gestaltlose Ergebnisse schließlich mit beneidenswerthem Selbstgefühl als maaßgebend in Gebiete einzuführen, wo nur der scharfen Beobachtung, dem unbestechlichen Verstande und der ausdauernden Willenskraft Erfolge in Aussicht stehen. Man weiß in Frankreich viel von deutschen Schwärmern und Träumern zu erzählen und steckt gern alles Deutsche, was man nicht auf den ersten Anlauf versteht, in den großen, stets bereiten Sack mit der Aufschrift: „le vague" — und dennoch ist es eine gar leicht zu beweisende Thatsache, daß die französischen Dichter und Schriftsteller des letzten halben Jahrhunderts in dieser Richtung ihrem Publicum noch ganz andere Dinge zugemuthet haben,

als unsere verschrieensten Phantasten. Die Mysterien des Weltschmerzes finden in Châteaubriand, Lamartine, George Sand, Alfred de Musset ihre beredtesten Priester, und was die Neigung zu boden- und grenzenloser theosophischer und politisch-socialistischer Phantasterei angeht, so sind die wunderlichsten deutschen Grübler im Vergleich mit diesen Schriftstellern und mit Edgar Quinet, Lamennais u. s. w. beinahe trockne Realisten zu nennen. Daß neben dieser Ueberschwänglichkeit übrigens die Hingabe an die körperliche Erscheinung der Dinge sehr häufig gleichfalls übermäßig hervortritt, namentlich in grobsinnlichen, maaßlos breiten Beschreibungen, darin wird Niemand einen Widerspruch sehen, der es beobachtet hat, wie der Zusammenstoß unvermittelter Gegensätze stets nach beiden Seiten hin steigernd und überreizend zu wirken pflegt. Victor Hugo, bisher fast eben so sehr wie sein dramatischer Mitkämpfer Dumas in der realen Erscheinungswelt zu Hause, hat, wie seine Contemplations nur zu deutlich zeigen, sich jener krankhaften Geistesströmung keineswegs erwehren können. Auf die oben berührten lebendigen und anschaulichen Schilderungen folgt auch in der vorliegenden Sammlung ein trostloses Wühlen in den Nachtseiten der Gesellschaft. Die alte Klage über die ungleiche Vertheilung der Güter, über das Fortbestehen und Anwachsen der Armuth neben dem Reichthum, über die Herzlosigkeit der unbekannten Menge gegenüber dem Leide des Einzelnen wie ganzer Klassen, über das Verkümmern der Proletarier-Jugend in häuslichem Elende, auf den Straßen und in den Fabriken — alle diese Jammerlaute, mit welchen der persönliche

Glückseligkeits- und Erhaltungstrieb der Einzelnen die rastlose Arbeit der in's Ganze wirkenden Kräfte ebenso natürlich als vergeblich begleitet, finden in dem Nachtstücke „Mélancholie“ eine beredte Vertretung. Das Gedicht: „Chose vue un jour de printemps“ drängt das ganze Chaos dieser herzbeklemmenden Vorstellungen in die Schilderung einer Proletarierhütte zusammen: hungernde Kinder, kein Brot, kein Holz, wüthender Zank zwischen Vater und Mutter: Assassin! Prostituée! Und zu dem Allen scheint grausamer Weise die Frühlingssonne, die allerdings Nöthigeres zu thun hat, als vor dem Elende lüderlicher Menschen gleich dem Dichter weinend ihr Haupt zu verhüllen. Und von diesem Jammer über die Leiden des Ganzen (der beiläufig nur da dichterisch berechtigt ist, wo wir in die Entstehungsgeschichte des einzelnen, vorliegenden Falles eingeweiht worden sind) geht es im zweiten Theile der Contemplations mehr und mehr abwärts bis in die dunkelsten Tiefen selbstquälerischer Schwermuth, zum Theil anknüpfend an leise angedeutete Familienerfahrungen (und dann auch nicht ohne warme, zum Herzen sprechende Töne), sehr oft aber auch in gegenstandlosen Redeübungen weltschmerzlichen Inhalts, deren Analyse wir weder unseren Lesern noch uns selbst zumuthen mögen.

Es ist natürlich ein höchst günstiges Zeichen der unverwüstlichen geistigen Lebenskraft des Dichters, daß er diesem Cultus des eigenen, großen, zerrissenen Herzens noch rechtzeitig hat Halt gebieten können, um in männlichem Aufraffen sich noch einmal in künstlerischer Gestaltung seiner gesammten Ueberzeugungen und Lebensresultate

zu versuchen. Daß diese Leistungen, die Légende des Siècles und die Misérables, unbeschadet der epischen Form sehr subjectiven Inhalts sind und die altgewohnte lyrische Farbenpracht vielfach zur Schau tragen, versteht sich bei Victor Hugo von selbst. Es mag hinzugesetzt werden, daß sie dabei die Vorrechte der epischen Breite und — des redseligen Alters bis an die äußerste Grenze des Möglichen ausnutzen. Dennoch kommt ihnen der Boden der Wirklichkeit, auf dem sie wenigstens zum Theil ruhen, sehr wesentlich zu Gute. Eine nicht zu unterschätzende Wärme des sittlichen Gefühls weht uns dabei überall wohlthuend an, und die Erwägung, daß der Dichter vielfach im Namen und im Sinne einer Partei spricht, wenn auch immerhin mit weitester poetischer Freiheit, nimmt außerdem einen höheren Grad von Aufmerksamkeit für den Spiegel in Anspruch, aus welchem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des französischen Volkes uns hier im Brillantfeuer entgegenglänzt. Wir beginnen mit einem kurzen Rückblick auf den unverhüllten und leidenschaftlichen Gegensatz gegen das neue Napoleonische Frankreich, unter dessen Einfluß diese Weltanschauung sich wesentlich gestaltet hat. Sodann wird eine Wanderung durch die Légende des Siècles und durch die zehn Bände der Misérables uns über die von dem Dichter erreichte Stufe epischer Kunstvollendung so wie über die durch ihn vertretenen geschichtlichen, rechtlichen und politischen Vorstellungen Auskunft gewähren.

Victor Hugo's Angriffe gegen den Kaiser, sein Napoléon le Petit und die noch saftigeren Châtimens, sind

nach ihrem ersten Aufblitzen verhältnißmäßig schnell in Vergessenheit gerathen. Theils hat der Kaiser dafür gesorgt, weniger durch seine Preßpolizei als durch die geschickte und vorsichtige Ausnutzung seines Sieges, theils der Verfasser selbst, durch die unschöne Maaßlosigkeit seines Angriffs. Wir unsererseits sind weit entfernt, dieselbe vom ästhetischen Standpunkte oder auch nur von dem der Parteitaktik rechtfertigen zu wollen. Das Bild des „Schweines, welches sich auf der Löwenhaut wälzt," scheint uns das Verhältniß der beiden Napoleone nicht ganz zu erschöpfen, und wir dürfen kaum mehr an den großen Schriftsteller, sondern nur an den auf's Aeußerste gebrachten, verbannten Parteimann denken, wenn wir lesen: „Dieser Mann (Napoleon) kommt vom Schindanger, aus der Morgue; dieser Mensch hat dampfende Hände, wie ein Metzger, er kratzt sich damit hinter dem Ohre, lächelt und erfindet Wörter, wie einst Julie d'Angennes. Er vermählt den Geist des Hôtel de Rambouillet mit dem Geruch von Montfaucon. Das ist selten. Wir werden Beide für ihn stimmen, nicht wahr, Herr von Montalembert?" — Auch die politische und staatsrechtliche Anschauung der Sachlage zeichnet sich durch strenge Folgerichtigkeit und historischen Scharfblick nicht sonderlich aus. Der Mann des 2. December hat die von Victor Hugo mit Vorliebe als Waffe gegen ihn gebrauchte Vergleichung mit dem Czaar Nicolaus bald genug zu seinen Gunsten gewandt und wird gegenwärtig nicht ohne Genugthuung lesen, wie sein Gegner ihn immer nur „als liliputisches Hampelmännchen" dem „nordischen Koloß" gegenüber stellt. „Das

Hampelmännchen“ ist im orientalischen und italienischen Kriege, so wie unter der staatsmännischen Arbeit der letzten Friedensjahre einigermaaßen gewachsen und darf sich wegen etwaiger boshafter Bemerkungen der Zuschauer über seine staatsmännische Taille vorläufig beruhigen. Auch die sehr bitteren Ausführungen Victor Hugo's über das welthistorische Rechenexempel der 7,500,000 Stimmen sind viel mehr glänzend als überzeugend, sonderlich im Munde eines Mannes, der im allgemeinen Stimmrechte trotz dem eifrigsten Bonapartisten den Stein der Weisen verehrt. Es klingt schlagend, und die Betheiligten werden es sich nicht eben an den Spiegel stecken, was Victor Hugo über die Abstimmung bemerkt: „Wer hat gezählt? Baroche. Wer hat gesondert? Rouher. Wer hat die Controle geführt? Piétri. Wer hat zusammengezählt? Maupas. Wer hat die Richtigkeit bescheinigt? Troplong. Wer hat die Wahl verkündigt? Napoleon. Das heißt: Die Gemeinheit hat gezählt, die Plattheit hat gesondert, die Spitzbüberei hat die Controle geführt, die Fälschung hat zusammengezählt, die Käuflichkeit hat die Aechtheit bescheinigt und die Lüge hat die Wahl verkündigt.“ — Auch in dem Bilde von den Räubern, welche die Postkutsche plündern und sich dann von den Passagieren ein Attest über gute Behandlung erbitten, liegt manches Wahre, doch ist es weit entfernt, allen Seiten der Frage gerecht zu werden. Victor Hugo vergißt bei diesen Vorwürfen, die freilich das ganze Europa seiner Zeit mit ihm erhoben hat, daß die Republik gerade durch das gepriesene allgemeine Stimmrecht schon am 10. December 1848 unzweideutig verurtheilt worden war,

als das souveräne Volk ihr den Prätendenten Louis Napoleon in offenbarem Hohne zum Hüter setzte. Ebenso werden bei Aufzählung der „ehrlichen Bonapartisten", neben den „Beamten, den Schafsköpfen, den vermögenden Voltairianern, den Industriellen und Römlingen" die Millionen französischer Bauern fortgelassen, deren monarchischer Instinct durch Ledru Rollin's thörichte republikanische Reiseprediger und durch die Zuschlagsteuer aus seiner trägen Ruhe geweckt worden war. Auch übersieht der Verfasser, daß die Nationalversammlung selbst nur eine republikanische Minderheit enthielt, daß sie darum die öffentlich betriebenen Vorbereitungen zum Staatsstreich nicht hemmte und daß sie nicht etwa aus Liebe zur Freiheit, sondern größtentheils mit sehr unrepublikanischen Hintergedanken die gesetzliche Wiederwahl des Präsidenten abgeschnitten hat. Aus allen diesen Gründen wird es denn auch wenig Politiker in Frankreich geben, welche die rosenfarbigen Phantasien Victor Hugo's über die 1852 bevorgestandenen Dinge theilen möchten, und es kann schließlich nicht verhehlt werden, daß des Verfassers beste Gründe sich im Munde eines bewährten, ehrlichen Legitimisten jedenfalls natürlicher und besser ausnehmen würden, als in dem eines Anbeters der Revolution und eines gläubigen Verehrers des allgemeinen Stimmrechts. Alle diese Einwände können und sollen jedoch dem berühmten Pamphlet seine hervorragende Stelle in der politischen Literatur unserer und aller Zeiten keineswegs nehmen. Die Schilderung der Unthaten des vierten December, des Gemetzels auf den Boulevards, dieser Behandlung einer hochgebildeten

und heldenmüthigen Nation vermittelst eines Sturzbades kalten Entsetzens, ist von wunderbarer Kraft. Der dichterische Geschichtschreiber hat sie in unvergänglichen Zügen hingestellt, eine eherne, furchtbare Warnungstafel für alle Völker, welche sich zu sicher fühlen im bequemen Vertrauen auf theoretisch verbrieftes und beschworenes Recht, einen Gegenstand ernstesten Nachdenkens, namentlich für Alle, welche berufen sind, auf die Entwickelung des in den großen Festlandmonarchien bestehenden Heerwesens einen Einfluß auszuüben. Das Schlimmste bei der Sache ist nicht sowohl das vergossene Blut, als die wahrhaft versteinernde Wirkung der frechen, ganz rücksichtslosen Gewaltthat auf die Stimmung einer zahlreichen, um ihres Ehrgefühls und ihres Muthes willen sonst so hoch gerühmten Bevölkerung. Es ist ohne Frage etwas Wahres an dem Worte Victor Hugo's, „daß ein guter Theil der geistigen Uebermacht des Kaisers in seiner völligen und unbedingten Unzugänglichkeit für Erwägungen des Privatrechts, des im gewöhnlichen Leben so genannten Gewissens ist.“ Wenn wir im bellum gallicum, dem Lieblingsbuche des Kaisers, lesen, wie Caesar ganz gelassen selbst in ein paar Worten erzählt, er habe 30,000 in Uxellodonum gefangenen Galliern die Hände abhauen lassen, ihnen aber das Leben geschenkt, „quo testatior esset poena improborum“, so schaudern wir, wie vor einem Wesen aus einer fremden, uns unverständlichen Welt. Nun, seit den Ereignissen des 4. December 1851 und unter dem Zauber ihres noch heute dauernden Erfolges haben wir alle Ursache, in unseren Urtheilen über die heidnische Barbarei der Alten vorsichtig

zu sein. Die zusammenkartätschten Spaziergänger, die in den Sälen und Kellern der Restaurationen abgeschlachteten Gäste, die Orgien der betrunkenen Soldateska in den blutbefleckten Straßen, dann die Todtenschau des nächsten Tages, die Verwandten der Gemordeten, auf dem Kirchhofe die Ihrigen aus den halb verscharrten, nur mit den Köpfen und Füßen hervorsteckenden Leichen heraussuchend: diese ganze Reihe von Trophäen, unter welchen die Napoleonische Idee, angejubelt von der gesammten europäischen Ordnungspartei, ihren Einzug in die „Hauptstadt unserer Cultur" hielt, ist von unserem schnelllebenden Geschlechte viel früher vergessen worden, als es gut ist. Nicht nur in Frankreich bewährt sich ja jene dämonische Gewalt des Erfolges, deren Wirkungen V. Hugo's Pamphlet so meisterhaft schildert; nicht nur in Frankreich giebt es ganze Klassen, welche, diesseits oder jenseits des staatsbürgerlichen Rechtsgefühls, in bewußtloser Beschränktheit oder in verhärteter Selbstsucht, ihre Masse oder ihre Ränke der Culturarbeit in den Weg werfen. Und unserer vollen Theilnahme endlich ist der Wortführer der französischen Verbannten gewiß, wenn er in feurigstem Redeschwunge das edelste Opfer des Bonapartismus beklagt: wir meinen die Freiheit der von der Tribüne im Palais Bourbon einst so weit und so hell über die Völker hinleuchtenden französischen Beredsamkeit. Wohl hat der Gedanke des Rechts und ernster, verfassungsmäßiger Freiheit seitdem ein uns noch näher am Herzen liegendes Asyl im Sitzungssaale unserer eigenen Vertreter gefunden, und was er da geleistet und zu leisten fortfährt, läßt uns die

selbstgefälligen Uebertreibungen des allerdings in seinem Liebsten verletzten Franzosen etwas seltsam erscheinen. Nicht ohne Lächeln lesen wir heute, daß die englische und die französische Rednerbühne sich in die Welt getheilt haben, um, die eine über die Geschäfte, die andere über die Ideen zu herrschen. Aber doch thäten wir Unrecht, zu vergessen, daß noch vor fünfundzwanzig Jahren unsere gesammte Publicistik bei Guizot und Thiers, andererseits bei Berryer und Montalembert zu Gaste ging, daß noch kein Menschenalter verflossen ist, seit der Muth und die Begeisterung der Vorkämpfer des deutschen Constitutionalismus sich an dem Pariser Centralfeuer entzündete. Grund genug, daß wir mit Victor Hugo wünschen, es möge ihm und uns vergönnt sein, den Tag zu erleben, an welchem die Flamme auf dem wüst gelegten und besudelten Altare sich wieder entzünden wird. Derselbe wird schwerlich, so wagen wir zu vermuthen, ein Tag unbedingten Triumphes für die Zukunftsideale des Dichters und seiner republikanischen Freunde sein. Die frei gewordene Untersuchung wird ihre Schneide auch gegen sie kehren und einigen ihrer Lieblingsvorstellungen vielleicht nachhaltigeren Abbruch thun als das ganze Rüstzeug des Bonapartismus. Aber wir trauen Vielen unter ihnen die Fähigkeit und den Willen zu, von den Ereignissen zu lernen, jene Fähigkeit, welche nur den mit einer absterbenden Vergangenheit verwachsenen Parteien abzugehen pflegt, und damit kann sich auch für die französische äußerste Linke immerhin noch eine Zukunft gestalten.

Doch wir berühren hier vorgreifend ein Gebiet, auf welchem wir uns für den Augenblick noch nicht festsetzen möchten. Das politische und sociale Glaubensbekenntniß Victor Hugo's, als eines an den Kämpfen der Zeit doch wesentlich mit dichterischem Schaffen sich betheiligenden Künstlers, darf billigerweise nicht ohne Weiteres den Aussprüchen einer vor eilf Jahren, unter dem Eindrucke einer furchtbaren Krisis veröffentlichten Parteischrift entnommen werden. Eine eindringende Beurtheilung des Mannes wird sich vielmehr der Pflicht nicht entziehen dürfen, dasselbe sorgsam an der Gesammthaltung seiner neuesten Werke zu prüfen, und so versuchen wir denn zunächst, in der labyrinthischen Anlage und den bunten Stoffmassen der Légende des Siècles und der Misérables uns zurecht zu finden.

Vergleichen wir Inhalt und Plan des zehnbändigen Romans mit dem des zweibändigen epischen Bruchstücks, so irren wir schwerlich, wenn wir in der Herausgabe des ersteren einen thatsächlichen Verzicht auf die Vollendung des letzteren sehen. Der Roman entwickelt eben in der Seelengeschichte eines einzelnen symbolischen Menschen, umgeben von einer bunten Reihe zeitgenössischer Schilderungen und mit der unbegrenzten Freiheit des schaffenden Dichters, was das Epos, im Kampf mit den Massen der von den Jahrhunderten aufgespeicherten Geschichten und Sachen vergeblich zu gestalten versuchte. Der Held beider Gedichte ist im Grunde derselbe: die aus den Banden des dumpfen Triebes zu sittlicher Freiheit sich emporringende Menschenseele. Das eine Gedicht wie das andere

ist ein rühmlicher und feierlicher Protest gegen den verbitterten Pessimismus, diese schlimmste Gefahr unterliegender Parteien. Beide weisen sie auf die Stetigkeit des Fortschrittes hin in dem hin- und herfluthenden Chaos der Interessenkämpfe, auf die dauernden, unverlierbaren Siege der in der Gattung sich fortentwickelnden Vernunft über die Leidenschaft, welche zwar, als eine Elementarkraft, in jedem Einzelnen sich täglich erneuert, aber heute nicht stärker ist, als am Beginn der Geschichte. Beide endlich nöthigen uns Zustimmung ab, insofern sie den sittlichen Fortschritt nirgends von dem geistigen trennen, insofern der Verfasser, mit einer für einen Franzosen rühmlichen Anstrengung danach trachtet, nicht dem Glänzendsten, sondern dem Besten den Lorbeer zu reichen.

Indem nun die Légende des Siècles sich anschickt, in Verfolgung dieses Gedankens gleichsam die Seele der gesammten Weltgeschichte mit einem poetischen Leibe zu umkleiden, wagt sie, wie leicht ersichtlich, das Unmögliche und muß noch weit mehr Bruchstück bleiben, als das deutsche Weltdrama des Faust, welches doch nur darauf ausgeht, die maaßgebenden Kräfte und Gegensätze des Ganzen in einem noch immer überschaubaren Rahmen, in dem Mikrokosmus des Einzelwesens, zur dichterischen Anschauung zu bringen. Der französische Dichter ist, wie natürlich, über einzelne culturhistorische Schildereien und Phantasien, aus alter und neuer Zeit, nicht hinausgekommen, und wofern ihm die Gabe der Selbstkritik nicht versagt ist, wird er es hoffentlich bei diesem Versuche bewenden lassen, und die ihm bleibende Kraft nicht etwa an der

Vollendung der Légende, oder gar an deren angekündigten Complementen verschwenden. Es geht in der „Sage der Jahrhunderte“ schon überschwenglich genug her, und Niemand wird begierig sein, Victor Hugo's Unerschöpflichkeit in Gleichnissen und traumhaften Phantasiegebilden auch noch an Stoffen wie „la Fin de Satan“ und „Dieu“ sich erproben zu sehen. Was die Form der vorliegenden Bruchstücke anbetrifft, so erinnern ihre kühnen und freien, hochromantischen Alexandriner weit mehr an Freiligrath's „Wüstenroß aus Alexandria“ als an das elegante Schulpferd aus Boileau's Reitbahn. Die „Contemplations“ werden hier durch den Reichthum der Bilder, durch die Kühnheit der Satzwendungen, durch die Mannichfaltigkeit des Rhythmus weit überboten. Die Reichhaltigkeit und Buntfarbigkeit des aufgewendeten Wörterschatzes erinnert an die übermüthigen Herausforderungen, welche Victor Hugo in den Tagen seines aufgehenden Gestirnes den Akademikern entgegen schleuderte. Natürlich fehlt es da nicht an überraschenden Effecten, an glänzenden, geschickt geordneten Antithesen. So schließt die Geschichte der Auferweckung des Lazarus fein und wirkungsvoll mit dem kurz hingeworfenen Worte der Priester,

„Ils dirent: Il est temps de le faire mourir!“

St. Johannes der Evangelist drückt sich kräftig und geistreich genug aus, als der Kalif Omar (nach der arabischen Sage) ihm eine weitschattende Ceder auf seinen sonnendurchglühten, kahlen Felsen zauberte. „Nouveaux venus, laissez la nature tranquille!“ ruft der überlebende Veteran

der Apostel, der „Jünger, welcher nicht stirbt," den vorwitzigen mohamedanischen Emporkömmlingen zu. Höchst wirkungsvoll ist auch die Schilderung Philipp's II., der in den einsamen Sälen seines Palastes auf- und abgehend die Erfolge seiner eben unter Segel gegangenen Armada sich ausmalt:

„Son ombre aux feux du soir s'allonge,
Son pas funèbre est lent comme un glas de beffroi,
Et c'est la Mort, à moins que ce ne soit le Roi."

Und dann, einen Schritt weiter, wo von dem geheimnißvollen, dämonischen Einfluß des königlichen Spions auf den ungeheuren Kreis seiner Wirksamkeit die Rede ist:

„Ceux, auxquels il pensait, disaient: „Nous étouffons;"
Et les peuples, d'un bout à l'autre de l'empire
Tremblaient, sentant sur eux ces deux yeux fixes luire."

Leider stellt daneben, zugleich mit den unverkennbaren Einwirkungen des redseligen Alters, ein Rückfall in die auffallendsten Jugendfehler des Dichters sich ein. Die erlaubte epische Breite steigert sich oft zu ganz unerträglicher Geschwätzigkeit. Es ist häufig, als würde die Schleuse eines aufgestauten Beckens voll von synonymen Redensarten gezogen. Wo der Dichter sich der unschuldigen Wendung bedient, er habe zwei oder drei Worte über eine Nebensache zu bemerken, da fährt sicherlich auch dem abgehärtetsten Romanleser, der ihn erst einmal kennt, ein jäher Schreck durch die Glieder, — denn ohne eine declamirende Episode von ein- bis zweihundert Seiten geht es dann so leicht nicht ab. Doch gegen diesen Fehler wehrt sich der nicht zu literarhistorischen Studien verpflichtete Leser am Ende durch passiven Widerstand seiner

Haut. Schlimmer, weil nicht so leicht aus dem aufgetragenen Gerichte zu sondern, sind die zahlreichen Rückfälle in die ungeheuerliche Bilderverschwendung und den rohen Materialismus der romantischen Sturm- und Drangjahre, wobei natürlich ein häufiger Umschlag der himmelanstrebenden Kraftsprache in ganz unglaubliche Trivialitäten nicht ausbleiben kann. So wird uns in der Schilderung des Paradieses vor dem Sündenfall ganz pathetisch vordeclamirt: nur das Gebrüll des Tigers sei damals noch sanfter und lieblicher gewesen, als der von den Engeln mit Entzücken belauschte Gesang der Vögel. Die köstliche Ruhe der üppigen Sommernacht, in welcher Ruth sich zu den Füßen des Boas lagert, wird in der pikanten Wendung geschildert:

„Une immense bonté tombait du firmament.
C'était l'heure tranquille où les lions vont boire!" —

Von einem Raubritter, den Roland zusammenhieb, wird erzählt: „daß seine Seele heulte!" In einer poetisch geschilderten Reihe von Städten figurirt Neapel mit dem gewiß sehr malerischen Zusatz: „Naples, où le mont Vésuve est fort considéré!!" — Unter den zahlreichen, hier in pompösen Alexandrinern einherschreitenden Jugenderinnerungen an „Han d'Islande" haben wir die famose Stelle begrüßt, wo der Dichter sich mit dem Charakter und den Thaten des nobelsten der vier Löwen in Daniel's Löwengrube beschäftigt. Es ist „der Löwe des Meeres". Als dieses ritterliche Ungethüm einst seine tragische Laune hatte, bezähmte es sich zum Frühstücke die Stadt Gur, mit Mauern, Thürmen, Thoren und allem

Zubehör an Häusern und Menschen. Nur — einen Baum und ein paar Mauertrümmer ließ er zurück. Und nun geht er blasirt und gähnend in der Löwengrube einher, von „diesem stillen Leben" gründlich gelangweilt, unterläßt aber nicht, dem eintretenden Daniel, als eine „wohlerzogene, chevalereske Bestie", die er ist, die Honneurs zu machen. Wir erlauben uns, die Scene als Titel-Vignette in Vorschlag zu bringen, und darüber etwa den symbolischen Hahn, in dessen Gestalt (comme un coq dans les ténèbres) der Dichter, am Ende des zweiten Theiles, „in düsterer Nacht" die Trompete des jüngsten Gerichtes betrachtet.

Das ist nun ein ziemlich langes, und beim besten Willen nicht zu umgehendes, poetisches Sündenregister, — und dennoch glauben wir es dem Dichter schuldig zu sein, einen aufmerksamen Besuch in seiner seltsamen und bunten, hier aufgestellten Bildergallerie zu machen: denn dieselbe enthält unter wunderlichem Trödel ächte Kunstgebilde und noch mehr des Charakteristischen, bei dessen Betrachtung das Studium französischer Dinge und Zustände keineswegs leer ausgeht. Am schwächsten freilich sind die zuerst uns begegnenden biblischen und antiken Darstellungen des ersten Bandes. Sie lassen den leitenden Gedanken kaum hie und da erkennen und sind weit entfernt, durch schöne Abrundung der Ausführung diesen Mangel zu ersetzen. Eine Schilderung des Paradieses, im altherkömmlichen Stil der Sagen vom goldenen Weltalter, also ganz außer Zusammenhang mit dem humanen Fortschrittsgedanken des Werkes, dann eine ziemlich unzarte Verherrlichung

der ersten Schwangerschaft Eva's (le Sacre de la Femme), Kain, von seinem Gewissen durch die Länder gejagt, die mohamedanische Sage vom Wettkampfe des Iblis mit Gott, wobei der Böse aus der ihm freigebig gewährten Quintessenz der ganzen Schöpfung nur die Spinne zu Wege bringt, worauf Gott durch einen Blick seines Auges die Spinne zur Sonne verklärt: dann Daniel in der Löwengrube, Boas und Ruth, in sehr französisch-schlüpfrigem Stil, Bileam's Esel (Dieu invisible au philosophe!!), Christus und Lazarus, der Löwe des Androklus, Mohamed's letzte Predigt, endlich die Legende von Johannes auf Patmos und der Ceder — wir wären in der That begierig, den Dichter gerade diese Auswahl vor dem feierlich angekündigten Plane seines Werkes rechtfertigen zu hören. Am wirksamsten von dem Allen ist noch die Schilderung des, von dem Auge des Gewissens bis in den siebenfachen ehernen Thurm, bis unter die Erde verfolgten Kain. Man denkt dabei unwillkürlich an die besten Stellen „Napoleon's des Kleinen". Der „Verfall Roms" wird nicht sowohl geschildert, als in einem überwältigenden Wortschwall angekündigt, und die ganze Einführung des „Löwen des Androklus" erweist sich als Vorbereitung der ziemlich billigen Antithese:

„Et l'homme étant le monstre, ô lion, tu fus l'homme!"

Dagegen gewinnen die Schilderungen sichtlich an Leben und Farbe, in dem Maaße, als der Dichter dem Heimathlande und der Geburtszeit des romantischen Geistes sich nähert. Das Ritterthum und seine Poesie erfaßt er, wie man sich denken kann, nicht sowohl von der Seite des

Gemüths, als von der der Phantasie und des sinnlich-übersprudelnden Lebens, und damit scheint er uns dem wirklichen Inhalte desselben näher zu kommen, als die sentimentale Auffassungsweise der „christlich-germanischen“ Romantik — wobei es sich übrigens von selbst versteht, und dem Dichter auch nicht zum Vorwurfe gereichen kann, daß er weniger die realistische Prosa des Ritterthums, als dessen Ideale uns ausmalt, wie denn auch kein Kenner französischer Menschen und Dinge sich verwundern wird, die celtische, großsprecherische Cavalierphantasie hier mit vollem Behagen ihren Flug nehmen zu sehen. Man glaubt oft einen Fähndrich oder Studenten nach ihrem ersten Duell zu hören, oder einen Dumas'schen Romanhelden, oder — den ersten, besten französischen „Philosophen“, der, vielleicht gerade von einem internationalen Friedenscongresse zurückkehrend, durch irgend einen Zufall auf französische Kriegsthaten zu sprechen kommt. Man sieht eben: kein Zufall hat den Ehrencodex des Ritterthums auf gallischem Boden entstehen lassen. An der Schwelle des gallischen Geschichtstempels erhebt sich die ächte Rittergestalt jenes Vercingetorix, der in großmüthigem Entschluß sich und die letzten Freiheitshoffnungen seines Landes hinopfert, um das Leben der mit ihm eingeschlossenen Kameraden zu retten. Und was er wie ein Held beschlossen, führt er nicht nur aus, sondern er setzt es auch geschickt und glänzend in Scene. In vollem Waffenschmuck, auf seinem besten Rosse, umreitet er, Angesichts der beiden in Parade aufgestellten Heere, dreimal das Tribunal des Imperators und bietet sich dann mit großartigem

Anstande den Fesseln dar. Nun gebe man diesem altgallischen Helden einen Zusatz von germanischem, individuellem Unabhängigkeitssinn und unbändiger, physischer Kampfeslust und von christlicher Mystik — und der Paladin des französischen Ritterepos wie der Victor Hugo'schen „Legende" ist in seinen Hauptzügen beisammen. Mit Liebe und Behagen läßt der Dichter das ritterliche Ideal seines Volkes sich vor unseren Augen in riesigen Dimensionen gestalten. Roland und Olivier, die Paladine Karl's des Großen, eröffnen die Reihe (le Mariage de Roland). Ohne weiteren ersichtlichen Grund als ihre noble Passion für das Handwerk pauken die Helden fünf Tage und fünf Nächte in einem Zuge aufeinander los. Dazwischen wird nur ein Paarmal der Schweiß abgewischt und ein kameradschaftlicher Schluck getrunken. Als die Schwerter verbraucht sind, werden sie durch ausgerissene Bäume, eine Eiche und eine Ulme, ersetzt, und die Arbeit geht unverdrossen weiter, bis Olivier, „der Held mit den Taubenaugen", endlich einen vernünftigen Einfall hat:

> „Roland, nous n'en finirons point;
> Nous lutterons ainsi que lions et panthères.
> Ne vaudrait-il pas mieux que nous devinssions frères?
> Ecoute, j'ai ma soeur, la belle Aude aux bras blancs,
> Epouse-la."
> „Pardieu! je veux bien, dit Roland.
> Et maintenant buvons: car l'affaire était chaude.
> C'est ainsi que Roland épousa la belle Aude."

Da hätten wir die Grundzüge des Ritterthums, wenn auch in etwas grell französischer Farbenmischung, und es folgen nun poetische Bilder der feudalen Gesellschaft.

Wie hier Kühnheit, Kriegsglück und Anhänglichkeit an den Lehnsherrn die Grundlage des Emporkommens bilden, zeigt die Geschichte der Einnahme von Narbonne durch Aymerillot, den Kämpen des großen Karl, und daneben preist die dem großen Cid von Vivar gewidmete Legende die patriarchalischen Tugenden der alten guten Zeit, welche Pietät, Unterthanentreue und Mannesstolz sich im Ideal des ritterlichen Kriegers vereinigt vorstellte. Der Cid steht im Hofe der väterlichen Burg und putzt eifrig ein Pferd. Erstaunt, ihn so zu finden, hält der Araber-Scheik Jahias ihm eine schwülstige Anrede über die sonst von ihm entfaltete Pracht und Herrlichkeit, worauf der Cid gelassen entgegnet: „Ja, damals war ich nur bei'm Könige, jetzt bin ich bei meinem Vater!“ — Aber auch die düsteren Farben des Bildes läßt Victor Hugo nicht fort. In den Stücken „le Jour des Rois“ und „Ratbert“ erhebt er eine beredte, nur leider wieder entsetzlich wortreiche Anklage gegen die schlimme Kehrseite der feudalen Romantik. Es fehlt da nicht an wollüstig ausgemalten Schauerscenen. Spanien und Italien sind die Schauplätze der Handlung. Dort das Fehdesystem in seiner barbarischen Nacktheit, eine Kette scheußlicher Gewaltthaten, an deren Ende schließlich der verworfene, die Raub- und Herrschlust nicht reizende Bettler gegenüber den Gewaltherrschern als der einzige Freie und Gesicherte erscheint: auf der anderen Seite, in Italien, der gewaltthätige Feudalismus in seiner Verbindung mit byzantinischen Sitten und Priestertrug, eine doppelt und dreifach schwere Geißel der Menschheit. Und über diesem Chaos

erheben sich dann (in den Stücken le petit Roi de Galice und Eviradnus) die Paladine, die irrenden Ritter der Sage, als Verkörperung des ritterlichen Ideals. „Sie flammten auf, wie urplötzliche Blitze. In einer Zeit der Unterdrückung, der Trauer, der Schande, da die Nichtswürdigkeit ihren Hochmuth zur Schau trug, waren sie die Gespenster der Ehre, des Rechts. Wehe dem, der Unrecht that! Einer dieser Arme tauchte aus dem Dunkel auf, mit dem Ruf: Du mußt sterben! Das Volk erbebte vor diesen einsamen Träumern, diesen düsteren Reitern, diesen ewigen Wallern. Wo ihr riesiger Schatten sich erhob, fühlte man das Grausen der unbekannten Ferne; hinter ihnen zog der Tod einher; aus den Nüstern ihrer Rosse schnob es hervor wie das Brausen des Meeres, das Rauschen des Waldes!" — Man mag diese Schilderung gelten lassen, wenn sie eben nur die Träumereien der Trouvères, nicht wirkliche Vorgänge zum Gegenstande hat. Die dann folgenden einzelnen Abenteuer führen uns, was Ungeheuerlichkeit der Formen und Farben und Traumhaftigkeit der Gestalten anbetrifft, recht mitten in den Urwald der alten Romantik. Doch fehlt es neben argen Geschmacklosigkeiten der sich überstürzenden Rhetorik nicht an gut erfundenen Stellen. Zuerst kämpft Roland im wilden, asturischen Gebirge, natürlich allein, gegen etliche hundert Raub- und Mordgesellen. Die letzteren halten dabei allerlei witzige Klopffechterreden, und werden dann, wie es sich gebührt, immer sieben auf Einen Streich erschlagen. Ein noch viel schöneres Stück spielt auf dem Schlosse „Corbus" in der Lausitz. Es fehlt da kein

Zubehör des ächten Ritterstücks: das verwünschte Schloß im dunklen Walde, der Ahnensaal mit Reihen eiserner Rosse und Männer, die Fallthür über dem Abgrund, zahlreiche Gespenster, eine reizende Prinzessin, ruchlose Verfolger derselben und ein ritterlicher, rettender Held — Alles ist wohl assortirt, und die gewiegteste Abonnentin kleinstädtischer, für alt angekaufter Leihbibliotheken könnte höchstens an dem ehrwürdigen Alter des Paladins und an dem dadurch bedingten Ausbleiben der richtigen Pointe einigen Anstoß nehmen. Daß übrigens kein Geringerer, als der Kaiser Sigismund von Deutschland auf dem Schlosse „Corbus" als feiger Mörder überrascht und ritterlich erlegt wird — über diese kleine Freiheit wollen wir mit dem Dichter nicht rechten, denn „nicht die Erdichtung", sondern nur die „Fälschung der Geschichte" hat er zu meiden versprochen. Er dürfte von diesem Standpunkte aus mehr Mühe haben, seine Einleitung zur Legende des sechszehnten Jahrhunderts gegen eine hinter Worten und Bildern den Gedanken aufsuchende Kritik zu vertheidigen. Das Stück führt die Aufschrift „Renaissance, Paganisme", sucht also wohl das Verhältniß der wieder auflebenden antiken Studien und ihrer Resultate zur Antike selbst wie zur neueren Bildung dichterisch zu symbolisiren. Es erzählt uns von einem Satyr, der am Fuße des Olympus sein Wesen treibt

> tenant à l'affût les douze ou quinze sens
> qu'un faune peut braguer sur les plaisirs passans.

Endlich nimmt Hercules den Burschen, der sich gar zu unnütz macht, bei'm Ohre und schleppt ihn in den Olymp.

Dort verliebt sich der Unhold so schnell als möglich in Venus, fordert sie in voller Versammlung ganz gemüthlich auf, mit ihm bei Seite zu gehen und ergießt sich dann in tiefsinnigen Gesängen und Reden, in welchen er schließlich den zuhörenden Göttern ihr eigenes Dasein in's Gesicht leugnet und das Dogma der sich selbst ewig erzeugenden und sich selbst genügenden Welt verkündet. „Alles Uebel komme von der Gestalt der Götter her; Finsterniß entstehe so aus dem Strahlenden. Warum die Gestalt über das Wesen setzen? In der Klarheit des Aethers sei kein Platz für eine Herrschergewalt!“ Dann verlangt er „Raum für das unendliche Gedränge der dunklen und der blauenden Himmel, der Mittage, Morgenröthen und Abende. Platz für das heilige Atom, mag es brennen oder mag es rauschen! Platz für das Ausstrahlen der Weltseele! Ein König — das bedeute den Krieg. Ein Gott — das bedeute die Nacht. Freiheit wollen wir, Leben und — Glauben (foi), auf den Trümmern des zerstörten Dogmas.“ „Ueberall Licht! Ueberall Genius! Alles wird sich in Liebe verstehen, denn Alles ist Harmonie.“

„Place à Tout! Je suis Pan! Jupiter, à genoux!“

Daß Victor Hugo das Jahrhundert Raphael's, Michel Angelo's, Tasso's, Shakespeare's und Luther's mit diesem Glaubensbekenntnisse habe einführen wollen, trauen wir selbst seiner poetischen Geschichtsbehandlung nicht recht zu. Eher ist es glaublich, daß er den Standpunkt der französischen, socialistischen Republikaner als den der für ihn natürlich maaßgebenden Vertreter unseres Jahrhunderts

im Auge hat, so daß die seltsame Allegorie den „Fortschritt“ von dem beschränkten Schönheitscultus der Renaissance zu der „Geistesfreiheit“ eines poetisirenden Materialismus darstellen würde. In diesem Falle müßten wir es als eine ebenso lobenswerthe als ausnahmsweise Bescheidenheit des französischen Dichter-Philosophen anerkennen, daß er alle diese Weisheit einem vom Hercules bei'm Ohre in den Olymp geschleppten, mit funfzehn schußfertigen „Sinnen“ ausgestatteten Satyr in den Mund legt. Es wäre da unhöflich, zu widersprechen.

Von den Geschichtsbildern, welche die Légende des Siècles aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert entwirft, ist wenig zu sagen. Abgesehen von der schon oben berührten Schilderung Philipp's II. (la Rose de l'Infante), beschäftigen sie sich mit sehr willkürlich ausgesuchten Nebendingen, und behandeln auch diese sehr schwach. So soll ein toll-phantastisches Seeräuberlied, neben Philipp II. und der Inquisition, das sechszehnte Jahrhundert zeichnen, und das siebzehnte wird nicht besser durch eine sehr schwülstige Philippica gegen das schweizerische Söldnerwesen vertreten. Beachtung und Anerkennung dagegen verdienen ein paar recht schöne, sinnige Bilder aus der Gegenwart, und zwar zumeist eine Erzählung aus des Dichters eigenem Leben: „le Crapaud“. Victor Hugo, als Kind, mit anderen Kindern gleichen Alters peinigt eine im Wege einherkriechende Kröte. Eben will er sie mit einem Steine zerschmettern, da nähert sich ein schwer beladener Wagen, von einem ermatteten Esel mühsam gezogen, und neugierig treten die Knaben bei

Seite, um zu sehen, wie das Fuhrwerk dem hülflosen Thiere mitspielen wird. Es kommt aber anders. Der Esel sieht die leidende Kröte und schiebt mit einem Ruck den Wagen bei Seite. Da läßt der Knabe den Stein fallen und hört aus dem Abendhimmel eine Stimme rufen: Sois bon!

„La bonté, qui du monde éclaire le visage,
La bonté, ce regard du matin ingénu,
La bonté, pur rayon qui chauffe l'inconnu,
Instinct, qui dans la nuit et dans la souffrance aime,
Est le trait d'union ineffable et suprême
Qui joint, dans l'ombre hélas! si lugubre souvent,
Le grand ignorant, l'âme, à Dieu, le grand savant."

Wir gestehen, die Schwäche zu haben, solchen Stellen aufrichtig zuzustimmen. Der schöne Sinn, der in ihnen sich ausspricht, reicht hin, um viel frostige Declamation zu erwärmen und für manche Sünde gegen den guten Geschmack, wenn nicht Vergebung, so doch mildernde Umstände zu schaffen. Zum Beweise dessen gehen wir gleich über die Schlußphantasien der Légende des Siècles so kurz und so glimpflich als nur möglich hinweg. Dieselben beginnen mit dem althergebrachten Preise der „armen Leute", der edeln Proletarier, um ihrer opferfreudigen Liebe (!) willen, und wenden sich dann zu einer Verherrlichung der gegenwärtigen Franzosen, worauf sie schließlich die Glückseligkeit ausmalen, deren sich das zwanzigste Jahrhundert in Folge der Erfindung des — Luftschiffes erfreuen wird. Erstere, die Franzosen der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nämlich, werden die Kinder eines

Löwengeschlechts genannt, Muth und Selbstverleugnung sei ihr Lebensodem. Für sich selbst, so belehrt uns der Dichter, fühlen jene Titanen sich verloren, aber für Alle gewonnen. Am Rande des furchtbaren Abgrundes, der die unvollkommene Gegenwart von der idealen Zukunft trennt, zögern sie nicht einen Augenblick. Sie stürzen sich kopfüber hinein, stoßen das Brett mit dem Fuße zurück und klimmen keuchend am entgegengesetzten, hochragenden Rande empor. Dort aber wartet ihrer und unser Aller seliges Glück. Einen letzten Blick wirft der Dichter noch auf die alte Welt, die wie das Wrack des Leviathan (Great Eastern) auf der Woge der Zeit unbehülflich einher treibt. Dann erhebt sich sein Auge in das heitere Jenseits des zwanzigsten Jahrhunderts. Das Luftschiff — denn das ist nun einmal die Hauptsache — ist nun endlich erfunden. Es wird nicht etwa symbolisch gefaßt, sondern in materiellster Ausführung, zum Nutzen der Zukunft-Techniker, geschildert. Mit dieser Erfindung werden dann nun alle Ketten, wird alle Schwere gefallen sein. Eine goldene Zeit wird beginnen: Tugend, Wissenschaft, Ueberfluß, Ruhe, Lachen, Glück, Recht, Vernunft, Brüderlichkeit, Wahrheit, Liebe u. s. w. wird fortan auf Erden herrschen. Das Luftschiff wird civilisiren, es wird das Gesetz des „Eisens und des Blutes" aufheben, es wird die zur Wahrheit zurückbringen, „welche das Falsche zurückstieß", es wird Spinoza zum Glauben und Hobbes zur Hoffnung bekehren. Und endlich — für einen französischen, chevaleresken Revolutionär gewiß eine anständige Höhe der luftschiffenden Begeisterung — endlich werden selbst

die Vaterländer schwinden und nur noch eine glückliche Menschheit wird es geben!

Wer nun nach diesen Zukunftsgeschichten sich nur eine mäßige Vorstellung von der staatsmännischen Begabung des hier als Parteichef auftretenden Dichters gemacht haben sollte, den wird, so fürchten wir, auch der neueste social-politische Roman desselben schwerlich eines Besseren belehren. Dennoch verdient das Buch alle Beachtung, einmal als eine reiche Sammlung von Material für die innere Geschichte der letzten Jahrzehnte, sodann als ein rühmliches Zeugniß für die dem Alter widerstehende Phantasie und das liebenswürdige, edle Gemüth des Dichters. Fassen wir es zunächst in aller Kürze als Kunstwerk in's Auge, um uns dann über die politischen, religiösen und socialen Ergebnisse dieser dichterischen Generalbeichte einen geordneten Ueberblick zu verschaffen.

Drei Grundschäden unserer Gesellschaft erklärt der Dichter in der Vorrede seines Romans den Krieg: der Entwürdigung des Mannes durch das Proletariat, dem Herabsinken des Weibes durch den Hunger, der Verkümmerung des Kindes durch die Unwissenheit. Es mag hier gleich beiläufig bemerkt werden, daß dieses Programm theils mit den Gesetzen der Logik, theils mit einer anderen Stelle derselben Vorrede nicht ganz in Uebereinstimmung ist. Denn einmal sind Proletariat, Hunger und Unwissenheit keineswegs nebengeordnete Mächte, deren eine sich den Mann, die zweite das Weib, die dritte das Kind zum Opfer erwählt, sodann aber erhellt aus den Eröffnungsworten der Vorrede, sowie aus dem Inhalte des Werkes,

daß Victor Hugo keineswegs bis zu den Grundquellen alles menschlichen Elends vordringen will, sondern daß er zunächst nur die Grausamkeit der Strafgesetze im Auge hat und die größere Grausamkeit der Gesellschaft, welche den von der Strafe des Gesetzes ereilten Mann und das einmal aus dem Bereich der Sitte getretene Weib (es sei denn, daß sie etwa glänzend „reussiren") auf Nimmerwiederkehr mit dem Fluche der Ehrlosigkeit treffen. Wir würden hierüber kein Wort verlieren, wenn nicht derselbe Grundfehler, die Aufopferung der Logik nämlich, an declamatorische, rednerische, oft rein stilistische Rücksichten, durch das ganze Gedicht sich hindurchzöge, zu merklichem Nachtheil nicht nur der sittlichen, sondern auch der künstlerischen Wirkung. Held und Hauptträger der Handlung, entsprechend jener Tendenz sowie einer alten, allbekannten Liebhaberei Victor Hugo's, ist nun natürlich ein tugendhafter Verbrecher, der entlassene Galeerensträfling Jean Valjean, welcher die Reihe der Triboulet, Marion Delorme, Lucrecia Borgia, Don César (im Ruy Blas) um eine wenn nicht überall wahre, so doch bedeutende und glänzende Erscheinung vermehrt. Sie alle verdanken ihre Entstehung dem romantischen, gegen die Klassiker gerichteten Glaubenssatze von der poetischen Berechtigung der Contraste, sowie der Auflehnung des souveränen, warm fühlenden Künstlerherzens gegen die Satzungen einer vom frostigen Verstande und von kleinen Interessen beherrschten Welt. Sie alle aber haben auch gezeigt, wie Lessing Recht hatte, als er meinte, Shakespeare wolle studiert, nicht geplündert sein; es lasse sich

leichter dem Hercules die Keule nehmen, als jenem ein Charaktermotiv oder ein Gedanken. Es ist nicht allzu schwer, Gift und Heilkräfte in ein Gefäß zusammenzugießen, oder den Kopf des Apollo auf den Körper des Satyrs zu setzen. Aber nur die Natur versammelt in dem harmonischen Organismus der Pflanze die giftigen und die heilenden Kräfte zu gleichmäßigem Gedeihen, und nur wenigen ihrer Lieblinge enthüllt sie im Gebiete der sittlichen Welt die einheitlichen Wurzeln des in die Spitzen greller Contraste auseinander laufenden Lebens. Zwar, es ist zuzugeben, die hier vorliegende Leistung Victor Hugo's in dieser bedenklichen Kunstform geht über ihre Vorgänger sehr merklich zu ihrem Vortheil hinaus. Der Dichter giebt uns nicht von vorne herein den bittersüßen Trank zu verschlucken, sondern er sucht uns seine Zusammensetzung zu zeigen und uns an ihn zu gewöhnen. Er macht uns zu Zeugen des psychologischen Vorgangs; die Umwandlung des Verbrechers in den Helden vollzieht sich Schritt für Schritt vor unseren Augen, und es wäre Unrecht zu leugnen, daß sie ebenso reich ist an wahrhaft ergreifenden Momenten, als leider auch an den gewagtesten Erfindungen einer vom Verstande nur sehr locker geführten Einbildungskraft. Vortrefflich und von höchster Wirkung ist gleich die erste Begegnung des entlassenen Sträflings mit der civilisirten, „christlichen" Gesellschaft. Der erste Arbeitsgeber entzieht dem Manne mit dem „gelben Passe" die Hälfte seines verdienten Lohnes. „Das sei lange gut für ihn", bekommt er auf seine Klage zu hören. Dann wird der Ermüdete und Hungrige am Abend nach

beschwerlicher Wanderung von Haus zu Haus vertrieben. Aus dem trockenen Eckchen, in welches er am Ende sich niederstreckt, verjagt ihn, als rechtmäßiger Besitzer, der Hofhund. Da nimmt sich des Verzweifelnden ein ächt evangelischer Geistlicher an, der Bischof des Ortes. Er erprobt die Kraft christlicher Bruderliebe an dem verhärteten Herzen, behandelt den fremden, verfolgten Mann, auch da dieser sich zu erkennen giebt, ehrenvoll und als Gast. Er nennt ihn „Herr". Vertrauensvoll weist er ihm sein Lager im Kämmerchen neben dem eigenen an, unbekümmert um das in offenem Schranke daneben stehende Silberzeug: — zu vertrauensvoll, wie es sich zeigt. Denn, um Mitternacht vom Schlafe erwachend, findet Jean Valjean der Versuchung sich nicht gewachsen. Als ein gutmüthiger, schlichter Arbeiter, aber ohne alle Erziehung, hatte er daheim seine Jugend verlebt, als Mitleid für die zahlreichen, hungernden Kinder seiner verwittweten Schwester ihn zum Broddiebe und Einbrecher machte, und ihn für fünf Jahre auf die Galeere brachte. Dort hatten denn die Kette, die rothe Jacke, die Frohnarbeit, der Hunger, die Schläge die von der Schule versäumte Erziehung des Naturmenschen aufgenommen und in ihrer Weise vollendet. „Wenn das Hirsekorn unter dem Mühlsteine denken könnte, würde es ohne Zweifel denken, was Jean Valjean dachte." Zwei Entweichungsversuche hatten die fünf Jahre zu zwanzig Jahren ausgedehnt, und nach deren Ablauf gab nun die Galeere der Gesellschaft einen ingrimmigen, entschlossenen Feind statt eines unwissenden Verirrten zurück. Es ist, wie man sieht, die

alte, von den Vorkämpfern der Gefängnißreform unzähligemale wiederholte Geschichte. Aber Victor Hugo weiß sie meisterhaft in Scene zu setzen und hält sich bei Darstellung der Krisen, in welchen er die Seele seines Helden zeigt, im Ganzen und Großen in den Grenzen der psychologischen Wahrheit. So fühlt er ganz fein und richtig heraus, daß die plötzliche Ueberschwemmung mit Liebe und Güte auf diesen Boden zunächst kaum anders wirken kann, als der erste Platzregen auf den hartgebrannten Wüstengrund. In der Stunde der Versuchung erweist die plötzliche Rührung sich nicht stark genug gegen die Leidenschaft des verbitterten Herzens. Jean Valjean beraubt seinen Wohlthäter seines Silbergeräths und entflieht. Doch schon am nächsten Morgen bringen ihn Gensdarmen, als des Diebstahls Verdächtigen, zum Bischofe zurück, wo ein unerwarteter und überwältigender Empfang ihm zu Theil wird. Der Mann des Evangeliums nimmt es nämlich ernstlich mit dem Spruche vom Rocke und vom Mantel. Die ganze Wendung ist vortrefflich und vortrefflich auch die dramatische Kraft und Lebendigkeit der Darstellung. Die Scene erinnert mit vielen anderen Stellen der Misérables an die besten Leistungen des französischen Darstellungstalentes, und es würden diese wahrlich nicht gering anzuschlagenden Schönheiten des Werkes eine mächtige Wirkung ausüben, wenn sie nicht leider durch weite Sandwüsten greisenhafter Geschwätzigkeit und durch Abgründe verwegenster, nicht selten bis zum Widersinn sich steigernder Sophismen von einander getrennt wären. Hier haben wir es zunächst mit

einer Probe der letzteren zu thun, mit einem wundersam ausgedachten psychologischen Salto mortale. Jean Valjean verläßt nämlich den Bischof nicht etwa als Bekehrter, sondern wüthend über den gegen seine eigene Menschenfeindlichkeit gerichteten, erschütternden Angriff. So trifft er in der einsamen Haide einen Savoyardenknaben, der mit einem Zweifrankenstücke spielt und dasselbe zufällig fallen läßt. Jean Valjean setzt den Fuß auf die Münze, zwingt den sein Eigenthum fordernden Knaben durch eine Drohung zur Flucht und — bricht dann unmittelbar in Reue und Zerknirschung zusammen. Die nächste Nacht findet ihn in Thränen vor der Schwelle des Bischofs knieend, und wir glauben natürlich, er werde sich von da nur erheben, um das gestohlene Gut zurückzugeben und, etwa unter dem Schutze des einflußreichen Priesters, ein bescheidenes, arbeitsames Leben zu beginnen. Aber nein, Victor Hugo hat vor, einen zehnbändigen Roman zu schreiben und kann folglich so einfache Rechenexempel nicht brauchen. Es muß vielmehr der reuige und bekehrte Jean Valjean das ihm „geschenkte" Silberzeug ruhig behalten. Es muß ihm gelingen, mit dessen Erlös eine entfernte Stadt Frankreichs zu erreichen. Er muß dort das Kind des Gendarmerie-Capitäns retten, um sich ohne Paß ansiedeln zu können. Er muß sodann eine industrielle Erfindung machen, die Herstellung schwarzer Glaswaaren betreffend. Diese Industrie muß ihm vor allen Dingen die unerläßlichste Eigenschaft eines richtigen französischen Romanhelden, nämlich einen über die gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnisse hinaus hebenden Reichthum verschaffen;

sie muß ihm außerdem die Gelegenheit geben, ein Wohlthäter der Armen zu werden und Wohlstand und Glück rings um sich her zu verbreiten, — bis der Fluch der bösen That und des unerbittlichen Gesetzes den ihm Verfallenen urplötzlich ergreift und eine neue Reihe von Conflicten eröffnet, in denen jene unsinnige, einst an dem Savoyardenknaben verübte Gewaltthat sich als das unentrinnbare Fatum erweist und den Schuldig-Unschuldigen bis an sein Ende verfolgt. Jean Valjean, oder vielmehr Madeleine, wie er sich jetzt nennt, erfährt nämlich eines Tages, daß der Assisenhof in Arras im Begriff stehe, einen ertappten Feldbieb als bannbrüchigen Sträfling Jean Valjean auf die Galeeren zu schicken. Es erfolgt, wie man denken kann, ein furchtbarer Seelenkampf, gut angelegt, aber schließlich durch eine wahrhaft tödtliche Breite um den besten Theil seiner dichterischen Wirkung gebracht; dann eine Reihe höchst spannender Scenen. Erst die Reise des erst halb entschlossenen Mannes nach Arras, mit den vielen sie durchkreuzenden Zufällen, eine breit realistische Ausführung des entsprechenden Motivs der Schiller'schen Bürgschaft. Die Wirkung leidet nicht darunter, daß hier einfache zerbrochene Räder und schlechte Wege die Stelle des poetischen, angeschwollenen Stromes und der Mörderbande vertreten. Trefflich ist dann die Schilderung der Gerichtsverhandlung mit ihren Peripetien: nur daß sie leider am Schlusse, ganz ähnlich wie die erste Krisis des Romans, durch die Hinopferung des einfachen Menschenverstandes an das Bedürfniß weiterer Verwickelung entstellt wird. Madeleine-Valjean nämlich,

statt sich einfach nur zu erkennen zu geben, klagt sich gleichzeitig des Raubes jenes bewußten Zweifrankenstückes an und besiegelt damit sein Schicksal, auf daß der Dichter der erwünschten Gelegenheit nicht entbehre, noch in einer beliebigen Reihe von Schauerscenen mit der Gesellschaft zu hadern. Es versteht sich nämlich von selbst, daß Jean Valjean, trotz jener Selbstanklage, weit entfernt ist, sich widerstandslos in sein Schicksal zu ergeben. Ein unzerreißbares Band hat ihn ja nur kürzlich an das Leben geknüpft und ihm eine Pflicht auferlegt, die er trotz alledem und alledem zu erfüllen gedenkt und zu deren Erfüllung er der Freiheit bedarf. Ein armes weibliches Wesen (eine jener bei Gelegenheit der „Contemplations“ erwähnten, von ihren Liebhabern so humoristisch-grausam verlassenen Grisetten), ist nämlich, wie er sich in den Kopf setzt, durch seine Schuld in unsägliches Elend gerathen. Nachdem sie ihr Kind zu fremden Leuten in Pflege gegeben, aus Furcht vor der Schande, hatte sie in Madeleine's Fabrik Beschäftigung und Unterhalt gefunden. Nun duldet aber Madeleine, in einer für einen Franzosen doppelt seltsamen Anwandlung von Puritanismus, nur fleckenlos-tugendhafte Mädchen in seinen Werkstätten. Die Klatsch- und Betschwestern des Ortes bringen natürlich die Existenz des kleinen Wesens bald genug heraus, Fantine verliert darüber ihre Stelle, sinkt durch alle nervenerschütternden Gräuel des Elends und der Schande von Stufe zu Stufe — (auch hier ist es nur gerecht, anzuerkennen, daß der Dichter das Laster durchaus nicht verführerisch malt) — und wird endlich in einer Scene scheußlichster

Erniedrigung von Madeleine als ein Opfer seiner allzustrengen Moralbegriffe erkannt und sofort mit überschwänglichstem Mitleide aufgenommen. Ihrer Rettung beschließt er sein Leben zu weihen, weiß das aber, da der Gerichtshof ihn in der ersten Bestürzung zu verhaften vergißt, leider nicht vernünftiger anzufangen, als indem er ganz naiv nach seinem Städtchen zurückkehrt und so, ganz ohne Noth, der unvermeidlichen Ergreifung sich aussetzt. Er kommt gerade recht, um seine Fantine sterben zu sehen und von ihr das Vermächtniß ihres Kindes, Cosette, zu empfangen, wird dann verhaftet, befreit sich, wird wieder ergriffen, nachdem er Zeit gehabt, sein Geld in einem Walde zu vergraben, und entflieht abermals, um von nun an ganz der Erziehung Cosette's zu leben. Das geht denn auch, trotz einer Masse unwahrscheinlichster Abenteuer, Alles ganz leidlich, bis Cosette herangewachsen ist und sich eines Tages in den ersten besten jungen Menschen verliebt. Ueberraschender Weise nimmt der allmählich zu einem Ausbunde heldenmüthiger Tugend und Entsagung herangereifte Valjean dies höchlich übel. Der letzte Rest seiner Selbstsucht hat sich offenbar hinter seiner väterlichen Liebe für das Mädchen verschanzt, und er betrachtet das Naturgesetz, welches ihm das Kind zu entreißen droht, kaum anders, als einst das Gesetz der Gesellschaft, welches dem Hungrigen das Zugreifen zu fremdem Brode verbietet. Darüber brechen denn die letzten und härtesten Prüfungen herein. Er besteht sie heroisch, entwickelt sich überhaupt immer mehr zur Verkörperung jenes Volks-Ideals, in dessen Verherrlichung die

sentimental-revolutionäre Mißstimmung gegen die Schranken und Pflichten des bürgerlichen Lebens bei unseren Nachbarn so häufig sich kleidet. Ein Zufall entdeckt ihm am verhängnißvollen 5. Juni 1832 den Geliebten seiner Cosette, sowie, daß derselbe augenblicklich auf einer Barrikade sein Leben preisgiebt. Der tugendhafte Philosoph der Galeere eilt nun, obgleich von grimmem Haß gegen den Jüngling erfüllt, in's Gefecht, ihn zu retten, „um mit Abscheu zu thun, was die Pflicht ihm gebeut." Er wartet darum im Kugelregen ruhig ab, bis die Barrikade genommen ist, schleppt seinen schwer verwundeten Mann dann durch die gesammten Cloaken von Paris (man kann sich denken, unter wie pikanten Scenen des Entsetzens), trifft bei'm Ausgange den Polizisten, der ihn seit Jahren unermüdlich verfolgt und dem er soeben in der Barrikade, da jener als Spion gefangen war, großmüthig das Leben gerettet, macht dann einen Versuch, durch freiwillige Hingebung in sein Schicksal sich und alle die Seinigen zu ruiniren und wird abermals durch den Dichter gerettet, um nach verschiedenen Seelenmartern schließlich die Apotheose zu empfangen und den Triumph der in schlichter Einfalt sich hingebenden Liebe über alle finsteren Mächte des Lebens zu versinnlichen. Jean Valjean verheirathet nämlich Cosette an ihren Liebsten, schenkt ihr sein ganzes Vermögen als Mitgift, entdeckt dann dem überglücklichen jungen Gatten am Tage nach der Hochzeit alles Traurige und Schimpfliche aus seiner Lebensgeschichte, das Rühmliche und Herrliche, vor Allem die vollbrachte Rettung, sorgfältig verschweigend, — und muß es dann natürlich

erleben, daß man ihm auf glimpfliche Art die Thüre weist, worauf er an gebrochenem Herzen stirbt. Die Gefühlsmartern dieser an den Haaren herbei gezogenen Scenen würden unerträglich sein, wenn der Dichter nicht durch einen menschlich und schön gedachten und mit der ganzen Kraft seines Talents ausgemalten Schluß einigermaaßen für sie entschädigte. Des alten Märtyrers Tugenden kommen nämlich (ganz gegen die Sitte der alten Weltschmerz-Romantik), zuletzt an den Tag, während er noch lebt. Auf Flügeln der Liebe und Reue eilen seine Kinder zu ihm, und er stirbt bei vollem Bewußtsein in ihren Umarmungen.

Es erhellt wohl schon aus dieser Skizze der Haupthandlung und ihres Helden, daß Victor Hugo nicht einmal einen ernstlichen Versuch macht, durch seine Dichtung der Aufgabe zu genügen, welche er in der Vorrede sich stellte. Weit entfernt, die Quellen des Elends in den Fehlern unserer Gesetze und den Grundlagen unserer wirthschaftlichen Organisation nachzuweisen, oder gar Mittel zur Abhülfe anschaulich in Scene zu setzen, hält er sich im Ganzen und Großen durchaus innerhalb der hergebrachten, rein individuellen Gefühlsconflicte. Der Angriff gegen die Gesellschaft, so weit das Gedicht ihn erhebt, beschränkt sich auf eine einzelne, allerdings sehr beklagenswerthe Härte, die aber doch nur einen kleinen Bruchtheil des Elends verschuldet und auch bereits von allen Parteien als solche anerkannt und nach Kräften gemildert worden ist. Im Uebrigen haben wir nur Folgen rein persönlicher Verschuldung vor uns, und auch die Leistungen der Tugendhelden,

des Bischofs und seines Schützlings, haben keineswegs das Ganze zum Gegenstande. Dieselbe Ohnmacht, die politischen Theorien seiner Partei dichterisch zu gestalten, zeigt sich in der bunten Reihe von Nebenhandlungen und Schilderungen, welche sich um jenen Grundstock des Romanes gruppirt. Ueberall liegen das individuelle Leben und der politisch-sociale Gedanke in breiten, unorganischen Massen unvermittelt neben einander, und auch die Charakteristik leidet in den meisten Figuren unter dem Mangel an organischer Verbindung zwischen dem maaßgebenden Grundgedanken, so zu sagen dem Skelett des Charakters, und den individuellen Zügen, welche bestimmt sind, demselben Formen und Farben des Lebens zu geben, ohne gleichwohl der Correctheit der Zeichnung zu schaden. Am besten sind einige Nebenfiguren gelungen, darunter ein paar ächte Pariser Genrebilder von saubersten Zeichnung und reicher, lebenswahrer Färbung: der reiche, royalistische Bourgeois des ancien régime und — der Gamin von Paris. Dem Letztern namentlich und den Umgebungen, welche ihn erziehen, widmet der Dichter eine ausführlichere Studie, die ihn recht mitten in das Gebiet seiner frühesten Liebhabereien und seiner besten Erfolge führt, und unserer Ansicht nach zieht er sich hier noch besser aus der Sache, als in den berühmten Pariser Volksgemälden von „Notre Dame de Paris“. Aus jedem Worte spricht neben leidenschaftlicher Vorliebe für die Frankreich in sich fassende Weltstadt deren genaueste Kenntniß, und ein Zug ächten Humors mischt sich nicht selten in die allerdings hoch fluthende Ruhmredigkeit, die man mit in den Kauf

nehmen muß. Der Pariser Vagabund, so werden wir unter Anderm belehrt, unterscheide sich dadurch von dem Bummler anderer Städte, „daß er seine Unschuld bewahre.“ „Eine gewisse Widerstandskraft gegen sittliche Fäulniß werde durch die Idee bedingt, welche die Atmosphäre der französischen Hauptstadt durchdringe, so wie das Salz das Wasser des Weltmeeres.“ „Paris athmen, erhält die Seele rein und frisch!“ Der Pariser sei der französische Athener, sorglos, sanguinisch, aber wo er Ruhm am Ende des Weges sehe, bewundernswerth in jeglicher Art von Leidenschaften. „Gebt ihm eine Pike, und ihr habt den 10. August, gebt ihm eine Muskete, und ihr werdet Austerlitz haben.“ (Man merkt hier doch, daß die Lection des zweiten December schon wieder vergessen wird.) „Sprecht ihm von Freiheit: Er reißt das Pflaster auf. Nehmt Euch in Acht. Seine Haare sind episch (sic!), seine Blouse faltet sich als Chlamys, aus der ersten besten Straße macht er die caudinischen Pässe u. s. w.“ Das naturwüchsige Product dieser „von dem Salz der Tugend und des Heroismus geschwängerten Atmosphäre“ ist nun der Gamin, der mehr oder weniger herren- und elternlose Sohn der „bonne mère la Rue“. Er lebt von Aufregung und Zeitvertreib mehr als von Brod. „Dieu de Dieu“, rief einmal ein ächter Gamin, „ai-je du malheur! dire que je n'ai pas encore vu quelqu'un tomber d'un cinquième!“ Er ist ein starker Geist, und sein Hauptappetit richtet sich auf Dinge, die an die Nerven gehen. Die Guillotine ist ihm ein Lieblingsspielzeug; er nennt sie mit einer Menge zärtlicher

Namen: „Fin de la Soupe, Grognon (böse Sieben), Mère au Bleu (Himmels-Mama), Dernière Bouchée etc.“ Wie der junge Indianer die Kriegsgefangenen am Marterpfahle, höhnt er die Verurtheilten, aber nur um sie zu encouragiren. Zwei Dinge verursachen ihm Tantalusqualen: die Regierung zu stürzen und — seine Hose flicken zu lassen. Das Erstere erreicht er bisweilen, das Letztere nie. Dieses moderne Heldengeschlecht in Lumpen und Schmutz wird im Roman würdig vertreten durch Gavroche, den verstoßenen Sohn eines scheußlichen Spitzbuben. Von den Seinen gänzlich verlassen, zeigt er nicht eine Spur von Kummer und Sentimentalität, ist aber bei vorkommender Gelegenheit flugs bereit, sein Leben für die Befreiung seines Vaters zu wagen, gerade so als wäre dieser ein Fremder, der ihn niemals beleidigt hätte. Am Tage ernährt, unterhält und erzieht ihn die „gute Mutter Straße“, des Nachts schläft er in dem Gypsmodell einer Elephanten-Statue, gegen die Bisse der Ratten durch aus dem Jardin des Plantes gestohlene Drahtgitter geschützt, seitdem ihm die Ratten seine mitgebrachte Katze aufgefressen. Auf der Straße hat er für jeden anständigen Menschen, der ihm in den Weg kommt, eine freche Redensart in Bereitschaft, die Schaufenster der Barbiere und die Straßenlaternen behandelt er als persönliche Feinde, jeder Scandal findet ihn mit Entzücken bereit — aber mit hungernden, verirrten Kindern theilt er sein letztes Stück Brod, und seine Frechheit hält Farbe vor den Kartätschen. In einem Nu wird aus dem Schlingel ein Held. Er stirbt im Straßenkampfe, der Epopöe seines Geschlechts,

während er, die Soldaten durch Gassenhauer verhöhnend, mitten im Kugelregen die Patrontaschen der Gefallenen plündert, um die Barrikade mit Munition zu versorgen.

Nächst diesem Vertreter des „Volks“ (wie nämlich die poetischen Demokraten der Revolution es kennen und verstehen) ist dem Dichter dessen conträrer Gegensatz und geschworener Erbfeind, der durch den revolutionären Pöbel nothwendig bedingte Polizist, der ächte, fanatische Ur-Polizist trefflich gelungen. Er ist das durch das Gesetz der Extreme hervorgerufene Erzeugniß desselben vulkanischen Bodens. Wie der Gamin der Fanatiker des Scandals quand même, ist er der gläubige und begeisterte Vertreter der „Ordnung“, der unbedingten und rücksichtslosen Subordination, eines der vom Bonapartismus ausgenutzten Grundelemente des französischen Volksgeistes in leibhafter Gestalt. Er ist der „Hund, Sohn einer Wölfin“, von dem die asturischen Bauern fabeln, und der allein im Stande ist, den Wolf zu bezwingen. Seine Mutter war eine Kartenschlägerin, ihr Mann starb auf der Galeere. Von dieser Abstammung kam ihm ein blinder Haß gegen jede Uebertretung, eine knechtisch-fanatische Verehrung jeder Autorität. Wer einmal das Gesetz übertritt, ist in seinen Augen verloren. Er ist stoisch, ernst, strenge, träumerisch, demüthig und hochfahrend, wie alle Fanatiker. Sein Leben ist Wachen und Ueberwachen. Er ist ein marmorner Spion, Brutus und Vidocq in einer Person. Wenn er zufrieden mit sich ist, gestattet er sich eine Prise Tabak: das ist sein Zusammenhang mit der

Menschheit. Bis auf die im übertriebensten Maaße paradoxe Katastrophe, in welcher Javert, so heißt der Mann, sich ersäuft, weil er es nicht über sein Herz bringen kann, den Galeerenflüchtling, welcher ihm in großmüthigster Weise das Leben gerettet hat, zur Haft zu bringen, läßt die Durchführung dieser Charakterzüge Leben und Wahrheit nirgends vermissen. — Leider muß dieses Lob in Bezug auf die übrigen Gestalten der Dichtung in dem Maaße eingeschränkt werden, als dieselben Victor Hugo's eingestandenen Idealen sich nähern. Der fromme Bischof Bienvenu Myriel z. B. wird weit mehr in weitschweifigen Berichten und Beschreibungen als in Handlung vorgeführt, wenngleich ihm schöne und ergreifende Momente nicht fehlen. Viel schwächer noch sind die jungen Republikaner gezeichnet, die am 5. Juni 1832 auf der Barrikade den Heldentod starben und an welche V. Hugo offenbar alle glänzendsten Farben seiner Palette mit Begeisterung verschwendet. Die ganze Gesellschaft, trotz ihrer im Stil der „Hochzeit Rolands" geschilderten Riesenthaten, wird zu einer Carricatur französischen Wesens und zu einer unwillkürlichen Rechtfertigung der härtesten Urtheile, welche Guizot und seine Parteigenossen über die republikanische Kriegs- und Umsturzpartei der dreißiger Jahre gelegentlich ausgesprochen haben. Da steht an der Spitze ein junger Brutus, Enjolras, 22 Jahre alt, aussehend wie 17, als Fanatiker der Revolution an sich „Priester des Ideals", „mit tiefliegenden Augen, röthlichen Augenliedern, starker Unterlippe, hoher Stirn, auf der die Logik der Revolution thront." Sein Freund

Combeferre vertritt neben ihm deren Philosophie, die stets den Frieden predigt, während die erste wohl auch den Krieg beschließt. (Da ist es doch bemerkenswerth, daß Enjolras, „die Logik", stets das Commando hat!) Jener zwanzigjährige republikanische Philosoph kennt nun „Alles": „Fourier und St. Simon, Hieroglyphen und Steine, Geologie, Schmetterlinge, Grammatik, Jurisprudenz." Ein dritter Weltbefreier, Prouvaire, natürlich auch noch unbärtig, ergründet den Tag über die socialen Fragen: „Lohn, Capital, Arbeit, Credit, Ehe, Religion, Denkfreiheit, freie Liebe (wir citiren exact), Erziehung, Strafrecht, Armuth, Eigenthum, Production, Vertheilung" — am Abend aber thut er sich eine Güte und betrachtet die Sterne. Ein vierter endlich, Feuilly, ein Fächermaler, vertritt in dieser Gesellschaft recht passend Frankreichs Theilnahme für die auswärtigen, auf dasselbe harrenden barbarischen Völker: Griechen, Rumänen, Polen, Ungarn, Italiener. (Es darf dem Dichter nicht unverdankt hingehen, daß er Deutschland hier ausläßt.) Und bei allen diesen Geschichten bleibt der jetzt 62jährige, durch die Proben von 1848 und 1851 gegangene Staatsmann vollkommen ernst und pathetisch. Er glaubt sichtlich eine niederschmetternde Wirkung hervorzubringen, wenn er uns ausführlichst erzählt, wie der eine jener jungen, französischen Spartaner, nach dem ersten auf die Barrikade gefallenen Kanonenschuß, eine lange pedantische Rede über Zwölf- und Acht-Pfünder, über Zündröhren, Kartätschen u. s. w. hält. Man glaubt mitunter Scenen aus einem ernsthaft gemeinten Don Quixote zu lesen. — Als die

schlimmste Verirrung endlich der ganzen Dichtung, ein wahrer Inbegriff aller Fehler Victor Hugo'scher Charakterzeichnung und aller bedenklichsten Seiten der von ihm vertretenen Weltanschauung, muß der erste Liebhaber des Romans bezeichnet werden. Marius de Pontmercy, so nennt er sich, scheint recht eigentlich erfunden, um dem alten, frivolen Royalisten Gillenormand, seinem Widersacher im Roman, Recht zu geben in seinen Verwünschungen der revolutionären und weltschmerzlichen Jugend unsers Jahrhunderts. Der junge Mann, Sohn eines bei Waterloo vom Kaiser baronisirten Offiziers, wächst bei seinem Großvater Gillenormand in streng royalistischen Anschauungen auf. Als sein sterbender Vater ihn zu sich rufen läßt, kommt er aus saumseliger Gleichgültigkeit zu spät, und findet statt des letzten väterlichen Lebewohls nur den schriftlichen Befehl des eben Verstorbenen, den demselben von Napoleon verliehenen Barons-Titel der Regierung zum Trotze zu tragen und ihm Ehre zu machen. In Folge dessen vertieft er sich in das Studium des — Moniteurs, wird durch diese wahrhaftigste der Geschichtsquellen in Kurzem zum Bonapartismus bekehrt, muß darüber das großväterliche Haus verlassen und führt von nun an ein in egoistisch-phantastische Träumereien versunkenes Bummlerleben, während dessen ihm alles Hohe und Tiefe einfällt, nur nicht, daß ernste, nützliche Arbeit möglicherweise auch zu den Pflichten eines zartfühlenden und heroischen jungen Mannes gehören könne. Als er sich in Cosette, des alten Valjean Pflegetochter verliebt hat, gleicht er von Stunde an einem falzenden Auerhahne weit

mehr, als einem studierten, in Paris aufgewachsenen Menschen, läuft dann, nicht etwa aus Freiheitsliebe, sondern aus sinnloser Liebesverzweiflung auf die Barrikade und wird endlich, nachdem ihn Jean Valjean in der oben berührten mährchenhaften Weise gerettet, ohne sein mindestes Zuthun mit allen Gaben des Glücks überhäuft, um sich dabei fortwährend als ein selbstsüchtiger, überspannter Phantast zu betragen, und sich schließlich durch den Dichter als einen Ausbund von ächt französischer, demokratisch cavaliermäßiger Römertugend proclamiren zu lassen. Didier (in Marion Delorme) und Réné haben dieser Gestalt einige ihrer unerquicklichsten Farbentöne geliehen, und man scheidet von ihr mit dem im Interesse Frankreichs gebotenen Wunsche, daß nicht sowohl wirkliche Kenntniß des ernst strebenden Theiles der französischen Jugend, als vielmehr üble literarische Gewohnheiten dem Dichter diesen Charakter in die Feder dictirt haben möchten. Von einem so durchweg falschen Pathos wäre der Sprung in den Cynismus der neu-napoleonischen Zeit nur zu natürlich. Was uns anlangt, so erscheint uns Ein richtiger Gamin von Paris poetisch und praktisch verwerthbarer, als ein ganzer Salon voll solcher Träger ausgesuchter Gefühle und erhabener Gedanken, in deren anspruchsvoll-nichtssagenden Zügen man Alles eher erkennt, als den klaren Menschenverstand und die unverzagte, anstellige Thatkraft, auf denen zum besten Theile die Größe der französischen Geschichte beruht.

So mischen sich denn in dem Roman der Misérables alle alten und neuen Vorzüge und Fehler Victor

Hugo's zu einem seltsam bunten Rundgemälde. Uns bleibt nur übrig, einen Blick auf das beredte Glaubensbekenntniß des Politikers und Social-Philosophen zu werfen, welches durch all' dieses poetische Buntwerk als ausdrücklich betonter Hauptinhalt des Buches sich hinzieht.

Daß Victor Hugo, unbeirrt durch die schmerzlichen Erfahrungen der Verbannungszeit, vom Standpunkte einer rückhaltslosen Verherrlichung seines Landes und Volkes aus seinen neuesten politischen Anlauf nimmt, kann natürlich nur rühmend anerkannt werden, insoweit nämlich das Erkennen begangener und in Zukunft zu meidender Fehler darunter nicht leidet. So wird und darf es kein Kenner französischer Dinge ihm verargen, wenn er aus vollem Herzen und mit vollem Munde die „Künstlernatur", den „Entdeckertrieb" seines Volkes verherrlicht, wenn er ihm nachrühmt, „daß es weniger Fett ansetze, als die übrigen Völker", daß es „früher erwache und später einschlafe", als jene. Auch die Entschuldigung des augenblicklich nicht wegzuleugnenden und, wie man zugeben wird, bereits einigermaaßen chronisch sich anlassenden Schlummers enthält, so einseitig sie ist, einen wahren Gedanken: „Die Materie existirt", meint Victor Hugo, „die Minute existirt, der Bauch existirt. Nur muß der Bauch nicht die einzige Weisheit sein wollen." — Schlimmer ist es schon, daß auch nicht einmal ein Versuch gemacht wird, den plötzlich hereingebrochenen Bauch-Cultus auf seine Ursachen zurückzuführen. Der Dichter weiß leider von seinem Volke nicht anders zu sprechen, als etwa ein Liebender von seiner angebeteten, wetterwendischen Schönen, oder ein Höfling

von den Stimmungen seines unnahbaren Herrschers. „Eine Nation", meint er, „ist mit Ruhm überdeckt, sie hat ihre Freude am Ideal. Dann plötzlich beißt sie in den Koth und findet das gut. Wenn man sie fragt, warum sie Sokrates verläßt, um einem Fallstaff zu huldigen, so sagt sie: „Ich liebe die Staatsmänner". Ein andermal ist Frankreich die Riesin, welche die Zwergin spielt, einfach von einer Laune bestimmt. Eine bittere, nicht unverdiente Pille wird uns in der Bemerkung geboten: „Paris gestatte sich bisweilen den Luxus, albern zu sein, und dann sei alle Welt albern mit ihm. Hierauf erwache dann die Königin der Städte, reibe sich die Augen und rufe: Bin ich aber dumm gewesen! und lache dem ganzen menschlichen Geschlecht in's Gesicht." Nur freilich merkt der Dichter nicht, daß er mit dieser geistreichen Wendung seinem gekrönten Gegner gewonnene Sache giebt, daß ein Volk, welches wirklich einer Laune zu Liebe, ohne genügenden Grund, seine Freiheit zum Fenster hinauswürfe (oder „wegborgte", wie die Franzosen jetzt sagen), für diese souveräne „Künstlerlaune" unfehlbar eine prosaische, bürgerliche Unmündigkeitserklärung verwirkt haben würde. Er fühlt offenbar nur sehr unvollkommen das Schädliche und Verächtliche der Willkür an sich, selbst wenn ein Volk sie in eigener Sache übte, und seine späteren Ausführungen, so viel Glänzendes sie theilweise enthalten, sind nicht geeignet, diesen Vorwurf zu widerlegen. Als ein warnendes Wahrzeichen, wie eine Sumpfpflanze auf feuchtem Grunde, erhebt sich da mitten unter republikanisch-socialistischen Herzensergießungen die Vergötterung des ersten

Napoleon und seines Kriegsruhms. Es mag immer sein, daß der Verfasser damit eigentlich einen Trumpf gegen „Napoleon den Kleinen" auszuspielen gedenkt; nur kann er sich wohl darauf verlassen, daß er damit dessen Spiel nicht verdirbt. Die ganze, sehr weitschweifige, der Schlacht bei Waterloo gewidmete Episode ist eine dichterische Verherrlichung des kürzlich von Charras und Edgar Quinet so scharf mitgenommenen Kaisers, verschärft durch eine Reihe wunderlicher Ausbrüche des im Franzosen nun einmal steckenden Gascognerthums. Nicht durch seine Fehler, noch viel weniger natürlich durch die Tapferkeit der Preußen und Engländer hat Napoleon die Schlacht verloren, sondern allein durch den unabänderlichen Rathschluß der Vorsehung, welche das neunzehnte Jahrhundert nicht anders seinem Ziele entgegenführen konnte. Ein paar Stunden Regen weniger, ein guter Wegweiser auf französischer, ein schlechter auf preußischer Seite, und Alles wäre anders geworden. Mit eigenthümlichem historischem Scharfsinn wird das Orakel gesprochem: „Wellington in den Wald von Soignies gedrückt und vernichtet, das war das definitive Niederwerfen Englands durch Frankreich, das war Rache für Crécy, Poitiers, Malplaquet, Ramilliés. Der Mann von Marengo strich dann Azincourt aus der Geschichte aus!" Lehrreich für uns ist die Vertheilung des Lichtes unter die beiden siegreichen Heere. Wo von den Engländern die Rede ist, werden ihre Truppen, ihr Volk, mehrfach in rückhaltlosen Worten gelobt, nur ihr Führer getadelt. Erringen Preußen oder Deutsche irgend einen Erfolg, der sich nicht geradezu leugnen oder

verschweigen läßt, so hat das immer der und der General gethan. Truppen und Volk werden nur genannt, wo es irgend einen höhnischen oder ingrimmigen Seitenblick gilt. So wird Blüchers unermüdliche Verfolgung fast als völkerrechtwidriges Verbrechen dargestellt, und endlich erfahren wir gar, der alte Blücher habe sich bei Belle-Alliance entehrt, weil nämlich ein preußischer Husar den General Duhesme niedergehauen haben soll, nachdem dieser bereits die Waffe gestreckt. Daß die dichterische Vergötterung des soldatischen Pompes und Sinnenzaubers dabei die Grenze des Möglichen erreicht, versteht sich bei dem Verfasser der Légende des Siècles von selbst. Das Ganze aber bildet zu den vorher und nachher auftretenden Glaubensbekenntnissen des republikanischen Friedensapostels einen so köstlichen Commentar, als ihn Herz und Einbildungskraft zu den wohl vorbereiteten Feiertagsreden des Verstandes nur immer bieten können.

Daß nun unter jenen Glaubensbekenntnissen die Anbetung der „Revolution an sich“ obenansteht, ließ sich von dem Wortführer der Besiegten von 1851 nicht anders erwarten: dennoch haben wir uns gewundert, diese Auffassung hier so ganz ohne Beimischung eines ihren freien Flug etwa hemmenden Rechtsgedankens auftreten zu sehen. Victor Hugo scheint nach Allem, was er erlebte, noch immer nicht zu ahnen, daß Freiheit im Staate möglicher Weise etwas Anderes bedeuten könnte, als Ringen um die Herrschaft. Die „Revolution“, so versichert uns der Dichter der Misérables, ist der größte Fortschritt der Menschheit seit Christus. In vier heiligen Schaaren,

meint er, habe Frankreich einst die Encyclopädisten, die Physiokraten, die Philosophen und die „Utopisten" zum Kampfe für die leidende Menschheit vorrücken lassen. Diderot habe die Menschheit zum Schönen geführt, Turgot zum Nützlichen, Voltaire zur Wahrheit, Rousseau zur Gerechtigkeit! Seitdem giebt es nun weiter keine Grundlage des Rechtes mehr, als die freie, allgemeine, aber auch „aufgeklärte" Abstimmung. Wo diese nicht vorhanden, trete von Rechtswegen die Insurrection ein, als ordnungsmäßige Frage der das Ideal suchenden Minderheit an die irregeführte oder schlummernde Mehrheit. Außerdem wird höchstens, wohl nur in einer ausnahmsweisen, toleranten Laune, eine Art Nothrecht des für seine persönliche Behaglichkeit und seinen Besitz kämpfenden Einzelwesens geduldet. Daß es ein Band des öffentlichen Rechtes geben könne, dessen Verletzung einem Volke viel schmerzlichere Wunden schlägt, als die Stockung der Geschäfte oder die physischen Greuel des Straßenkampfes, dies scheint der beredte Verfasser „Napoleon's des Kleinen" über der Abfassung der Misérables schon wieder vergessen zu haben, so wie er, ohne es zu ahnen, in seiner Theorie der Emeute und der Insurrection dem zweiten December die beste Vertheidigungsrede schreibt. Die Revolution, die gewaltsame Durchführung des logischen Ideals, wäre also die Hauptsache. Wie aber, sobald sie formell den Sieg errungen (wie etwa im Februar 1848), es bewirken, daß das allein seligmachende Vote universel nun auch wirklich seine Schuldigkeit thue und nicht etwa eine Wiederholung des Humors vom November 1848 sich

erlaube? Ehe wir die positiven, zu diesem Zwecke gegebenen Vorschläge, das eigentliche politische Programm des Verfassers, in Erwägung ziehen, wird es gut sein, über seine innersten Sympathieen und Antipathieen vollends in's Klare zu kommen, denn das Herz ist, zumal bei einem Dichter, der beste Dolmetscher für die Sprache des Kopfes. Noch soeben hatten wir dringende Veranlassung, Victor Hugo's Unfreiheit gegenüber den theatralischen Effecten des ersten Kaiserthums, seine Anbetung vor dem Altare der glänzenden, kriegerisch-revolutionären Gewaltthat mit seiner demokratischen Entrüstung über den Mann des zweiten December in Vergleichung zu stellen, und es fehlt leider viel daran, daß seine sonstigen Herzensergießungen geeignet wären, die dabei über seinen und seiner Freunde politischen Fortschritt uns aufgestoßenen Zweifel zu heben.

Wir wollen damit nicht sagen, daß wir Ursache zu haben glauben, an Victor Hugo's aufrichtiger Begeisterung für die von ihm so beredt vertretene Sache der „Freiheit" und des „Volkes" zu zweifeln. Er spricht ganz gewiß als ehrlicher Mann, wenn er, trotz der bewußten „7,500,000 Stimmen", unverzagt das „Vox populi, vox dei" auf seine Fahne schreibt, aber leider glauben wir den ausdrücklichen Ausführungen und, was für uns noch wichtiger ist, einer Menge halb unbewußter Wendungen seiner Schrift die wenig trostreiche Ansicht entnehmen zu dürfen, daß ihm dabei immer noch, wie 1848, in erster Linie die von dem denkenden und besitzenden Mittelstande feindselig und mißtrauisch sich abwendende Menge als maaßgebender Factor

vorschwebt. Was er am „Volke" verehrt, sind immer noch die schwieligen Fäuste, welche das Pflaster aufreißen und die Pike ergreifen, gehorsam dem Rufe der dichterischen Apostel des „Ideals", und daneben etwa noch die sorglose, poetische Gutmüthigkeit, welche wohl, unbekümmert um den kommenden Morgen, das letzte Stück Brod mit dem Hungrigen theilt. Dagegen bricht tiefes Mißbehagen, nicht selten bis zum Hohn gesteigert, nur zu oft hervor, wo das Auge des republikanischen Dichters dem gar nicht chevaleresken Mittelstande begegnet, den nüchternen, rechnenden Leuten, welche selbstständig denken, selbstständig arbeiten und darum auch mehr unter den Eingebungen des Verstandes, als unter denen der Phantasie und des Herzens zu handeln gewöhnt sind. Wohl hat Victor Hugo seiner Zeit grimmig die Faust geballt, als das militärisch organisirte Vote universel dem nur von dieser Mittelklasse getragenen „Parlamentarismus" ein Ende machte. Wohl müßte die mindeste Ueberlegung ihm sagen, daß diesem Mittelstande alle jene Geisteshelden der Revolution entsprossen sind, für welche er neuerdings in so begeisterter Andacht entbrennt. Alles das kann ihn mit der Anmaaßung nicht versöhnen, mit welcher die Masse dieser „Industriellen", dieser „Bourgeois", dieser „Speculanten", dieser unerträglichen Philister sich untersteht, die Eingebungen des politischen Genius zum Verstande in's examen rigorosum zu schicken, und für dieselben nicht einen Finger zu erheben, wenn sie da nicht bestehen. Er weiß sie bei jeder Gelegenheit mit seinen schärfsten Pfeilen zu treffen und sieht ihnen ihre, hier beiläufig nicht etwa zu leugnenden oder zu vertheidigenden

Schwächen wohl ab. So läßt er während der Juni-Emeute 1832 einen wohlgenährten Vertreter ihrer Gattung mit seinem Söhnchen im Garten des Luxembourg spazieren, leutselig, gelassen, mit einem Lächeln, das „die Zähne zeigt, nicht aber die Seele". Der Kleine trägt die Nationalgarde-Uniform, der Emeute zu Ehren, der Alte aber Civil, um der Vorsicht willen. Während der Kanonendonner vom Kloster St. Méry herüber tönt, hält der bonus civis seinem Sprößling einen Vortrag über Bürgertugend und philosophischen Gleichmuth. „Sieh' mich an, mein Sohn! Ich liebe nicht übermüthigen Prunk. Nie sieht man Gold und Edelgestein an mir funkeln. Diesen falschen Glanz überlasse ich den niedriggearteten Seelen u. s. w." Dabei stochert er behaglich in seinen Zähnen und geht mit philosophischem Gleichmuth an einem hungernden „Sohne des Volkes" vorüber. Dem „Bourgeois" sind diese und ähnliche Ausfälle schon recht. Er hat die Gemeinheit, die „Gloire" nicht gern mit Millionen zu escomptiren; er macht sich des gemeinschädlichen Vergehens schuldig, die Emeute zu Gunsten politischer Theorien nicht für das erste Grundrecht eines großen, dem Ideale zustrebenden Volkes zu halten. Also fort mit ihm unter das Vote universel oder unter das Materialgesetz, je nachdem das „Volk" seine Freiheitslaune hat oder zur Abwechselung etwas „Gloire" verlangt. — „Ludwig Philipp habe seine Krone verloren, weil er auf Kosten des französischen Volkes bescheiden war." Dieser Schluß einer sonst billigen und vernünftigen Beurtheilung des Bürgerkönigs ist eine böse Vorbedeutung im Munde eines

Wortführers der allgemeinen Völkerverbrüderung, eines begeisterten Predigers evangelischer Liebe und eines, freilich wohl nur „philosophischen", nicht auch „logischen" Gegners der stehenden Heere und des Krieges. Es mahnt stark an das neueste, von allzu feinen Köpfen für bloße antibonapartistische „Ironie" genommene Auftreten Proudhon's zu Gunsten der Annectirung Belgiens und des Rheins und für die Theilung Italiens. Nicht geringere aber, als die eben erwähnten Verheißungen sind es, mit welchen Victor Hugo im Namen der Republik vor sein, gegenwärtig doch des Vote universel sich erfreuendes Vaterland hintritt. Einen Augenblick, im Paroxysmus seines Zornes gegen den Staatsstreich, gewann es den Anschein, als wäre der 4. December 1851 ihm zu einem Tage von Damascus geworden. Weggefegt von dem Kartätschenhagel der Boulevards erschien da die alte rechtgläubige Verehrung der Centralisation, der Mutter der Größe und des Ruhms, glänzender Feldzüge und mit theatralischer Geschwindigkeit in Scene gesetzter Revolutionen. Fortan sollte nun das schöne, freie Frankreich seine Staatspyramide auf der breitesten Grundlage selbstständiger Gemeinden errichten. Freie Geschworene, neben gewählten, absetzbaren (!!) Richtern sollten das Recht verwalten. Freie Priester, d. h. nicht nur frei von Beaufsichtigung durch den Staat, sondern auch frei von Gehalt, sollten die Herzen zum Himmel führen; eine Volkswehr endlich, in drei Auszügen, sollte Staatsstreiche wie Eroberungskriege fortan unmöglich machen. Die goldene Zeit war, ohne den bösen Decembermann, dicht vor der Thür.

Es fehlte nur noch das, bescheidener Weise dem zwanzigsten Jahrhundert vorbehaltene Luftschiff. Leider hat Victor Hugo die Anklage Ludwig Philipp's, modestiae crimine, und die Verherrlichung der „titanischen" Kürassiere von Waterloo zehn Jahre später geschrieben, und die bedenkliche Stelle von den „absetzbaren Richtern", welche schon jene republikanische Zukunftsidylle enthielt, wird durch die socialistischen Herzensergüsse in den Misérables in wenig erfreulicher Weise ergänzt. Der ganze, alte, despotisch-revolutionäre Humbug macht sich hier wiederum breit, gerade als hätte es kein 1848 und kein 1851 gegeben. Wiederum wird der englischen Selbstregierung der Vorwurf gemacht, daß sie zwar das Erzeugen des Reichthums trefflich verstehe, nicht aber „dessen Vertheilung". Wiederum ist von einer „mathematischen und brüderlichen Vertheilung des Lohnes" durch den Staat die Rede, wieder wird das Recht auf Arbeit sammt den Nationalwerkstätten als nothwendige Folge der Verpflichtung zur Arbeit verkündet. Wieder wird, unbeschadet der Ableugnung des rothen Gespenstes, den civilisés de la barbarie (den Vertheidigern der gegenwärtigen freien Concurrenz) zu Gunsten der sauvages de la civilisation, der socialistischen Barrikaden-Professoren, ein Schnippchen geschlagen, wobei natürlich das rosige Zukunftslicht auf die harten, blutigen Hände fällt, welche, im Dienste des Ideals, sich die „Edénisation du monde" zur Aufgabe machen. So widerruft Herz und Phantasie des Dichter-Politikers an einer Stelle, was Vernunft und bittere Erfahrung an der andern dictirten. Als einziges, erfreuliches Ergebniß des

innern Fortschritts, welchen den Verfasser auf diesem Gebiete unter den Prüfungen der Verbannung gemacht, bleibt schließlich nur der rühmliche Eifer für allgemeine Volksbildung zurück. Derselbe zieht sich, wie schon oben erwähnt wurde, durch die ganze Reihe der vor uns liegenden Arbeiten hindurch, ohne sich gleichwohl aus der glänzenden Nebelhülle allgemeiner Wünsche und begeisterter Lobpreisungen zu bestimmten Anschauungen und Vorschlägen hervor zu arbeiten. Und über diese Grenze geht denn auch des Dichter-Politikers neuestes Werk, die so eben in unsere Hände gelangte Jubelschrift über Shakespeare, deren besten Kern die beredte Ausführung desselben Gedankens bildet, trotz alles Aufwandes glänzendster Rhetorik nicht hinaus. Der Verfasser dieser Zeilen denkt es vor dem studierenden und denkenden Theile der Verehrer Shakespeare's schon verantworten zu können, wenn er eines ernsten Eingehens auf dieses seltsame, seit Monaten von der Presse des Aus- und Inlandes wie ein Ereigniß angekündigte Product, vom Standpunkte der Shakespeare-Literatur aus, sich glaubt enthalten zu dürfen. Victor Hugo selbst hat diese Sammlung von Herzensergüssen und bunten, aus allen Ecken zusammengeholten Notizen wohl nicht ernstlich als einen Beitrag zum Verständnisse des britischen Dichters gemeint. Er würde sich sonst, Franzose und Genie wie er ist, denn doch wenigstens die Mühe gegeben haben, die allergröbsten und schülerhaftesten Schnitzer zu vermeiden, Schnitzer, vor denen die Lectüre des ersten besten deutschen Werkes über Shakespeare ihn ausreichend bewahrt

haben würde. (Wenn Victor Hugo nämlich deutsch verstände, woran nach seiner mit großer Bestimmtheit abgegebenen Erklärung, das berühmte „ich dien'“ des Prinzen von Wales sei eine celtische Devise, ein bescheidener Zweifel wohl erlaubt sein wird.) Seine Lebensgeschichte Shakespeare's ist einfach eine kritiklose und nachlässige Zusammenstellung einer Anzahl von Fabeln und unverbürgten Anekdoten, welche die literarische Fraubaserei um den Namen des Dichters zusammen getragen hat. Wir werden z. B. benachrichtigt, daß Shakespeare's Familie ein Opfer ihres Katholicismus geworden ist, daß der Dichter hintereinander als Fleischer, Schulmeister, Advokatenschreiber und Wilddieb „sein Leben gemacht hat“, ehe die bittere Noth ihn zwang, unter die Komödianten zu gehen. Man weiß uns von dem „Sommernachtstraum“ zu erzählen, in welchem Shakespeare die für beide Theile verhängnißvolle Bekanntschaft seiner späteren Frau, Anne Hathaway, gemacht haben soll, so wie von seinen spätern Abenteuern als Pferdejunge und Rufer beim Theater. Das Globe-Theater ist für Victor Hugo einer jener Wirthshaushöfe, in welchen die englische Bühne des 16. Jahrhunderts ihre ersten Versuche anstellte. Aus dem „Sommernachtstraum“ hat er gelernt, daß man auf Shakespeare's Theater eine Wand durch einen mit Kalk bestrichenen Mann, den Mond aber durch einen Mann mit Laterne und Dornbusch darzustellen pflegte. Die selbsterfundene Chronologie der Shakespearischen Stücke (Victor Hugo erklärt sie bescheidener Weise, ohne Angabe irgend welcher Gründe, für die einzige beinahe gewisse) hat in ihrer Art große

Aehnlichkeit mit der berühmten Reiseroute des Kandidaten Hieronymus Jobs und würde schon für sich allein beweisen, daß der französische Commentator an seinem Shakespeare nur herum phantasiert hat, statt ihn zu studieren. Sie setzt u. a. Timon von Athen drei Jahre früher an als Romeo und Julie, rechnet auf das Jahr 1598 sieben der bedeutendsten Stücke und giebt nebenbei durch die „culturhistorischen“ Beilagen, durch welche sie die verschiedenen Zeitangaben illustrirt, eine ebenso treffliche als unwillkürliche Kritik der Art von Geschichtsbetrachtung, mit welcher dieser größte der jetzt lebenden französischen „Dichter und Denker“ seinem an der Spitze der Civilisation einherschreitenden Publikum zu imponiren gewohnt ist. „Im Jahre 1595“; heißt es da z. B., „während Clemens VIII. in Rom feierlich mit seinem Stabe Heinrich IV. schlug, nämlich auf dem Rücken der Cardinäle du Perron und d'Ossat, schrieb Shakespeare Timon von Athen; 1596, als Philipp II. eine Frau aus seiner Gegenwart verbannte, weil sie beim Naseschneuzen gelacht hatte, schrieb er Macbeth u. s. w.“ Sieht das nicht einem auf groteskes Zusammenwürfeln von Sentenzen berechneten Zettelspiel so ähnlich, wie ein Narr dem andern? Daß Victor Hugo an Shakespeare nur das Phantastische, Ungeheuerliche, Geheimnißvolle zu rühmen und zu schildern weiß, versteht sich für den Kenner französischer Romantik von selbst, wie es denn auch sehr natürlich zugeht, daß nur entweder mystisch-erhabene oder satirische Geister in der Reihe der dichterischen Genien Platz finden, welche in diesem seltsamer Weise den Namen Shakespeare's tragenden Buche

als die Führer der Menschheit gefeiert werden. Aeschylus, Hiob (soll wohl heißen der unbekannte Verfasser des Buches Hiob), Jesaïas, Ezechiel, Paulus (von dem der Verfasser nur die Geschichte der Vision zu kennen scheint) Juvenal, Dante, Rabelais, Cervantes, Shakespeare bilden die Reihe der großen Poeten. Am Ende derselben bleibt noch ein Platz offen für den — Dichter der französischen Revolution, dessen Namen der scharfsinnige Leser errathen muß. Schon Karl Frenzel hat neulich in einer sehr guten Anzeige des Victor Hugo'schen Buches mit Recht auf die Familienähnlichkeit des Verfassers mit den meisten dieser Auserwählten hingewiesen, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß der Dichter des Hernani und der Marion Delorme ein Aeschylus, oder der der Châtimens und der Misérables ein Rabelais sei. Unsere deutschen Dichter erhalten in dieser poetischen Geschichts-Philosophie überhaupt keinen Platz, worüber sie sich trösten werden. Dagegen wird Goethe gelegentlich als Vertreter des „Indifferentismus" unter den typischen Erscheinungen der deutschen Geschichte erwähnt und wegen einiger seiner bekannten geheimräthlichen Sentenzen weidlich herunter gemacht, ja ipsissimis verbis „an den Pranger" der Literaturgeschichte geschlagen. Wirklich ersten Ranges ist für Victor Hugo unter den bisherigen künstlerischen Leistungen Deutschlands nur die deutsche Musik, als deren Vertreter er Beethoven feiert. Daß er Shakespeare's Persönlichkeit in Hamlet, dem genialen Zauberer und Träumer wieder erkenne, entspricht vollständig der das ganze Buch durchziehenden Vorstellung, daß die Größe des Dichters

als solchen wesentlich auf dem Mystischen, Unergründlichen, Widerspruchsvollen, beruhe, worüber er sich bei jeder Gelegenheit mit einem wunderbaren Aufwande von, zum Theil sehr glänzender, Beredtsamkeit ergeht. In der Methode des ganzen Werks macht die wahrhaft bodenlose Leichtfertigkeit und Ungründlichkeit des Umspringens mit Leben und Geschichte einen um so spaßhafteren Eindruck, je ängstlicher sie bemüht ist, sich unter dem Maskenanzuge eines aus allen Ecken der Universal-Lexica zusammengetragenen Notizen-Krames ein ehrwürdiges Ansehen zu geben. Oder ist das zu viel gesagt, wenn wir z. B. mitten in einer Fluth entlegenster Notizen aus der Geschichte mittelalterlicher Wissenschaft gelegentlich belehrt werden, daß die Devise des Prinzen von Wales „Ich dien'", ein celtischer Sprachrest sei? wenn wir an anderm Orte erfahren, daß „Otnit" das deutsche Ritterwesen vertritt, so wie „Tutilo" die deutsche Universalität, daß der größte Nationalheld des deutschen Alterthums „Galgacus" heiße, daß ein Herr Goëtre für das deutsche Volk Rußland geistig erobert habe? und wenn ein andermal die Feinde des Aeschylus im athenischen Theater ihrem Hasse gegen den ihnen zu mystischen Dichter in den Worten Luft machen: „Aeschylus müßte vor Gericht gerufen werden und den Schierlingsbecher trinken, wie jener alte Lump von Sokrates" (der doch bekanntlich mehr als ein halbes Jahrhundert später lebte). „Ihr werdet sehen, daß man sich damit begnügen wird, ihn zu verbannen" — so werden wir es uns verzeihen dürfen, wenn wir die historische Gelehrsamkeit und die ästhetisch-philosophische Kritik dieses

seltsamen Buches auf sich beruhen lassen, wenn wir uns nicht den Kopf darüber zerbrechen, warum Victor Hugo die Königin Mab auf Prometheus zurückführt, es ihm auch nicht weiter verübeln, daß er die Entdeckung der zweitheiligen Handlungen im Shakespeare für seinen eigenen kritischen Scharfsinn in Anspruch nimmt und gelegentlich den Dichter Heinrich's VI., Heinrich's IV., des Julius Cäsar, des Coriolan u. s. w. wegen seiner großen Popularität, „seiner Anbetung des großen Haufens", „der heiligen Canaille", wie der Poet der Barrikadenkämpfer sehr passend sich ausdrückt, feurig in Schutz nimmt. Von einiger Wichtigkeit ist für uns in dem Ganzen nur die Ergänzung und Bekräftigung des Victor Hugo'schen social-politischen Glaubekenntnisses, zu welcher die Herzensergießungen über Shakespeare und andere Dichter vielfache Veranlassung geben. Dieselbe führt sich wesentlich auf zwei Momente zurück: Erbitterung gegen den Kaiser, seine Erfolge und sein System, und begeistertes Eintreten für die idealen Gewalten des Lebens, und ihre Vorkämpfer, die Dichter, für Menschenliebe und Bildung der Massen, von der er hofft, daß sie der Herrschaft der Leidenschaften und der Gewalt nächstens ein Ende machen werde. Nach beiden Richtungen hin bewährt des Verfassers Beredtsamkeit an zahlreichen Stellen ihre alte, wohlbekannte Gewalt. Hofpoeten, akademische Kritiker, „wohlgesinnte" Scribenten aller Grade, das ganze Heer der literarischen Polizei-Agenten, deren Geschichte leider fast so alt ist als die der Literatur selbst, müssen hier ein erbarmungsloses Spießruthenlaufen erdulden. Ihre Grundsätze werden drastisch

genug zusammengefaßt: „Der lyrische Schwung benebelt, das Schöne berauscht, das Große steigt zu Kopfe, das Ideal verblendet, wer es gesehen hat, weiß nicht mehr was er thut. Wenn Ihr über Sternen gewandelt seid, seid Ihr im Stande, eine Unterpräfectur auszuschlagen. Ihr habt nicht mehr Euern gesunden Menschenverstand; man könnte Euch eine Stelle im Senat Domitians anbieten und Ihr würdet sie nicht wollen. Ihr gebt dem Kaiser nicht mehr, was des Kaisers ist. Ihr seid so wahnsinnig, nicht ein Mal den gnädigen Herrn Incitatus, Consul und Pferd, zu grüßen. Dahin kommt es mit Euch, wenn Ihr in diesem schlechten Hause, dem Empyreum, getrunken habt. Ihr werdet stolz, ehrgeizig, uneigennützig. Seid also nüchtern. Es ist verboten, die Kneipe „Zum Erhabenen“ zu besuchen.“ — Ein andermal ist von den literarischen und historischen „Rettungen“ die Rede, die immer mehr Mode werden: „Man hat in unsern Tagen häufig Rettungen versucht. Wir sprechen nicht von Nero, der in der Mode ist (beiläufig, eine sehr schlecht angebrachte Anspielung auf die durchaus nicht dilettantischen oder komödienhaften schriftstellerischen Neigungen des Kaisers). Eine gewisse Genossenschaft von Geschichtschreibern und Kritikern ist aber voll von mitleidiger Theilnahme für die so arg verleumdeten Säbel, diese armen Säbel! Nun denke man sich erst die Zärtlichkeit für einen Yataghan (es ist nämlich zunächst von Omar, dem Vernichter der alexandrinischen Büchersammlung, die Rede). Der Yataghan ist das Ideal des Säbels. Er ist besser als viehisch, er ist türkisch u. s. w.

So geht es bei jeder Gelegenheit fort durch alle Register. Victor Hugo ist unerbittlich gegen den siegreichen Bezwinger der republikanischen Demokratie und gegen seine Helfershelfer und Schmeichler. Keine glänzenden Leistungen, auch keine freisinnigen Zugeständnisse können ihn versöhnen. „Er setzt seine Hoffnung nicht auf die Thränendrüse der Krokodile.“ Und dennoch, sobald die Darstellung von persönlichen Angriffen und Schmähungen zur Entwickelung, wir wollen nicht einmal sagen eigener Pläne, aber doch zur Verkündung republikanischer Aussichten und Hoffnungen sich wendet, ist eine merkliche Abkühlung, wo nicht Abschwächung, nicht zu verkennen. Die social-demokratische Symphonie ist sichtlich im Begriffe, aus dem wilden Allegro in's Maëstoso, wo nicht gar in's Adagio zu fallen. Nicht mehr dem Barrikadenkampfe, auch nicht den Wundern des allgemeinen Stimmrechts gilt diesmal Victor Hugo's Verehrung; er opfert vielmehr auf dem friedlichen Altar der Bildung, der Volksbildung zumal, an deren Verallgemeinerung der Sieg der Freiheit geknüpft wird. Unentgeltlicher und gezwungener Unterricht ist der Feldruf — und wir wären wahrlich die Letzten, dagegen Etwas einzuwenden (obgleich wir gegen den unentgeltlichen Unterricht unsere begründeten Bedenken haben) — wenn es uns nur gelungen wäre, hinter den mächtig aufwirbelnden Staubwolken der Victor Hugo'schen verzückten, überpoetischen Declamation auch nur einen Ansatz zu wirklichem Verständniß der Sache, ihrer Schwierigkeiten und ihrer wirklichen Aussichten zu entdecken. Aber was sollen wir, beim besten Willen der Anerkennung, dazu

sagen, wenn einmal, und noch dazu bei Gelegenheit der Verherrlichung Shakespeare's, das Schöne für den Diener des Wahren und Guten erklärt wird, und zwar in dem allerbuchstäblichsten und nüchternsten Sinne, daß es die Aufgabe des Dichters sei, auf Einführung bestimmter Verbesserungen, z. B. auf Vermehrung der Fibeln u. s. w., hinzuwirken — und wenn dann wieder allüberall eine so maaßlose, phantastische Vergötterung gerade des Räthselhaften, Unergründlichen, der Vernunft nicht Rede stehenden im dichterischen Genius sich ausspricht, daß man deutlich sieht, wie die unerläßliche Bedingung alles nachhaltigen Erfolges im Leben und schließlich auch in der Kunst, nämlich Klarheit, Maaß, Unterwerfung der bloßen Stimmung unter die Zucht des Gedankens, hier denn doch in bedenklichem Maaße vermißt wird. Das ganze Werk, mit allen seinen Vorzügen und Schwächen ist, daß wir es mit einem Worte sagen, eine sehr glänzende, schwungvolle, aber entsetzlich ungründliche und unklare Oratio pro domo, eine an das Shakespeare-Jubiläum aus äußern, zum Theil wohl gar rein geschäftlichen Gründen anknüpfende Verherrlichung der auserwählten, über die gemeinen Verhältnisse der Menschheit weit hervorragenden dichterischen Persönlichkeit und deren Stimmungen und Eingebungen, die um so hohler erscheinen muß, je mehr sie sich den Anschein giebt oder auch sich einredet, ernstlich in den Dienst der sittlichen Lebensgewalten zu treten. Und wenn wir schließlich ein Bekenntniß ablegen sollen über unsere Ansicht von dem Endergebniß des geistigen Kampfes,

den Victor Hugo nun seit dreizehn Jahren gegen das Kaiserthum führt, so — wir wollen es nur geradezu heraus sagen — so können wir nur eine unaufhaltsam sich vollziehende Abdankung der Vorstellungen und Stimmungen feststellen, welche in der Februar-Bewegung ihren ebenso unfruchtbaren als lärmenden und gewaltsamen Ausdruck fanden. Die Fülle edler Gesinnung und schwungvoller Begeisterung, welche sich in Einzelnheiten sehr häufig kundgiebt, kann uns zu einer Milderung dieses Urtheils nicht bestimmen, weil wir überall das A und O politischen Fortschritts, die Achtung vor dem Vertragsrechte, vermissen. Wir drücken dem Dichter wie dem Publicisten in herzlicher Zustimmung die Hand, wenn er aus der Fülle seines patriotischen Schmerzes gegen die erfolgreiche Gewaltthat die Sache der Ehre und des Gewissens führt, aber wir vermissen die folgerichtige Durchführung dieser Grundsätze jedesmal, wo eins seiner „Ideale“ in Frage kommt, und der social-politische Inhalt dieser ganzen glänzenden Rhetorik hat unsere Ueberzeugung nicht erschüttert, daß in Frankreich ebenso wie in germanischen Ländern der Weg zur Freiheit nur durch die allgemeine und gründliche Entwickelung des Rechtssinns gehen kann. So lange es nur darauf ankommt, Proletarier-Massen mit dem Vote universel zu beherrschen, selbstsüchtige Spießbürger in Ruhe zu lullen und erhabene Spectakelstücke in Scene zu setzen, gehört nach dem natürlichen Gange der Dinge nicht den Republikanern, sondern ihren klügeren und folgerichtigeren Geistesgenossen, den

Bonapartisten, der Sieg. Wir werden nun den Versuch machen, auch nach dieser Seite hin auf dem Wege einer literar-historischen, dem Kaiser selbst gewidmeten Studie, dem Verständnisse des heutigen Frankreich einen Schritt näher zu treten.

X. Louis Napoleon *).

Sollten vielleicht Patrioten und eifrige Literaturfreunde mit uns in's Gericht gehen wollen, weil wir es wagen, diese den Führern des zeitgenössischen französischen Geistes gewidmeten Betrachtungen mit einer Studie über den Schriftsteller Louis Napoleon zu beschließen? Wir haben uns nach reiflicher Erwägung entschlossen, über dies allerdings nicht so fern liegende Bedenken uns hinweg zu setzen, und zwar, wie man uns glauben wird, nicht aus Sympathie für die „Napoleonischen Ideen", noch aus einem vielleicht überschätzenden Wohlgefallen an des Autors immerhin sehr bedeutender schriftstellerischer Begabung:

---

*) Vgl. Oeuvres de Napoléon III. T. I—IV. Paris 1856. Der erste Band enthält: L'idée Napoléonienne 1840; 1688 et 1830, ein politisches Pamphlet, 1841; Lettre à M. Lamartine 1843; Rêveries politiques 1832; Mélanges (Gemischte Aufsätze über die verschiedenartigsten politischen Fragen). Im zweiten Bande folgen die Aufsätze über den Pauperismus 1842; die Zuckerfrage 1842; Considérations politiques et militaires sur la Suisse 1833; Projet de loi sur le récrutement de l'armée, quelques mots sur Joseph Napoléon Bonaparte; le Canal de Nicaragua. Im dritten Bande stellt der Kaiser seine politischen Reden und Manifeste zusammen, und der vierte enthält das Fragment seiner Arbeit über die Vergangenheit und die Zukunft des Geschützwesens. —

sondern weil wir der Ansicht sind, daß in keinem französischen Schriftsteller prägnanter und lehrreicher die Geistesströmung sich kund giebt, welcher die Gegenwart und wohl auch noch die nächste Zukunft unserer Nachbarn gehört, und mit welcher wir rechnen müssen, wir mögen es wollen oder nicht. Es ist, wenn vielleicht eine Gefahr, so doch gewiß ein wohlerworbener Ruhm des Kaisers, daß er unter den zahllosen Advocaten und Handlangern seines Systems als der auch geistig herrschende Meister ohne Nebenbuhler hervorragt. Napoleon III. ist zudem unserer Ansicht nach nichts weniger als ein bornirter Bonapartist. Er spricht überall mit klarster Umschau und vollkommen unbefangener und sachkundiger Würdigung der seinem System entgegentretenden Gegensätze, und unterscheidet sich von nicht wenigen gefeierten französischen Historikern und Politikern sehr zu seinem Vortheile durch eine, zu Zeiten fast an deutsches Weltbürgerthum erinnernde Freiheit und Unbefangenheit des Urtheils. Eine feindselige Kritik, welche das Urtheil über die Gediegenheit und Aufrichtigkeit der in seinen Schriften entwickelten Ansichten und Grundsätze lediglich auf die Vergleichung der Aussprüche des flüchtigen und verbannten Prinzen mit der Verwaltungspraxis des Präsidenten und des Kaisers gründet, wird darum stets leichte Arbeit haben und des Beifalls der Menge gewiß sein, auch wollen wir einer solchen Taktik ihre Berechtigung da, wo es darauf ankommt, vom Parteistandpunkte aus auf die Masse zu wirken, keineswegs bestreiten. Wenn wir gleichwohl weit entfernt sind, sie hier nachahmen zu wollen, so leitet uns

neben unserer Vorstellung von der Würde und Freiheit der wissenschaftlichen Untersuchung auch die praktische Erwägung, daß das Streben nach einem möglichst unbefangenen und gründlichen Verständnisse gerade dieses vielgestaltigen und tief angelegten Mannes heute vielleicht mehr als je ernsten und denkenden deutschen Patrioten zu empfehlen sein dürfte. Möge die nachfolgende Darstellung in dieser Richtung wenigstens einen Anstoß zur Klärung des Urtheils und zur Begründung von Anschauungen gewähren, welche im Sturme der Ereignisse Stand halten, weil sie nicht auf Stimmungen, sondern auf gründliche Erwägung von Thatsachen sich gründen.

Die Schriften und Urkunden, welche bei dieser Studie uns vorliegen, umfassen einen Zeitraum von 27 Jahren, von des Prinzen Napoleon ersten politisch-literarischen Versuchen (1822) bis zu den Staatsschriften und Reden des italienischen Krieges (1859). Sie umschließen ein ausgedehntes Gebiet geschichtlicher, staatsmännischer und volkswirthschaftlicher Fragen. Von der rein wissenschaftlichen Studie und der nach unbefangener Erfassung der Wirklichkeit ringenden geschichtlichen Darstellung bis zum Zeitungsartikel, zur Gelegenheitsrede, und zum Tagesbefehl sind die mannigfaltigsten hier zulässigen Formen in ihnen vertreten und das Ganze scheint uns vollkommen geeignet, einem über die schwankenden Vermuthungen des Tages hinausreichenden Urtheile über den Charakter, die Anschauungen und die Befähigung des Schriftstellers, so wie über die Lebensbedingungen der von ihm mit Plan und Bewußtsein vertretenen, gegenwärtig

durch ihn und mit ihm herrschenden Partei zur Grundlage zu dienen.

Was dem deutschen Betrachter an diesen gesammten Kundgebungen zuerst und zumeist auffallen muß, ist, wie wir schon oben bemerkten, die den Kaiser von seinem großen Vorgänger sehr zu seinem Vortheile unterscheidende Gerechtigkeit und Unbefangenheit des in ihnen sich aussprechenden politischen Bewußtseins. Die Vertheidiger der napoleonischen Staatsactionen werden dereinst, namentlich wenn das Glück dem Kaiser bis zuletzt treu bleiben sollte, um Milderungsgründe für seine harten Zusammenstöße mit der bürgerlichen Moral nicht verlegen sein. Sie werden mit Recht die bodenlose Zerfahrenheit des Parteitreibens betonen dürfen, aus dessen Chaos der Staatsstreich wie ein klärender Donnerschlag hervorbrach. Es wird ihnen nicht an Belegen fehlen, um für den glücklichen Usurpator die seit des Pisistratus Zeiten zur echten Tyrannis gehörenden Züge persönlicher Liebenswürdigkeit geltend zu machen, und auch von reellen, nicht nur dem französischen Volke geleisteten Dienste wird dabei ohne Schädigung der Wahrheit die Rede sein können. Aber eines wird auch der dienstfertigste Apologet des Bonapartismus zu vermeiden haben: er wird nicht behaupten dürfen, daß der Wiederhersteller des Kaiserreichs die Wohlthaten der bürgerlichen Freiheit, der gesetzlich geregelten Selbstregierung den Franzosen vorenthalten habe aus Mangel an eigenem Verständniß für deren Natur und Bedeutung. Des Kaisers eigene Bekenntnisse, aus den verschiedensten Zeiten seiner publicistischen Thätigkeit, würden dagegen zeugen. Dieselben,

unzweideutig und vollständig wie sie sind, entwickeln in dieser Richtung vielfach eine Klarheit, ein tiefes Sachverständniß, um welches die meisten Wortführer der französischen Constitutionellen und Demokraten ihren siegreichen Gegner beneiden könnten. Wir unsererseits wenigstens hoffen dem Vorwurfe parteiischer Auffassung zu entgehen und durch die dem Gegenstande innewohnende Logik gerechtfertigt zu werden, wenn wir bei diesem Versuche, uns in der Gedankenwelt des räthselhaften Mannes zurecht zu finden, diese Seite seiner Bekenntnisse nicht als eitel Blendwerk und Taschenspielerei bei Seite werfen, sondern sie vielmehr zum Ausgangspunkte der Betrachtung machen.

Wir haben zunächst die mehrfachen Vergleichungen englischer, deutscher und französischer Zustände im Sinne, welche in den verschiedensten Formen sich durch die geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Schriften des Kaisers hindurch ziehen. Dieselben zeigen nicht eine Spur der nationalen Befangenheit, welche selbst in eines Gelehrten und Denkers, wie Guizot, Ausführungen nur zu seltsam berührt. Frankreich, das Land, auf welches die Verhältnisse Louis Napoleon's Thätigkeit in erster Linie hinweisen, wird ihm selbstverständlich so zum Gegenstande eines beständigen Studiums, auf welchen er, mit Plan und Bewußtsein, jeden von irgend einer Seite ihm kommenden Lichtstrahl reflectiren läßt. Frankreichs Bedürfnisse und Leidenschaften sucht er zu erforschen, auf Frankreichs Meinung zu wirken ist bei Allem, was er schreibt, sein Gedanke. Aber er selbst ist keinesweges in dem

Zauberkreise der französischen Ideen gefangen und zeigt sich, bei allem zur Schau getragenen Patriotismus, oft genug wenig geneigt, in den hergebrachten Ton französischer Selbstvergötterung einzustimmen. Seine einzige, bis jetzt erschienene, eigentliche historische Arbeit, die leider Fragment gebliebene „Geschichte der Vergangenheit und Zukunft des Geschützwesens" (1846) gewährt unter diesem Gesichtspunkte ein eigenthümliches Interesse, wie sie denn überhaupt keinesweges des prinzlichen oder kaiserlichen Nimbus bedarf, um für ihre klare, durch und durch pragmatische Auffassung der Thatsachen, so wie für ihre bündige, elegante und kräftige Sprache die Theilnahme des Lesers zu gewinnen. Das Werk leistet mehr, als der bescheidene Titel verspricht. Bei aller Sorgfalt, mit welcher der Verfasser der militärisch-technischen Seite seines Gegenstandes gerecht wird, hält er die Fäden in sicherer Hand, welche denselben mit den großen Mittelpunkten des historischen Interesses verbinden. Die Geschichte des Geschützwesens wird in seiner Hand eine an feinen Bemerkungen reiche Würdigung des Einflusses, welchen die Ausbildung des Heerwesens auf die Zersetzung und Vernichtung des Feudalsystems ausgeübt hat. Es fehlt dabei natürlich nicht an genauen Beschreibungen von Kriegsmaschinen und Schlachten, von den Zeiten Philipp's v. Valois bis auf die Gustav Adolf's hinab, bei welches letzteren Geschichte die Arbeit abbricht. Die Bogen und Armbrüste des vierzehnten Jahrhunderts, die Hakenbüchsen, Bombarden, Feldschlangen, Falconets u. s. w. aus der Jugendzeit des Geschützwesens, die Lanzknechte, die „schwarzen

Banden", die schweizerische, von Piken und Hellebarden starrende Phalanx, dann Gustav Adolf's, des eigentlichen Schöpfers der neuern Kriegskunst, bewegliche und kunstvoll gegliederte Schaaren — alles das zieht in lebendiger Anschaulichkeit an uns vorüber. Weit hinaus aber über das Interesse dieses gut geordneten, geschichtlichen Stoffs fesselt den denkenden Leser die überall hervortretende Einsicht in die bestimmenden Ursachen militärisch-politischer Erfolge und die durch nationale Befangenheit nirgend getrübte Gerechtigkeit des Urtheils. Mit einschneidender Bestimmtheit wird unter Anderem bei Schilderung des vierzehnten Jahrhunderts die Ueberlegenheit der englischen Kriegführung über die französische auf ihre politischen Gründe zurückgeführt. „Die Furcht vor dem Volke und die Verachtung desselben, so wie der Mangel einer soliden Heeresverfassung, das waren die unaufhörlichen Ursachen unserer Niederlagen." Der französischen Ritterschaft wird der ihr gebührende Ruhm des fast unwiderstehlichen Ungestüms bei'm massenhaften Reiterangriffe nicht verkürzt. Aber um so schärfer tritt daneben hervor, wie alle diese Tapferkeit einer vom Volke feindselig getrennten Kaste vergeblich wurde, sobald ihr eine nationale, von bürgerlichem Rechtsbewußtsein und Vaterlandsliebe getragene Wehrkraft gegenübertrat. Der Verfasser läßt absichtlich die grellsten Schlaglichter auf diese Seite der französischen Kriegführung fallen. Er erzählt von jenem Infanterie-Hauptmann, der, wie Fallstaff von Tewskbury, nach Verlust seiner ganzen Compagnie allein aus der Schlacht von Senlis (1418) zurückkam: „et faisait on grant risée

(im französischen Ritterlager) pour ce que c'était tous gens de povre estat". Es wird betont, wie bei Courtray (1302) die Gemeinen sich so gut schlagen, daß Ritter Valepaylle zum Grafen von Artois (nach der Reimchronik) spricht:

Sire, cil vilain tant feront
Que l'honneur en emporteront,

worauf die Ritter ihren eigenen Armbrustschützen und Pikenieren in den Rücken fallen und über sie weg reiten. Ebenso ließ Philipp v. Valois bei Crécy seine Arbalétriers in einem Anfalle von Unmuth niederhauen, indem er rief: „Or tôt tuez toute cette ribaudaille qui nous empêche la voie sans raison". Auch vergißt der Prinz nicht zu berichten, wie man in Frankreich das um 1394 als Volksbelustigung kaum eingeführte Bogenschießen aus Kasten-Hochmuth und Mißtrauen gegen den gemeinen Mann alsbald wieder verbot — während die englischen Könige ihre streitbaren, bei Handhabung des Bogens aufgewachsenen Freisassen von Sieg zu Sieg führten. Später werden die Niederlagen Karl's des Kühnen, der doch an seinen Heeren nichts sparte und jeden Fortschritt der Kriegskunst eifrigst benutzte, kurz und schlagend gekennzeichnet: „als die eines Mannes, welcher zu Grunde geht, weil er die reichen Mittel einer neuen Zeit im Dienst der alten Ideen verwendet", weil er glaubt, mit Geld, Pferden, Geschützen und Söldnern ein Reich ohne Volk und ohne natürlichen Mittelpunkt gründen zu können. Es wird späterhin sogar die Thatsache nicht verschwiegen, daß am Ende des funfzehnten und am Anfange des

sechszehnten Jahrhunderts die kriegerische Kraft aller festländischen Heere, auch des französischen, wesentlich auf dem deutschen und schweizerischen Fußvolk beruhte, daß die französische Infanterie damals nicht in's Gefecht wollte, wenn sie nicht Lanzknechte oder Schweizer zur Seite hatte, welchen Fremden man ausschließlich die Bewachung des Geschützes anzuvertrauen pflegte. Der Prinz findet ein schönes, anerkennendes Wort für jenen deutschen Lanzknecht, welcher bei Ravenna für französischen Sold die That Winkelried's wiederholte, „denn es ist gut", fügt der Spender der Helena-Medaille hinzu, „daß man sich der tapferen Thaten der Männer erinnere, die für Frankreich gestorben sind". Nur zu einschneidend fügt er dann freilich hinzu: „Aber freilich, Winkelried's Name ist in der Geschichte geblieben, als der eines volksthümlichen Helden, während Niemand den des Lanzknechtes kennt!" Und das Facit der Rechnung wird endlich in den Worten gezogen, an die zu erinnern am Vorabende eines Krieges doppelt gerathen sein dürfte: „Das französische Volk war eben zu sehr unterdrückt, und nur das Gefühl der eigenen Ehre und Würde macht gute Soldaten", so wie in dem an die nämliche Adresse gerichteten Ausspruch: „Car le prestige ne dérive pas du privilége, mais des devoirs que le privilége impose."

Hier wäre denn nun auch der Ort, gleich jener durch ihre Unbefangenheit und Unparteilichkeit bemerkenswerthen Aussprüche zu gedenken, in welchen der Nachfolger des Mannes von Jena und Leipzig wiederholt auf die preußische Heeresverfassung zurückkommt, d. h. auf

das Heerwesen Scharnhorst's und Gneisenau's, welches damals noch in vollen Ehren bestand. Louis Napoleon verweilt mit Vorliebe auf dem Gegenstande, theils in seinem Gesammt-Glaubensbekenntnisse, der „Napoleonischen Idee", theils in besonderen, zum Theil im Progrès du Pas de Calais zuerst veröffentlichten Aufsätzen, sämmtlich aus den vierziger Jahren. Als leitender Gedanke zieht sich durch alle diese Arbeiten eine warme Anerkennung der volksthümlichen und bürgerfreundlichen Auffassung des Heerwesens, welche die damalige preußische Wehrverfassung, wenigstens im Geiste ihrer Begründer, durchdrang. Das preußische Heerwesen, meint Prinz Bonaparte (T. I. p. 95), biete unermeßliche Vortheile. Es lasse die Unterschiede schwinden, welche den Bürger und den Soldaten trennen, es gebe allen bewaffneten Männern dasselbe Ziel: die Vertheidigung des vaterländischen Bodens. Es gewähre die Mittel, eine große Macht mit geringen Kosten aufzubringen. Es mache ein ganzes Volk befähigt, mit Erfolg einem feindlichen Einfalle zu widerstehen u. s. w. Aehnlich heißt es in einem Aufsatze über das französische Heerwesen (I. p. 423): „Ein preußischer General habe eines Tages das Wort gesprochen: in einem wohlgeordneten Lande müsse man nicht wissen, wo der Soldat aufhört und wo der Bürger anfängt." Darin liege die Philosophie eines Systems, welches unfehlbar von allen Mächten des Festlandes werde angenommen werden, da es den zeitgemäßen Forderungen der europäischen Völker entspreche. Der Prinz hat dabei natürlich den ursprünglichen

Scharnhorst'schen Plan im Sinne, in welchem, Angesichts der bei den Krümpern und der Landwehr von 1813 gemachten Erfahrungen, die „Landwehrrekruten" noch nicht als unpraktisch galten. Er rühmt an einer anderen Stelle (Ueber das Rekrutirungsgesetz, 29. April 1843, II. p. 315), daß man in Preußen jenen Schacher nicht kenne, welcher den Namen eines weißen Sklavenhandels verdiene, und dessen Wesen sich durch die Worte ausdrücken lasse: „Einen Mann erkaufen (wenn man reich sei), um sich von dem Kriegsdienste zu befreien und dafür einen Mann aus dem Volke hinsenden, damit er an unserer Stelle sich todtschießen lasse." Sein Gesammturtheil über den Gegenstand aber faßt er (I. p. 423) deutlich und bündig in die Worte zusammen: „So löst das preußische System die Aufgabe materiell und moralisch, denn nicht nur vom militärischen Standpunkte ist diese Einrichtung vortheilhaft, sondern auch unter philosophischem Gesichtspunkte verdient sie bewundert zu werden, weil sie jede Scheidewand zwischen dem Soldaten und dem Bürger zerstört, und weil sie das Gefühl jedes Mannes erhebt, indem sie ihn lehrt, daß die Vertheidigung des Vaterlandes seine erste Pflicht ist."

Und nicht nur in militärischen Dingen ist dem Prinzen diese Unbefangenheit des Urtheils eigen. Er bewährt sie nicht weniger in Fragen, welche die durch seine Familienüberlieferungen und die Natur der französischen Gesellschaft ihm bereitete Stellung im Grunde noch näher berühren. Nicht nur daß er das deutsche Unterrichtswesen, vielleicht in Erinnerung an seine eigenen Augsburger

Studien, mehrfach rühmend hervorhebt, daß er mit richtigstem Tact in der Theilnahme der Geistlichen an einer gemeinsamen, freien, akademischen Bildung die beste Gewähr für die ihnen in der öffentlichen Achtung gebührende Stellung erblickt: auch den eigentlich brennenden Fragen, welche romanisches und germanisches Wesen bis heute noch trennen, geht er mehr als einmal mit voller Aufrichtigkeit und Entschlossenheit zu Leibe. Wiederholt regt sich, trotz der planmäßigen Verherrlichung des ersten Kaiserreichs, die gesunde Einsicht des verbannten und verfolgten Prinzen, sobald er des Verhaltens seines großen Vorfahren (und sämmtlicher französischer Regierungen) zur persönlichen Freiheit der Franzosen gedenkt. Und er bleibt nicht einmal immer bei dem herkömmlichen lahmen Hinweise auf die liberalen Absichten stehen, welche der Kaiser gewiß ausgeführt haben würde, wenn ihn der Neid der Könige und die unverständige Ungeduld der Völker nicht daran gehindert hätten. Es werden gelegentlich die Grundbedingungen der englischen Freiheit, unbekümmert um ihren schneidenden Gegensatz gegen die französischen Zustände, mit Sachkenntniß und Anerkennung geschildert. Nicht nur, daß in tendenziösen, zunächst gegen die Doctrinärs der Julirevolution gerichteten Darstellungen („1688 und 1830") Wilhelm's des Oraniers aufrichtiger Gehorsam gegen die Grundgesetze des Landes als die eigentliche Grundbedingung seiner Erfolge ausdrücklich gerühmt wird: der Aufsatz „Ueber die persönliche Freiheit in England" (in den Mélanges politiques, im zweiten Theile der Werke) geht noch tiefer auf den Gegenstand ein. Nach Mittheilung

und Erklärung der Habeas-Corpus-Acte sagt der Napoleonide dem französischen Publikum: „In England ist die Regierung nie leidenschaftlich. Ihr Verfahren ist gemäßigt und immer gesetzlich. Auch kennt man dort nicht die Verletzungen des Hausrechts, denen man in Frankreich so ausgesetzt ist. Man achtet das Geheimniß der Familien, indem man die Briefe nicht anrührt. Man hindert die erste der Freiheiten nicht: die Freiheit, zu gehen, wohin man will, denn man verlangt keine Pässe, die nur eine Plage und ein Hinderniß für den friedlichen Bürger sind, ohne irgendwie diejenigen aufzuhalten, welche die Wachsamkeit der Obrigkeit täuschen wollen." Nicht einmal die Befugniß der englischen Gerichte, Verhaftung for contempt, wegen Beleidigung des Gerichtshofes, zu verfügen, findet Gnade vor den Augen des freisinnigen Prinzen. Er ruft die öffentliche Meinung zum Kampfe gegen diese Waffe der Willkür auf und liest dann den Franzosen über ihren Mangel an Verständniß für alle diese Dinge in goldenen Worten den Text: „Man störe in Frankreich die Ruhe der Bürger, man verletze ihre Wohnung, man lasse sie Monate lang in vorbeugender Haft verschmachten: so werden vielleicht einige edelmüthige Männer ihre Stimme erheben, aber die öffentliche Meinung wird ruhig und gleichgültig bleiben, so lange man nicht eine politische Leidenschaft weckt. Da liegt der große Grund gewaltthätiger Regierung. Sie kann eben gewaltthätig sein, weil sie keinen Zügel findet." — Auch die zweite, gleich wichtige Grundlage staatsbürgerlicher Freiheit, das Vereins- und Versammlungsrecht, wird in einem anderen Artikel

mit ähnlicher Sachkenntniß gewürdigt (II. p. 19). „Dieses Recht", meint der Prinz, „sei die Grundlage jeder parlamentarischen Regierung. Die Stärke des englischen Parlaments bestehe darin, daß der politische Rohstoff stets in Hunderten von Versammlungen, Zweckessen, Clubs u. s. w. gereinigt werde, ehe er unter das parlamentarische Walzwerk komme" — und was wäre von unserem Standpunkte aus schließlich einzuwenden gegen die Vorschläge, mit welchen Louis Napoleon am Schlusse seines Aufsatzes über das Rekrutirungsgesetz (29. April 1843) gegen die damaligen französischen Constitutionellen zu Felde zieht: „Statt sich zu bemühen, in Frankreich die aristokratische Verfassung Englands nachzuahmen, möge man von England lieber die Einrichtungen annehmen, welche die persönliche Freiheit beschützen, den Genossenschaftsgeist entwickeln und das Bewußtsein der auf Rechtssicherheit gegründeten bürgerlichen Gleichheit heranziehen. Von Deutschland endlich solle man das System des öffentlichen Unterrichts entlehnen, so wie die Gemeindeverfassung und die Heeres-Organisation."

So der aus dem Lande seiner Hoffnungen verbannte, so der selbst eingekerkerte Prinz und Kronprätendent. Daß es Angesichts seiner späteren kaiserlichen Praxis, namentlich zur Zeit der reactionären Hochfluth, in der freisinnigen Presse Sitte geworden ist, alle diese und ähnliche Aeußerungen eines klaren und vorurtheilsfreien Kopfes als nichtswürdige Heuchelei zu brandmarken, — darüber wird Niemand sich wundern dürfen, der in den schweren Rückschlägen des verflossenen Jahrzehntes die Gewalt der

Thatsachen an sich und Anderen erfahren. Die öffentliche Meinung, namentlich in Deutschland, hatte vor 1848 den Prätendenten Louis Napoleon kaum gelegentlich eines Blickes gewürdigt. Die Größe, so wie die Verschuldung des ersten Napoleon, vor dessen Schatten man noch zitterte, drückten mit gleicher Wucht die Gestalt des „Abenteurers“, der es wagte, die furchtbare Erbschaft dieses Namens antreten zu wollen, in ihr Nichts zurück. Wer kümmerte sich um die Versprechungen und Aussprüche eines jungen, anrecht- und besitzlosen Mannes, der, aller Geschichtsphilosophie zum Trotze, den Bonapartismus nicht als eine ein- für allemal abgefertigte Ausnahmserscheinung wollte gelten lassen, der die Bedeutung eines fortwirkenden, zukunftsreichen politischen Princips für denselben in Anspruch nahm und der zumal in seinen Versuchen, diesen Ueberzeugungen Geltung zu schaffen, es zweimal so gröblich versehen hatte? — Und als dann derselbe Mann durch die von der Februarrevolution offen gelegte Bresche seinen Siegeslauf nahm, wer hätte es da den Enttäuschten, Geschlagenen, Zertretenen hüben und drüben verübeln mögen, wenn sie einfach nach dem Buchstaben seiner ihm ungünstigsten Erklärungen mit ihm in’s Gericht gingen und Alles, was er früher gesagt und gethan, nur so weit in Erinnerung brachten, als es dazu beitragen konnte, den „Verrath“ noch schwärzer, die „Heuchelei“ noch verächtlicher erscheinen zu lassen?

Man wird es uns zutrauen, daß wir auch heute, trotz des orientalischen und des italienischen Krieges, trotz der Handelsverträge, der Verkehrserleichterungen und der

bis jetzt in mancher nicht geringen Versuchung siegreich bestandenen freundnachbarlichen Haltung des Kaisers, diese Worte nicht etwa schreiben, um eine Apologie des Staatsstreichs einzuleiten. Aber freilich glauben wir daran erinnern zu müssen, daß wenigstens die Anklagen der Heuchelei und Falschheit um ein Bedeutendes an Schärfe würden verloren haben, wenn man öfter und gründlicher, als es geschehen, sich die Mühe gegeben hätte, in den Schriften des Kaisers dem Zusammenhange der ihn leitenden Gedanken nachzuforschen. Wir wollen es jetzt versuchen, dem Gegenstande von dieser Seite her einen ernstlichen Schritt näher zu treten. Unter den Documenten, auf welche die Untersuchung sich zu stützen hat, steht die Schrift Louis Napoleon's „Ueber die Napoleonische Idee“ (Oeuvres T. I.), sein ausdrückliches, politisches Glaubensbekenntniß, wie billig voran, aber auch die zahlreichen sonstigen, unter dem Titel „Mélanges politiques“ in den beiden ersten Theilen der Werke zusammengestellten Aufsätze gewähren ein willkommenes Material. Daß alles dieses mit der Vorsicht zu benutzen ist, mit welcher man wohl aus den Plaidoyers eines geschickten Advokaten seine Meinung entziffert, versteht sich von selbst. Doch darf hinzugefügt werden, daß die Verhüllungen und Widersprüche meist nur Zeit- und Detailfragen berühren, während die auf die Regierung Frankreichs berechneten Grundzüge des Systems sich keineswegs ängstlich dem Lichte entziehen.

Mit einer gewissen Genugthuung darf vom deutschen Standpunkte zunächst festgestellt werden, daß Louis

Napoleon nicht der Ansicht ist, in seiner Idée Napoléonienne eine allen ihm erreichbaren Völkern mit Güte oder Gewalt zu applicirende, unfehlbare Heilslehre zu besitzen. Er stellt sich völlig auf den Boden der historisch-politischen Erkenntniß des Jahrhunderts und giebt von vorn herein zu, daß es die erste und wesentlichste Eigenschaft einer guten Verfassung sei, auf das specielle, ihr zu unterwerfende Volk zu passen: und zwar müsse sie ihre Form der Vergangenheit desselben entlehnen, ihren Inhalt der Gegenwart, ihren Geist aber der Zukunft. Was dann als Kern der Napoleonischen Politik und als das Heil und die Rettung Frankreichs empfohlen wird, ist eher alles Andere, als constitutionell oder republikanisch — weshalb Constitutionelle und Republikaner sich denn auch um so mehr bedenken sollten, den Verfasser des Betruges und der Sinnesänderung anzuklagen, weil er die von Millionen französischer Urwähler ihm entgegen getragene Macht bei erster Gelegenheit eben zur Durchführung seines, vor aller Welt längst offen daliegenden Programms benutzte.

Mit vollster Offenheit legt nämlich der Prinz überall, wo er speciell und systematisch französische Politik treibt, den ganzen Nachdruck auf die leichte und kräftige Arbeit einer die gesammte Nationalkraft planmäßig verwerthenden Verwaltungsmaschine und auf die dem Einzelnen, als Ersatz für seine Selbstständigkeit, gebotene Möglichkeit, innerhalb dieses gleichmäßig und unwiderstehlich arbeitenden Mechanismus für sein persönliches Interesse zu sorgen, speciell, nach Maaßgabe von Neigung

und Kräften, seinen Ehrgeiz oder seine Gewinnsucht zufrieden zu stellen. Dagegen werden die, wie wir gesehen haben, dem Verfasser sehr wohl verständlichen Grundlagen der staatsbürgerlichen Freiheit überall, wo die „Napoleonische Idee“ in zusammenhängender Entwickelung auftritt, so absichtlich in einen blauen Zukunfts-Nebel gehüllt, daß nur sanguinische Voreingenommenheit oder Parteitendenz über die Tragweite der hin und wieder auftauchenden liberalen Wendungen sich täuschen kann. Mit besonderer Sorgfalt, als das eigentliche Fundament des Systems, wird überall die durch den Bonapartismus gesicherte Gleichberechtigung, die Beseitigung der Privilegienwirthschaft, die jedem Talente, jeder Kraft geöffnete freie Bahn, die jeder Leistung gesicherte Aufmunterung und Belohnung in Scene gesetzt. Kein „Säbelregiment“ habe der Kaiser geführt, wie man fälschlich ihm vorgeworfen. Stets habe er in der Verwaltung den Civilbeamten den Vortritt gelassen, selbst in den eroberten Ländern; keine Civilstelle sei an Officiere vergeben worden; die Ehrenlegion habe keinen Unterschied des Standes, noch der Person gemacht, und wenn das Gesetz bisweilen streng war, so sei es doch für alle dasselbe gewesen. Um aber diese Masse gleichberechtigter, zusammenhangsloser Einzelwesen einer mächtigen Action fähig zu machen, sei es nothwendig gewesen, sie zu discipliniren, und das habe der Kaiser in genialer, der Natur des Volkes entsprechender Weise gethan, indem er an Stelle des zertrümmerten Feudalsystems eine großartige, fest gegliederte Hierarchie des persönlichen, vom Staate anerkannten Verdienstes setzte (T. I. p. 9 sqq.). Wie im

politischen Leben sich über den Cantonversammlungen die Wahlcollegien, der gesetzgebende Körper, der Staatsrath, der Senat, die Großwürdenträger erhoben, wie in der Armee und der Verwaltung vom Unterofficier und Feldhüter bis zum Marschall und zum Minister die Träger der Gewalt in genau abgegrenzten Wirkungsgebieten aufstiegen, wie auf dem Gebiete der geistigen Arbeit ein streng vorgeschriebener, aber Allen zugänglicher Weg von der Elementarschule, durch das Collége und Lycée bis zum Institut de France emporführte — so habe die gesammte, durch den Kaiser neu geschaffene französische Gesellschaft unter der Aegide der Napoleonischen Idee sich erhoben, eine gewaltige Pyramide, auf breitester demokratischer Grundlage unerschütterlich ruhend und das Haupt über den Wolken von der Sonne des Genius umleuchtet *).

Die nächste Frage ist nun: Wo die Mittel hernehmen, um die so gegliederten Massen derart zu lenken, daß neben

*) Artikel im Progrès du Pas de Calais, 4. October 1843: „Nehmen wir an, eine Regierung stütze sich freimüthig auf die Souveränetät des Volkes, das heißt auf die Wahl, so wird sie alle Gemüther für sich haben, denn wo ist der Einzelne, die Kaste, die Partei, die es wagen dürfte, das aus dem Willen des Volkes hervorgegangene legale Recht anzugreifen? Nehmen wir ferner an, daß sie das Volk organisire, das heißt einem Jeden bestimmte Rechte und Pflichten zuweise, einen Platz in der Gemeinschaft, einen Grad in der socialen Stufenleiter ihm gebe: so wird sie das ganze Volk regimentirt (sic!) und die wahre Ordnung gesichert haben, die als Basis die Gleichheit der Rechte hat, und als Regel die Hierarchie des Verdienstes.“ — Wir glauben, das ist deutlich, und wenn darauf hin sechs Millionen Franzosen den Prinzen zum Präsidenten einer demokratischen Republik wählten, so ist es schon zu begreifen, daß er zwischen den Zeilen der Wahlprotokolle zu lesen versuchte.

der höchstmöglichen Kraft diejenige Sicherheit und Beständigkeit der Bewegung erreicht werde, welche andere Völker in der fest gegründeten Achtung vor dem Rechte und in der Uebung einer auf Gesetz und Herkommen ruhenden Selbstregierung zu finden meinen?

Der prinzliche Schriftsteller hat in Bezug auf diesen Hauptpunkt mit seiner Ansicht niemals zurückgehalten und es ist nicht seine Schuld, wenn man ihn hat mißverstehen wollen.

Mit anerkennenswerther Offenheit gründet nämlich Louis Napoleon, wo er sein System entwickelt, die principielle Berechtigung der Regierung nicht sowohl auf die öffentliche Vernunft, welche eines einheitlichen, ausführenden Organes bedürfe, als vielmehr auf die selbstsüchtigen Leidenschaften der Einzelnen, denen ein kräftiger Zügel und eine Stütze und Führung Noth thue. „Vom Standpunkte unseres göttlichen Wesens aus brauchen wir nur Freiheit und Arbeit, um vorwärts zu kommen; unter dem Gesichtspunkte unserer sterblichen Natur bedürfen wir, um uns zu leiten, eines Führers und einer Stütze.“ Die innere Verwandtschaft mit dem Systeme des göttlichen Rechts liegt hier auf der Hand; ebenso freilich die logische Abirrung des Verfassers, wenn er hinzufügt: „Eine Regierung ist also nicht, wie ein trefflicher Volkswirth gesagt hat, ein nothwendiges Geschwür, *sondern vielmehr die wohlthätige Bewegungskraft des ganzen, socialen Organismus.*“ Oder soll etwa, durch eine Art mystischer, politischer Transsubstantiation jene göttliche Urkraft des menschlichen Geschlechts, welche zum Fortschreiten nicht

des Zügels, sondern nur der Arbeit und der Freiheit bedarf, durch den geheimnißvollen Act des Vote universel aus den Urwählern in ihren Erwählten hinüber strömen, so zwar, daß für die ersteren nichts übrig bleibt, als der gemeine Stoff der sterblichen, von Leidenschaften und Irrthümern beherrschten Natur? Fast kommen wir auf diesen Gedanken, wenn wir lesen (T. I. p. 37): „Für jedes Land giebt es zwei Arten sehr verschiedener und oft entgegengesetzter Interessen: die allgemeinen Interessen und die der Privaten, mit anderen Worten, die bleibenden und die vorübergehenden Interessen. Die ersteren wechseln nicht mit den Generationen: ihr Geist pflanzt sich fort, von Geschlecht zu Geschlecht, durch Ueberlieferung mehr, als durch Berechnung. Diese Interessen können nur durch eine Aristokratie, oder, wenn sie fehlt, durch eine erbliche Familie vertreten werden. Die vorübergehenden und besonderen Interessen im Gegentheil wechseln häufig nach den Umständen und können nur durch die Vertreter des Volkes wohl begriffen werden, welche, sich beständig erneuernd, der treue Ausdruck der Wünsche und Bedürfnisse der Masse sein sollen. Da nun Frankreich keine Aristokratie mehr hat, noch haben kann, — so wäre dort die Republik jener erhaltenden Macht beraubt gewesen, die, eine getreue, wenn auch oft unterdrückende Wächterin der allgemeinen und bleibenden Interessen, Jahrhunderte hindurch in Rom, in Venedig, in London die Größe jener Länder hervorgebracht hat, durch das einfache Beharren in einem nationalen Systeme.“

Wir dächten, das wäre ein unzweideutiges, von französischen Republikanern nicht mißzuverstehendes Manifest. Es stimmt damit ganz überein, was der Prinz drei Jahre später (7. November 1843) seinen zukünftigen Unterthanen über ihre parlamentarischen Gewohnheiten zu lesen gab (Oeuvres T. II). Schon damals sind ihm, dem Gefangenen in Ham, die constitutionellen Ministerwechsel ein Greuel. Höchstens einen absetzbaren Conseils-Präsidenten, einen Orateur Politique der Regierung, will er als Opferlamm auf die parlamentarische Schlachtbank senden. Im Uebrigen verlangt er unabsetzbare, nur dem Erwählten des Volkes, dem demokratischen Dictator verantwortliche Fachmänner: — wie er denn überhaupt auf die von seinem großen Oheim so meisterhaft organisirte Verwendung der Specialitäten aller Art, auf die in dem Staatsrathe gipfelnde Verwaltungsmaschine stets das entscheidende Gewicht legt, in Aufzählung und Anpreisung der Volksrechte über das Zugeständniß der Gleichheit und des allgemeinen Wahlrechts niemals hinausgeht. — Und nun vergleiche man mit diesen Bekenntnissen des verfolgten, nach Popularität strebenden Kronprätendenten das Manifest des glücklichen, auf den Trümmern der Republik sich erhebenden „Erwählten des französischen Volkes". Frankreich, so werden wir da belehrt (in der Einleitung der Verfassungsurkunde), Frankreich sei durch Natur und Geschichte das Land der centralisirten Monarchie. Das französische Volk werde sich nie davon abbringen lassen, für Alles, Gutes wie Böses, sich an die Person seines Oberhauptes zu

halten. Warum also schreiben: Der Kaiser ist unverantwortlich? Da doch die öffentliche Meinung es sich nicht wird nehmen lassen, ihm persönlich die etwaigen Fehlschläge seiner Politik zur Last zu legen. Daraus folge denn natürlich „die Freiheit der Regierung“ (sonst auch wohl schlechtweg Despotismus genannt), die Unverantwortlichkeit der Minister, die Verdammung des Parlamentarismus mit seinen aufgeregten Versammlungen, seinen „die öffentliche Meinung irre führenden“ Reden; ferner die Allgewalt der Beamten nach Unten hin und wiederum ihre unbedingte Abhängigkeit von der Centralgewalt, da ja eben kein anderes Prestige ihnen zur Seite stehe, als eben das des im Vertrauen des Volkes wurzelnden Staats-Oberhauptes.

Man mag in dem Allen den offenen Verzicht auf jede organische Fortentwickelung des öffentlichen Lebens erblicken und die Permanenzerklärung des Despotisme tempéré par l'assassinat et la révolte. Wir wären die Letzten zu widersprechen. Nur lasse man davon ab, auf Grund gelegentlicher theoretischer Ausführungen von anderer Farbe, den Vorwurf der Heuchelei oder den des Wankelmuthes gegen den Mann zu erheben, der durch diese Verfassung einer Republik ein Ende machte, welche ihn, nachdem er dieselben Grundsätze Jahre lang als die für Frankreich passendsten vertheidigt, mit Millionen von Stimmen zu ihrem Oberhaupte erwählte. Man lasse doch dem Erben der Februar-Revolution den von ihm selbst so oft betonten Grundsatz zu Gute kommen, daß man von keiner Regierung billiger Weise verlangen dürfe,

gegen ihr eigenes Lebensprincip zu handeln und einen politischen Selbstmord damit zu begehen, und mache es ihm nicht zum Verbrechen, daß er einst in Stunden freier Betrachtung sich fähig gezeigt, mit klarer Objectivität dem Gegensatze desselben Systems gerecht zu werden, an dessen Durchführung er sich gleichwohl durch ein zwingendes Verhängniß unwiderruflich gebunden weiß! — Viel schlimmer dagegen, als in jenen, von der „Napoleonischen Idee“ freilich scharf genug abstechenden Kundgebungen allseitigen politischen Verständnisses, stellt sich vor dem sittlichen und sachlichen Urtheile des Lesers die Sache des prinzlichen Schriftstellers in nur zu zahlreichen, lediglich auf Rechnung einer rücksichtslosen Parteitaktik zu setzenden Stellen seiner pamphletartigen Abhandlungen.

Obenan steht hier die berüchtigte, seit den Tagen von St. Helena bis zur heutigen Stunde mit der Gedankenlosigkeit eines gewissen Publikums ihr Spiel treibende Bonapartistische „Freiheitsliebe“. Sie macht in den Werbeschriften des Prinzen Napoleon nicht weniger Parade als in dem Lügen-Testament seines Oheims. „Stets ein Ziel vor Augen“, meint der Verfasser der „Napoleonischen Idee“, „wandte der Kaiser die nach den Umständen wirksamsten Mittel an, um dahin zu gelangen. Und welches ist sein Ziel? Die Freiheit!“ Folgt eine geläufige Aufzählung aller der Arbeiten, welche der Kaiser nothwendig vollbringen mußte, ehe er sein Werk durch die Freiheit krönen konnte, als da sind: Beseitigung der Parteien, Erneuerung des öffentlichen Geistes, Wiederherstellung der Religion, der politischen Ueberzeugung, oder

wenigstens eines dieser beiden Dinge; sodann Herstellung der Achtung vor dem Gesetze, Erschaffung neuer Sitten sammt neuer Grundsätze, Begründung einer bürgerlichen und militärischen Hierarchie, endlich Besiegung der äußeren Feinde und Gewinnung zuverlässiger Bundesgenossen! Man sieht schon, es ist eben keine Gefahr vorhanden, daß dieser Wechsel zu frühzeitig fällig werde. Er wird den zweiten Napoleoniden so wenig in Verlegenheit bringen, als den ersten, und es ist kaum des Ausstellers Schuld, wenn sich immer noch Leute finden, die ihn in Zahlung nehmen. Aber es giebt noch drastischere Effectstellen in der neu-napoleonischen Literatur. Es wird der unverwüstlichen Naivetät des französischen Volksbewußtseins die Stelle geboten (in der Idée Napoléonienne): „Die Napoleonische Idee trete in die Hütten, nicht mit unfruchtbaren Erklärungen der Menschenrechte, sondern mit den Mitteln, den Durst des Armen zu löschen und seinen Hunger zu stillen.“ Die Napoleonische Idee sei wie die des Evangeliums: sie fliehe den Luxus, sie bedürfe weder der Pracht noch des Glanzes, um sich Eingang zu schaffen. Nur im äußersten Nothfall rufe sie den Gott der Heerschaaren an (z. B. in Mexico und Cochinchina); demüthig, aber ohne Niedrigkeit klopfe sie an alle Thüren, höre sie ohne Haß und Rachsucht Beleidigungen an, schreite sie beständig voran, ohne Stillstand, denn sie wisse, daß das Licht ihr voran gehe und daß die Völker ihr folgen. Die Napoleonische Idee, im Bewußtsein ihrer Kraft, weise die Bestechung, die Schmeichelei, die Lüge, diese gemeinen Hülfsmittel der Schwäche,

weit von sich zurück.“ — Auf gleicher Linie stehen, speciell für unser deutsches Bewußtsein, die Versuche Louis Napoleon's, die auswärtige Politik seines Oheims mit der öffentlichen Meinung des neunzehnten Jahrhunderts zu versöhnen. Wir sind hiet darauf gefaßt (und müssen es leider sein), uns die Rechnung über die feudalen, für unsere urgermanische Kraft zu schweren und festen Ketten machen zu lassen, von denen die Napoleonischen Siege uns direct oder indirect erlöst haben. (Wollte Gott, es wäre uns heute, nach funfzig Jahren, gestattet, ohne Erröthen die Vermuthung auszusprechen, daß wir auch ohne Jena des Junkerthums uns hätten entledigen können!) Weiter geht schon die Behauptung, daß der Kaiser auf seinen Zügen nach Austerlitz, Jena, Wagram und Moskau nichts weiter im Sinne gehabt, als den Plan, die Unabhängigkeit der Nationen zu begründen. (Daß die Satrapenkönigreiche in Deutschland und Italien Deutsche und Italiener zum Nationalsinn erzogen haben, ist freilich nicht unwahr. Hoffen und wünschen wir, daß auch die innere Politik der „Napoleonischen Idee“ einst Gelegenheit zu ähnlicher Rechtfertigung ihrer Urheber gebe!) Dagegen glauben wir es auf's Wort, aller Versuche boshafter Deutung uns enthaltend, daß auch der große Oheim des Mannes von Solferino und Villafranca einen allgemeinen Krieg stets zu vermeiden bemüht war, daß ein (wo möglich schwächerer) Gegner ihm immer genügte und daß er ohne diese Politik nie über seine Feinde triumphirt haben würde. Preußen, so wird uns bei der Gelegenheit versichert, Preußen habe dem Kaiser unter allen

Staaten das größte Herzeleid zugefügt, nicht etwa durch Leipzig und Belle-Alliance, sondern weil es Ihn, seinen natürlichsten, besten Freund, gezwungen, es anzugreifen und zu zerstören. Denn der Kaiser habe Preußens nothwendig bedurft, um Oesterreich und Rußland unbeweglich zu halten, und nur auf uns wäre es angekommen, aus diesem natürlichen Verhältnisse die größesten und dauerndsten Vortheile zu ziehen. In hergebrachter Weise wird dann den deutschen Patrioten und Philosophen der Text gelesen, weil sie, unvermögend, dem Aufschwunge des Kaisers zu folgen, für einen Strahl von Freiheit mitgeholfen hätten, den Heerd der Civilisation zu verlöschen; so wie überhaupt den fremden Nationen derb die Wahrheit gesagt wird, weil sie im Unmuth über ein vorübergehendes Uebel eine ganze Zukunft der Unabhängigkeit leichtsinnig zurückgewiesen hätten!

Neben diese seltsamen Versuche, die Politik des ersten Kaisers alles Einflusses menschlicher Leidenschaft zu entkleiden, treten nun die nur zu zahlreichen Stellen, in welchen Louis Napoleon ohne eine Spur von Pietät vor historischer Wahrheit sich der Geschichte, ganz im Stile des Pamphlets und der von ihm so bitter angefeindeten Tribüne, als eines zu beliebigem Gebrauche gefüllten Arsenals für die verwegensten Unternehmungen des Parteiinteresses bedient. Das Bedürfniß, der Juliregierung auf jede Weise in der öffentlichen Meinung zu schaden, beherrscht hier jede andere Rücksicht. Vor Allem ist der Prinz unerschöpflich in Declamationen über Corruption und heimtückische Mißachtung des Volksrechtes. 1832, in

seiner Erstlingsarbeit, den Rêveries politiques, jammert er, wie freilich die gesammte Jugend jener Jahre, über die bevorzugte Minderzahl, welche, trotz der siegreichen Revolutionen, überall das Volk ihrem Vortheile und ihren Launen zum Opfer bringe. Noch mehr aber, als die schroff auftretenden Despoten, ist ihm damals ein Erwählter des Volks zuwider, der dasselbe corrumpirt und eine, für einen Augenblick siegreiche Umwälzung für sich auszubeuten versteht. Später, als Prinz Louis, zum zweiten Male durch die großmüthige Schwäche Ludwig Philipp's dem keck herausgeforderten Verderben entrissen, in Ham seinen Studien nachgeht, nimmt er sich nicht übel, die Züge des Juli-Königs gelegentlich unter die Maske — Jacob's II. von England zu zwängen. „Jacob sei einfach von Sitten gewesen, habe in seiner Jugend tapfer für das Vaterland gekämpft, sei in der Schule des Unglücks erzogen, die so oft gerühmt werde und (wie auch heute noch freilich Jedermann sehen kann) dennoch oft so unfruchtbar sei! Bei alle dem sei er der schlechteste König gewesen, denn er habe nichts Englisches an sich gehabt, weder den Geist, noch das Herz, noch das Interesse, noch die Religion seines Volkes (Anspielung auf die protestantische Herzogin von Orleans?), nicht einmal seine Vorzüge seien die seines Volkes gewesen." Daß natürlich Ludwig Philipp's zaghafte Friedensliebe bei jeder Gelegenheit vor Gericht gerufen, getadelt und verhöhnt wird, versteht sich von selbst. Mit nicht unverdientem Spott blickt der Gefangene in Ham auf die pomphaft-theatralische Apotheose des todten Napoleon hin, während man den lebendigen

Vertreter und Erben des großen Mannes unter Schloß und Riegel halte! Es fehlt nur noch, daß auch die Preßgesetzgebung verhöhnt wird, welche dem politischen Gefangenen, nachdem er zweimal sein Leben verwirkt, noch die Möglichkeit gewährt, mit solchen Waffen zu kämpfen. Schließlich muß selbst der Schatten des großen Oraniers sich gelegentlich dazu hergeben, dem Erben und Testamentsvollstrecker des „großen plebejischen Dictators" als durchscheinende Maske zu dienen. Die Quintessenz der Idée Napoléonienne, oder wenigstens ein gutes Theil der Stichwörter derselben, wird kühnlich in das Manifest des großen Begründers parlamentarischer Freiheit hinein interpretirt (T. I. p. 256 sqq.). „An der Spitze einiger Truppen", so spricht dort Wilhelm III., „werde ich über die Meerenge gehen und mich England als Befreier zeigen. Die Revolution, welche ich durch meine Armee zu bewirken gedenke, wird diesen Vortheil haben, daß ohne Gefahr für die Ruhe des Landes der Volkswille sich frei wird aussprechen können. Denn ich werde die Kraft haben, alle schlechten Leidenschaften im Zaume zu halten, welche bei politischen Erschütterungen sich immer erheben. Ich werde eine Regierung stürzen, indem ich dabei den Nimbus der Autorität unverletzt erhalte; ich werde die Freiheit ohne Unordnung begründen, und die Macht ohne Gewaltthätigkeit. Um mein Unternehmen und mein persönliches Eingreifen in einem so ernsten Kampfe zu rechtfertigen, werde ich für die Einen mein Erbrecht geltend machen, für alle Andern meine Grundsätze — aber Alles werde ich nur von der freien Abstimmung annehmen, denn

einem großen Volke zwingt man niemals weder seinen Willen, noch seine Person auf."

Das Plaidoyer, wie man sieht, ist nicht übel und macht dem Witze des Verfassers alle Ehre. Es versteht sich, daß weder ein vertheidigendes, noch ein widerlegendes Eingehen auf solche und ähnliche pamphletistische Kunststückchen, die dem Historiker freilich den Hals brechen müßten, hier auf unserem Wege liegt. Für uns haben diese an sich abgethanen Dinge nur noch ein psychologisches Interesse. Welch' eine Mannichfaltigkeit von Contrasten! Welche Mischung von Freimuth und Perfidie, von scharfem Verstande und schimmernder, confuser Sophistik! Auf der einen Seite die Effect haschende Phrase, wie wenn er, von Herrn Thayer in Arago's Auftrage um Nachricht über die mathematischen Studien Napoleon's I. gebeten, antwortet: „Der Feldherr — — löst die größten Aufgaben der transcendentalen Mathematik, denn am Ende seiner Rechnungen steht das Ergebniß: Ruhm, Nationalität, Civilisation!" Auf der anderen Seite oft der knappste, männlich gediegene Ausdruck; feiert unser Autor doch in dieser Richtung unter Anderm einen glänzenden Triumph über den ewig declamirenden Lamartine in einem Briefe, welcher des Letzteren Angriffe gegen Napoleon I. zurückweist (T. I. p. 351 ff.). Dicht neben unversöhnlicher Tücke Zeugnisse ritterlichsten Edelsinns. Wir erinnern z. B. an die Begnadigung des berüchtigten Verschwörers Barbès, weil er Wünsche für den Sieg der Krimm-Armee ausgesprochen. „Ein Gefangener," schreibt der Kaiser an den Vorsteher des Gefängnisses (3. October 1854), „der

ungeachtet langer Leiden so patriotische Gefühle bewahrt, kann unter meiner Regierung nicht im Gefängnisse bleiben. Lassen Sie ihn auf der Stelle und ohne Bedingungen in Freiheit setzen!" — Es ist leicht, über solche Züge, als über billige Schauspielerkünste, die Nase zu rümpfen. Aber wenn wir uns gewisser Perioden aus der Geschichte gewisser uns sehr am Herzen liegender Länder erinnern, so bedauern wir dennoch, daß sie zu solcher Kritik wenig Gelegenheit geben. Und Alles das also tritt uns entgegen als Ausfluß einer und derselben Persönlichkeit, als ein verwickeltes Räthsel, für dessen Lösung diese Betrachtung nun versuchen muß, den richtigen Standpunkt zu wählen. Denn daß der Kaiser nichts weniger ist, als ein vom Winde der Leidenschaften und der Verhältnisse bewegtes Rohr, daß die in der europäischen, namentlich aber der deutschen Presse vor anderthalb Jahrzehnten übliche Auffassung seiner allerdings seltsamen Erscheinung eines der wunderlichsten Quiproquo ist, welches der öffentlichen Meinung eines großen und aufgeklärten Volkes je gespielt worden ist, darüber dürfte Freund und Feind heute einig sein: hat man sich doch alle Tage dagegen zu wehren, daß die einst auf seine Kosten so unerschöpflichen witzigen Kritiker ihn jetzt nicht unserm Volke als eine Art geheimnißvollen, unfehlbaren Zauberers aufschwatzen, der Alles wisse und Alles könne und gegen den jeglicher Widerstand vergeblich sei!

Was nun für uns den Kaiser, auch in seinen Schriften, aus dem Gebiete des Affects vollständig in das der Betrachtung entrückt, das ist einfach jenes Aufgehen seiner

Persönlichkeit in der vom Schicksal ihm bereiteten historischen Situation, welches der Gesammtheit seiner Kundgebungen ganz unverkennbar einen geheimnißvollen Stempel der Naturnothwendigkeit aufdrückt. Die Zuversicht, mit welcher er, oft genug in aussichtslosester Lage, als Prätendent seinem Ziele nachging, ist bekanntlich fast beispiellos in der Geschichte. Man lese die nach dem Straßburger Attentat an seine Mutter geschriebenen Briefe (II. p. 65—96) oder die Aufsätze, mit welchen er in Ham seine Mußestunden füllt, oder seine Vertheidigung vor dem Pairshofe, oder seine Anreden und Proclamationen an das in Furcht vor der Republik zu ihm aufblickende Volk: nirgends auch nur die Spur eines Schwankens, eines Zweifels, eines Bedenkens. Ein einziges Mal klingt ein in dieser Umgebung doppelt seltsam anmuthender Ton tiefer gemüthlicher Bewegung zwischen diesen Kundgebungen bestimmtester Anschauungen und festen Willens hindurch. Der Prinz, nach der Katastrophe von Boulogne als wortbrüchiger Hochverräther verhaftet, erwartet in der Conciergerie seinen Proceß und füllt eine müßige Stunde mit der Uebersetzung von unseres Schiller's Gedicht „die Ideale". „O temps heureux de ma jeunesse, veux-tu donc me quitter sans retour? Veux-tu t'enfuir sans pitié, avec tes joies et tes douleurs, avec tes sublimes illusions? Rien ne peut-il donc t'arrêter dans ta fuite? Tes flots, vont-ils irrévocablement se perdre dans la nuit de l'éternité?" u. s. w. Die Uebersetzung ist, wie man sieht, ziemlich treu und nicht ohne Geschmack. Sie ist Fragment geblieben und schließt mit der Strophe:

„Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze" u. s. w., wo sie charakteristisch genug mit den Worten abbricht: „le silence s'accrut et c'est à peine, si l'espoir jette encore une faible lueur sur mon obscur sentier." Es ist, als sträubte sich die Stimmung des Schreibers, so gedrückt sie ist, dennoch gegen den Ausdruck der vollständigen Entsagung — wie sie sich denn auch bald, in den ersten zu Ham geschriebenen Aufsätzen, wieder zur freudigsten Entschlossenheit hebt. Der vom 15. December 1840 datirte Artikel: „Aux Mânes de l'Empereur", zeigt Schmerz und Entmuthigung bereits vollkommen hinweggewischt. „Aus der Mitte des prachtvollen Leichenzuges, gewisse Huldigungen anderer Leute verschmähend, hast Du einen Blick auf meine dunkle Zelle geworfen, und der Liebkosungen Dich erinnernd, die Du an meine Kindheit verschwendet hast, sagtest Du mir: Du duldest für mich, mein Freund, ich bin mit Dir zufrieden!" Nicht einen Augenblick hat Louis Napoleon während seiner ganzen Prätendenten-Laufbahn durch die parlamentarische liberale Oberfläche des französischen Staatslebens über die innere Natur der von der Revolution und vom Kaiser zurückgelassenen Gesellschaft sich irre führen lassen. Der Lärm der Tribüne täuscht ihn nicht über den Mangel aller ersten Vorbedingungen für die Handhabung gesetzmäßiger, politischer Freiheit. Schadenfroh rückt er den doctrinären Staatsweisen Louis Philipp's es vor, wie die rechtlichen und socialen Zustände des Landes an Rußland und Oesterreich erinnern, während die Vertreter ihres Pays-légal sich in Nachahmung der britischen Aristokratie

gefallen. Es erfüllt ihn mit Entzücken, zu sehen, wie diese Politiker (die Männer der Action nicht weniger als die des „Widerstandes") dem französischen Volke die ersten Lehrmittel der politischen Schule, die Zucht des Vereinslebens und der Selbstverwaltung, entziehen und gleichwohl nicht daran denken, für die starke centrale Kraftentwickelung zu sorgen, welche in Ermangelung eines lebendigen, politischen Organismus allein im Stande ist, die schrankenlose Selbstsucht der Einzelnen unter das Gesetz der Allgemeinheit zu zwingen. Die lahmen Reactionsversuche der Ultramontanen und Legitimisten, die verkümmerten Anfänge der liberalen Bewegung, und mehr als das Alles die unter dieser Oberfläche sich vorbereitenden Erstlingsversuche der socialistischen Demokratie: alle diese sich verwirrenden und kreuzenden Erscheinungen der französischen Epigonenzeit sind ihm Bürgschaften des endlichen Erfolges: denn sie führen ihm den Beweis, daß diese Gesellschaft noch nicht die nothwendigen neuen Organe aus sich erzeugt hat, um nach der großen, zermalmenden Katastrophe sich auf die eigenen Füße zu stellen. Und damit gewinnt sein persönlicher Ehrgeiz die ideale Kraft des Bewußtseins einer geschichtlichen Sendung. Er fühlt sich berufen, eine Lücke in dem Leben seines Volkes zu füllen, die Aufgaben zu Ende zu führen, zu deren Lösung die mechanisch-centralisirende Staatsform des Cäsarismus noch Zeit und Raum haben dürfte, ehe ein neues, aus den Tiefen der Volkskraft aufquellendes Leben sie gründlich und für immer beseitigt. Und in diesem Bewußtsein gehen dieser eminent politischen Natur alle hemmenden

und störenden Rücksichten, die der Leidenschaften und der Schwäche nicht weniger als die des formellen Rechts vollständig unter. „Je suis sorti de la légalité pour rentrer dans le droit.“ Diese Stelle aus seiner Antwort auf das Plebiscit (31. December 1851) ist in des Kaisers Munde sicherlich mehr als die herkömmliche Rechtfertigungsphrase der Revolutionen und Staatsstreiche. Der Mann hat wirklich die volle Ueberzeugung seiner Sendung. In diesem Sinne dürfen wir denn auch nicht verhehlen, daß die Vergleichung seiner zwischen 1848 und 1851 liegenden Taktik mit der seiner republikanischen sowohl, wie seiner monarchischen Gegner in uns nicht die Gefühle erregt, welche in Victor Hugo's beredten Anklagen ihren klassischen Ausdruck fanden. Es wird nicht vergessen werden dürfen, daß die starke Mehrzahl der gesprengten Nationalversammlung in Bezug auf Mangel an aufrichtiger Verfassungstreue dem Präsidenten nichts vorzuwerfen hatte und daß die Republik den Franzosen in der That durch einen Handstreich verwegener Demagogen octroyirt worden war. Nicht daß wir darum das fröstelnde Gefühl verleugnen möchten, welches bei Durchmusterung der politischen Eide und Erklärungen von 1848 (freilich nicht nur der Bonaparte'schen und auch nicht nur der französischen) unsere deutsche Haut überläuft. Dasselbe wäre uns für keine staatsmännische Weisheit feil. Doch darf immerhin daran erinnert werden, daß der Prätendent von Straßburg und Boulogne, der Verfasser der „Napoleonischen Idee“ gegen alle Bemühungen der provisorischen Regierung von vier Departements (Seine, Yonne,

Charente-Inférieure, Corse) wiederholt in die Volksvertretung gewählt worden war, als er fast gleichzeitig mit den Herren Thiers, Montalembert u. s. w. der Republik Treue gelobte. Und als dann der erste, entscheidende Erfolg errungen, als 5½ Millionen französischer Urwähler nicht Lamartine, dem poetischen Redner der Februartage, nicht Cavaignac, dem siegreichen, aber des aufrichtigen Republikanismus verdächtigen Vertheidiger der Ordnung, sondern vielmehr dem Neffen des Kaisers die noch in ihrer Wiege liegende Republik übergeben haben — wer gewänne es von da ab über sich, ohne ein starkes Gefühl bewundernder Theilnahme dem ruhigen, sicheren Gange zu folgen, mit welchem dieser wahrhaft historische und staatsmännische Charakter unaufhaltsam seinem Ziele sich nähert! „Man würde einen schweren Irrthum begehen, wenn man glaubte, daß ein großer Mann allmächtig sei und daß er seine Kraft nur aus sich selbst schöpfe. Errathen, benutzen und leiten zu wissen, das sind die ersten Eigenschaften eines überlegenen Geistes.“ Diese Worte der Idée Napoléonienne (I. p. 32) scheinen uns die beste Charakteristik der Leistungen, durch welche Louis Napoleon seit 1848 die abwechselnd unwillige und zujubelnde Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich concentrirt hat, und billiger Weise sollten wir nicht ihm allein die Schuld beimessen, wenn eine geraume Zeit hindurch sein Volk und seine Epoche ihm nichts Besseres zu errathen und zu leiten gaben, als die Furcht vor den Opfern geschichtlicher Kämpfe, die Sehnsucht nach Ruhe und materiellem Genuß um jeden Preis und die Unfähigkeit zum Verständnisse

eines auf freudiger, selbstthätiger Anerkennung und Handhabung des Rechts gegründeten Gemeinwesens. Des Kaisers Reden und Proclamationen aus den Jahren 1848—1851 (sie sind im dritten Theile seiner Werke gesammelt) sind ein lehrreicher und nur zu getreuer Abdruck der damals in schneller Bewegung auf das Niveau des einfachen Selbsterhaltungstriebes herabsinkenden öffentlichen Stimmung. Das erste Wahlmanifest giebt den französischen Wählern noch gerade so viele republikanische Modephrasen zum Besten, als sie zur augenblicklichen Bemäntelung ihres innerlichen Bonapartismus bedürfen. Dann treten „Ordre“, „Civilisation“ in den Vordergrund; das berühmte und äußerst geschickte, bei dem Besuche in Ham gesprochene Pater peccavi kennzeichnet den Uebergang des Prinzen aus den Reihen der unbefriedigt Strebenden in die der glücklich Besitzenden. Am 31. October 1849 ist „der Name Napoleon schon ein Programm“ und die „Imperfections de nos institutions“ werden zum erstenmale officiell, wenn auch noch in zarter Andeutung, erwähnt. Der 10. December 1849 bringt im Pariser Stadthause, vor der Auswahl des wohlgenährten Mittelstandes den ersten, offenen Angriff gegen das „gouvernement représentatif qui perd son préstige par l'acrimonie du langage et les lenteurs apportées à l'adoption des mesures les plus utiles.“ Am 15. August des nächsten Jahres tritt dann in Lyon das nur von der völligen Verblendung noch mißzuverstehende Programm des Staatsstreiches an's Licht. „Der Erwählte von sechs Millionen führt den Willen des Volkes

aus, er verräth ihn nicht. Der Patriotismus kann in der Selbstverleugnung wie in der Ausdauer bestehen. (Vergleich mit der guten Mutter im Urtheile Salomonis, die ihr Kind lieber in fremde Hände giebt, als daß sie es tödten ließe.) Aber, wenn verwerfliche Anmaaßungen sich wieder belebten, so würde ich sie zur Ohnmacht zurückführen, indem ich noch einmal die Souveränetät des Volkes anriefe. Denn Niemandem steht das Recht zu, sich mehr den Vertreter des Volkes zu nennen, als ich es bin." (Die nur zu natürliche Antwort auf die politische Weisheit der Nationalversammlung, welche die Wahl des Präsidenten in die Hände der Massen legte.) — Noch einmal taucht dann vor den starrköpfigen Schwaben des Elsasses „der rechtschaffene Mann" auf, „der nichts kennt, was über der Pflicht steht." (Straßburg, 22. August 1850.) Von da an aber gewinnt die Sprache ohne weiteren Rückfall an Deutlichkeit. Es wechseln in den zahlreichen Gelegenheitsreden der geschickt variirte Aufruf der materiellen Interessen und die unverhüllte Hinweisung auf des Prinzen Entschluß, dem Lande die von den Factionen vorbereitete Katastrophe des Jahres 1852 zu ersparen. Am 4. September 1850 ist der Präsident in Caën schon bereit, „größere Lasten zu tragen, wenn der Nationalwille sie ihm auflege." Am Tage darauf macht er in Cherbourg bemerklich, daß man seine Macht stärken müsse, wenn man von ihm mehr Straßen, Eisenbahnen, Canäle verlange. Einen wahrhaft drastischen Eindruck macht der Bericht, welchen er am 12. November 1850 unter dem Beifalle der „republikanischen" Volksvertretung über die

zur Erhaltung der Ordnung von ihm getroffenen Maaßregeln abstattet: 421 Maires, 183 Adjoints seien abgesetzt, nur die „Unvollkommenheit des Gesetzes“ habe weiter gehende Schritte verhindert. Außerdem sei in 153 Communen die Nationalgarde aufgelöst und von energischen Maaßregeln seien die gefährlichen und verwerflichen Landschulmeister getroffen worden. Wenn dann nach einer Erinnerung an seinen Eid die Versicherung, daß 1852 das Volk feierlich seinen neuen Willen verkünden werde und die energische Forderung einer Revision der Verfassung den Schluß macht, so wird man zugeben, daß der Redner seine Meinung nicht mehr verhüllt, als es der nothdürftigste parlamentarische Anstand fordert. —

Was später gefolgt ist, liegt außerhalb der uns gesteckten Grenzen, da es nicht unsere Absicht sein kann, diese literarhistorische Studie zu einer Kritik der neueren Geschichte des europäischen Staatensystems zu erweitern. Nur ein Schlußbekenntniß glauben wir dem Leser noch schuldig zu sein. Wie alle Parteien gegenwärtig zugeben, hat der Mann des 2. Decembers, ohne im Innern den zwingenden Gesetzen seines Systems untreu zu werden, die Erwartungen von Freund und Feind durch seine Leistungen weit übertroffen. Seine erste große Action hat die Russenfurcht von den Völkern genommen, seine zweite hat eine hochbegabte Nation von langem politischem Scheintode erweckt. Weit entfernt, die phantastische Eroberungssucht seines Vorgängers nachzuahmen, hat er eine bewundernswerthe Mäßigung im Glücke gezeigt und den Vergrößerungsgelüsten der Franzosen schwerlich mehr nachgegeben,

als er es mußte, um seine Popularität zu erhalten. Auch im Innern ist auf die ersten Gewaltmaaßregeln der kämpfenden Tyrannis eine milde, den Einzelnen schonende Praxis gefolgt. Mit einem mächtigen Schritte über seine eigenen Jugendideen und seine Ueberlieferungen hinaus, hat der Kaiser dem Freihandel in Frankreich die Bahn gebrochen, ist er dem Continent mit Anbahnung wichtiger Verkehrserleichterungen vorangegangen — und gegenwärtig sehen wir, nachdem die schwere Verwickelung der polnischen Frage den gefürchteten Zusammenstoß für den Augenblick nicht gebracht hat, den napoleonischen Einfluß in einer unserer theuersten Nationalangelegenheiten auf der Seite des deutschen Volksrechts thätig, während England seinen ganzen Einfluß bisher vergeblich aufbietet, den Neffen Napoleon's zum Bunde gegen die Nachkommen der Sieger von Belle-Alliance zu gewinnen*). Da tritt denn die Frage an uns heran, ob dieses Heer von auf uns einstürmenden Thatsachen einen zwingenden Grund für uns mit sich bringt, vor der „Napoleonischen Idee", und wäre es auch nur in ihrer Anwendung auf Frankreich, definitiv die Waffen zu strecken, sie als das letzte Wort der französischen Revolution anzuerkennen und uns darein zu ergeben, die idealen Gewalten des Lebens: die Kraft des die Wahrheit uneigennützig suchenden Gedankens und der, für die Verwirklichung des Rechts sich einsetzenden, sittlichen Persönlichkeit aus dem politischen Leben eines großen, einflußreichen Culturvolkes verschwinden zu

*) Während des jetzt beendigten Krieges geschrieben.

sehen? Oder hätten wir gar Veranlassung, auf die Luftspiegelungen der, das Gebäude der Macht und Ordnung einst zu krönen bestimmten, Napoleonischen „Freiheit" uns einzulassen? Die nahe liegende Bemerkung, daß die demagogische militärische Dictatur eines ungewöhnlich begabten Trägers bedürfe, den die Natur der Dinge ihr gleichwohl nicht garantire, scheint uns für eine verneinende Beantwortung dieser Frage kein hinreichender Grund. Haben doch Tiberius und Commodus so gehorsame Unterthanen gefunden, als August und Marc Aurel, eine Aussicht, vor der ja auch Herr Romieu und Consorten mit nichten erschrecken. Wir aber glauben, daß es hier auf menschliche Zufälligkeiten viel weniger ankommt, als darauf: wie lange noch jenes Wort des ersten Kaisers eine Wahrheit bleibt, auf welches der Verfasser der „Napoleonischen Idee" sich vornehmlich und mit gutem Grund beruft: „daß nämlich die Revolution das französische Volk in eine zusammenhangslose Masse von Sandkörnern aufgelöst habe, welche der Wind vor sich hertreibe, so lange nicht die Disciplin einer allmächtigen Regierung sie zu einem Felsen zusammenkitte." Daß die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts dem Kaiser Recht gegeben haben, wer dürfte es leugnen? Die französische constitutionelle Schule, mit ihrer äußeren Nachahmung englisch-aristokratischer Formen bei gänzlichem Mangel an Verständniß für den communalen Geist der englischen Freiheit — und fast mehr noch die socialistische Romantik, mit ihren Träumen von der beglückenden Allgewalt des auf dem allgemeinen, directen Stimmrecht ruhenden Staates: — alles

das entschuldigt die französischen Urwähler vor der Hand nur zu sehr, wenn sie sich glücklich preisen, unter dem Schutze einer kräftigen, intelligenten Bevormundung zu leben, wenn sie sogar stolz auf ihre Nachbarn herab blicken, froh einer Regierung, die jeder individuellen Kraft die Bahnen des Ehrgeizes und des Gewinnes ehrlich eröffnet und an die schwer zu erringenden, höheren politischen Tugenden keine Ansprüche macht. Eine andere Frage aber ist es, ob diese Erscheinungen der freien Presse des Auslandes das Recht geben, für Frankreich die Aera der Cäsaren einläuten zu helfen, und die „große Nation" für den Verlust ihres bürgerlichen Selbstbewußtseins, ihres idealen Forschertriebes, ihrer geistigen Führerschaft ein- für allemal durch Eisenbahnen, gut rentirende Actien und militärisch-diplomatischen Schimmer abgefunden zu glauben. — Wir unsererseits halten äußerst wenig von derjenigen Gattung von Vaterlandsliebe, die in vornehmem Stabbrechen über die Nachbarn sich äußert, wie uns denn, beiläufig bemerkt, kaum etwas geschmackloser und unleidlicher anmuthet, als das bekannte, bauernstolze Pochen so vieler Engländer und englischer Amerikaner auf ihre Race, ihr durch keine geistige Anstrengung zu ersetzendes „angelsächsisches Blut". Speciell haben wir in Deutschland gerade in diesem Augenblicke herzlich wenig Veranlassung, uns mit politischen Erfolgen zu brüsten. Und doch, wer der Ansicht wäre, daß politische Tüchtigkeit, Befähigung zur Selbstregierung, wenn einmal zu Grunde gegangen, sich ebenso wenig im Charakter eines Volkes wieder herstellen läßt, als etwa ein durch menschliche Thorheit

vernichteter Urwald auf hohem, kahlem Gebirge — müßte einen Solchen, trotz alledem und alledem, nicht gerade ein Blick auf preußische und deutsche Verhältnisse eines Besseren belehren? Wie lange ist es denn her, daß noch die ganze französische Bevormundung auf dem deutschen Bürger und Bauern lastete, nur ohne ihre glänzenden und erhebenden Seiten, nur ohne die Energie und die Unparteilichkeit der überrheinischen Centralisation? Was waren es denn für Bürger, die Stein mit der Städteordnung beschenkte? Oder, um näher Liegendes zu erwähnen, welch' eine Sorte von Urwählern bediente sich denn 1848 bei uns zuerst des politischen Wahlrechts und welcher Art waren die Leser und — die Journalisten, welche sich damals der jungen Preßfreiheit erfreuten? Ja, wie verhielten die politischen großen Versammlungen des denkwürdigen Jahres sich zu den deutschen Volksvertretungen, welche gegenwärtig, unbeirrt durch die Ungunst der Zeit, fest gegen die eigene Leidenschaft, wie gegen den Hohn der Gegner und die Ungeduld der Freunde, an der Begründung des deutschen Rechtsstaates arbeiten? Es scheint uns nicht schicklich, noch gerathen, Angesichts dieser Erfahrungen leichtfertige Zweifel an der politischen Bildungsfähigkeit eines geistreichen, thatkräftigen, von dem vollen Strome der europäischen Civilisation umflutheten Volkes zu erheben. So weit wir mit französischen Dingen bekannt sind, glauben wir sogar in greifbaren Erscheinungen schon jetzt eine Garantie zu sehen für eine von der „Aera der Cäsaren“ sehr verschiedene Gestaltung der Zukunft. Mit Theilnahme und Genugthuung haben

wir von Anfang an die rühmlichen, auf eine intellectuelle und sittliche Vertiefung und Wiedergeburt gerichteten Arbeiten verfolgt, in welchen seit der Katastrophe von 1851 ein nicht geringer Theil der französischen Literaten Trost und Entschädigung sieht. Wir erinnern an des leider zu früh dahin gegangenen Tocqueville wahrhaft bahnbrechende Thätigkeit, an des Veteranen Odilon Barrot anticentralistisches Glaubensbekenntniß, an die consequente und ehrenwerthe Haltung der Revue des deux Mondes, an die soliden Leistungen von Jules Simon (la Liberté), von Duvergier d'Hauranne (histoire du gouvernement parlementaire), von Viel=Castel (histoire de la restauration), von Jules de Lasteyrie (histoire de la liberté en France), von de Rémusat (politique libérale), und mögen auch dem demokratisch=doctrinären Vacherot (la démocratie) ein Wort der Anerkennung nicht versagen. Sie Alle und eine nicht geringe Schaar von Gleichgesinnten wissen trotz der Napoleonischen Censur einen gesunden Samen politischer und historischer Erkenntniß auszustreuen, dessen Keimkraft sich eines Tages bewähren dürfte. — „Die Zeit der Entmuthigung ist für die Freiheit und ihre Freunde vorüber. Der edle Saft steigt wieder empor und die fruchtbaren Zweige, an denen unsere Jugend sich nährte, fangen wiederum an, schöne Früchte zu treiben." — Wir glauben, diese von Forcade vor drei Jahren geschriebenen Worte, wenn auch ohne sanguinische Hoffnungen, so doch mit ruhiger Zuversicht wiederholen zu dürfen, und vielleicht sagen wir nicht zu viel, wenn wir Napoleon III. selbst für zu verständig und

unbefangen halten, als daß er in seinen „Napoleonischen Ideen" das letzte Wort der französischen Geschichte gesagt zu haben glaubte. Möchte nur ein günstiges Geschick, in Ermangelung menschlicher Weisheit, eine Wendung der Dinge vermitteln, welche die beiden großen Culturvölker des Continents das Werk ihrer geistigen und politischen Wiedergeburt bis zu einem einigermaaßen gesicherten Ergebniß fortführen läßt, ehe ein beklagenswerther Zusammenstoß wieder einmal die elementaren Gewalten entfesselt und die Arbeit von Geschlechtern in Frage stellt!

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstraße Nr. 47.

hte.

onischen
e gesagt
Geschick,
ung der
urvölker
litischen
ten Ge-
Zusam-
ntsetzt

